# 1903-1908

# Georg Müller Verlag München

## Katalog

der in den ersten fünf Jahren des Bestehens erschienenen Buecher
Mit literarischen Selbstcharakteristiken von
Otto Julius Bierbaum / Anna Croissant-Rust, Hanns H. Ewers, Wilh. Fischer in Graz
Rudolf Huch, Richard Schaukal
Johannes Schlaf, Wilh. von Scholz
August Strindberg, Wilh. Weigand
und anderen Originalbeiträgen
Mit den Bildnissen der Autoren
und vielen anderen Illustrationen

München & Leipzig, Weihnachten 1908



# 1903-1908

# Georg Müller Verlag München

## Katalog

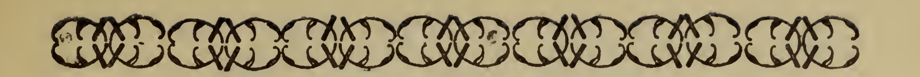
der in den ersten fünf Jahren des Bestehens erschienenen Buecher
Mit literarischen Selbstcharakteristiken von

**Otto Julius Bierbaum – Anna Croissant-Rust, Hanns H. Ewers, Wilh. Fischer in Graz, Rudolf Huch, Richard Schaukal, Johannes Schlaf, Wilh. von Scholz, August Strindberg, Wilh. Weigand**

und anderen Originalbeiträgen
Mit den Bildnissen der Autoren
und vielen anderen Illustrationen

München & Leipzig. Weihnachten 1908





## Inhaltsverzeichnis

Huch, Kilian, Kurz, Louis, von Mander, Marsop, Mielke, Necker, Pochinger, Pasolini, Poestion, Poske, Schmitz, von Scholz, Schwindrazheim, von Stein, Voll, Wachler, Weigand, Weingartner.

## Des Kataloges dritte Abteilung: Liebhaberdrucke und Gesamtausgaben

Ariost, Heinrich Bebel, Brentano, Casanova, Castiglione, Cellini, Cornazano, Der im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde Cavalier, Diderot, Hanns Floerke: Über das Leben des Benvenuto Cellini und über Perlen älterer romanischer Prosa, Galiani, E. T. A. Hoffmann, Kürnberger, die Liebesbriefe der Lespinasse, Marot, Montaigne, Sacchetti, de la Sale Morlini, Straparola, Heptameron, Petronius, Poggio, Puschkin, Rabelais, Thackeray, Turgenjew.

### Porträts:

Peter Halm: Bildnis von O. J. Bierbaum und Wilhelm Weigand.
Paul Renner: Die übrigen Porträts.

### Bildbeigaben:

Franz von Bayros: 2 Zeichnungen zu Diderot, Kleinode und 2 Zeichnungen zu de la Sales Novellen.
Peter Halm: Titel zu Ariost.
Bruno Paul: Titel zu Fuchs, Eulenspiegel.
Franz Graf Pocci: Silhouetten aus der Biographie Alois Dreyers.
Paul Renner: 2 Zeichnungen zu Straparola, Titel zu Cellini, Bierbaum, Sonderbare Geschichten, Heptameron, Titel und Druckausstattung des Kataloges.
Emil Rudolf Weiß: Titel zu Bierbaum, Prinz Kuckuck.

---

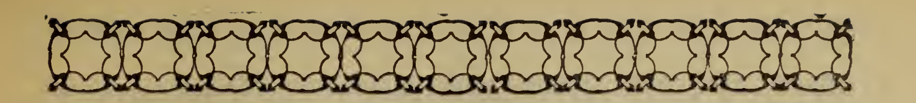
Gedruckt zu München durch M. Müller & Sohn
im Jahre
M · DCCCC · VIII



# Wilhelm Weigand

*Peter Halm d.*





# Geleitwort des Verlegers

Mein Verlag wurde am 1. Oktober 1903 gegründet. Den Grundstock bildeten die Werke einiger Autoren, die aus dem Verlage von Georg Heinrich Meyer in Berlin erworben worden waren und die auch heute noch meinem Verlage angehören. Ich nenne Wilhelm Fischer in Graz, Hans Grasberger, Rudolf Huch, Adolf Pichler, Wilhelm Weigand.

Wie diese Namen kein Programm nach irgendeiner Richtung hin bilden — sie gehören alle zu den Programmlosen und hielten resp. halten sich dem Cliquenwesen fern, — so vermeidet auch mein Verlag geflissentlich jeden Anschluß an irgendeine bestimmte Richtung und macht es sich statt dessen zur Aufgabe, das Echte, Ungekünstelte, Gute überall aufzusuchen und es in würdigem Gewande der Allgemeinheit vorzulegen.

Diesem Grundgedanken entsprechend bildete sich mein Verlag nach zwei Seiten hin aus: Er ist sowohl retrospektiv, als auch auf die Gegenwart und die Zukunft gerichtet.

Die Wiedererweckung älterer Literaturen und das liebevolle Sichversenken in ihren Geist ist wohl eines der bezeichnendsten Merkmale unserer Zeit, die man in literarischer Hinsicht mit Recht eine Schatzgräberperiode nennen darf; denn die Ansicht rasch aburteilender Negotianten, es handle sich mit dieser Periode der Neuausgaben lediglich um geschäftsmäßige Verlegermache, geht durchaus fehl.

Ich behaupte: Diese Wiedererweckung der Vergangenheit, die Neuherausgabe hervorragender älterer Werke liegt ganz im Sinne der Zeit selbst, die den gleichen Zug ja auch auf den Gebieten der bildenden Kunst, der Musik und sogar der Naturwissenschaften betätigt. Ich erinnere nur an das Zurückgehen unserer Kunstgewerbler auf die behaglich-anmutigen Stilformen des ersten Viertels des 18. Jahrhunderts, an die Jahrhundertausstellung, sowie an die verschiedenen retrospektiven Veranstaltungen. Ferner an die Bestrebungen der Vereinigungen für klassische Musik, an die Neuherausgabe der Klassiker für Naturwissenschaften, an die Begründung von Museen der Meisterwerke der Naturwissenschaften und Technik ꝛc.

Das alles sind Zeichen einer allgemeinen Naturnotwendigkeit, Merkmale eines Bildungsdranges, der auch die untersten Volksschichten erfaßt hat. Das Interesse an der Vergangenheit und ihren kulturellen Erscheinungen zieht immer weitere Kreise, und mit dem steigenden Kulturniveau wächst auch die Zahl derjenigen, die in die Beziehungen früherer Literatur- und Kulturepochen zu unserer Zeit tiefer und tiefer eindringen wollen.

Hand in Hand damit geht auch eine Verfeinerung des Geschmacks, eine Steigerung der Ansprüche an die Buchausstattung, wovon noch an anderer Stelle des Kataloges Näheres zu sagen sein wird.

Im Gegensatz zu den meisten anderen Unternehmungen, welche die Dichter zu Brevieren, Anthologien, Gedankensplittersammlungen ausschlachten, geht mein Verlag vom Prinzip der Vollständigkeit aus. Jene vielen literarischen Bonbons, die heute dem Publikum geboten werden, verleiten nur zur Oberflächlichkeit. Man kann einem Dichter nicht gerecht werden, es ist unmöglich, ihn in seinem Innersten zu erfassen, wenn man ihn nur in einer kleinen, und sei es in einer noch so geschickt gemachten Auswahl kennt. Erst aus seinem Gesamtschaffen vermögen wir uns ein Bild seiner Wesenheit, seiner Eigenheit zu formen.

Aus dieser Erwägung entstanden und entstehen meine E. T. A. Hoffmann-, Brentano-, Lenz-Montaigne-, Thackerey-Ausgaben, die Serie meiner russischen Klassiker-Ausgaben und so manches andere sich noch in Vorbereitung befindliche. Aus dieser Erwägung entstanden auch meine Casanova-Ausgabe und die Serie „Perlen älterer romanischer Prosa", die in einer würdigen Übertragung und Ausstattung uns die älteren erzählenden Literaturwerke vorführt. Denn nicht nur von unserer deutschen Nationalliteratur, sondern der gesamten Weltliteratur will der Gebildete heute eine möglichst vollkommene Kenntnis haben.

Nun wird man einwenden, daß den wirklichen Genuß an einem Werke nur die Lektüre in der Ursprache selbst ermögliche. Mag immerhin an dieser Behauptung etwas wahres sein, so kann man doch andrerseits gewiß nicht von jedem Literaturfreunde verlangen, daß er russisch oder schwedisch verstehe. Zudem dürften auch die wenigsten unter den Gebildeten der modernen Konversationssprachen in dem Maße mächtig sein, um etwa Rabelais, Montaigne oder Thackerey oder gar die alten Italiener in der Ursprache mit Genuß lesen zu können.

Freilich wird heute viel zu viel und vor allem viel zu wahllos übersetzt, aber diese Übersetzertätigkeit, die so manchem wertlosen Romane zugute kam, dehnte sich seltsamerweise nicht auf das Große und Gute der vergangenen Epochen aus. Gerade hier aber will mein Verlag einsetzen und nicht nur bekanntes zu erneuter und erhöhter Geltung bringen, sondern auch noch nicht hinlänglich gegewürdigte oder zu Unrecht wieder in Vergessenheit geratene Autoren ins richtige Licht setzen. Ich nenne nur Villiers de l'Isle Adam, Gautier, Benjamin Constant, Sterne, Smollet, Fielding, u. a.

Eine Übersetzung hat aber nur dann Anspruch auf Berechtigung, wenn sie mehr bietet als eine Übertragung des Wortsinnes. Es genügt nicht, daß der Übersetzer — und wie wenige unter den vielen werden ihren Originalen wirklich gerecht! — die beiden Sprachen formal beherrsche; er muß nicht nur die Form, er muß den Geist des Originals ohne Verlust an Stimmungsgehalt, ohne Verwischen der stilistischen Feinheiten dem deutschen Leser vermitteln. Wie viel wird heute in dieser Beziehung gesündigt, wie selten sind geistvolle Übersetzungen, literarisch wertvolle Verdeutschungen fremdsprachlicher Werke!

Mein Verlag strebt prinzipiell dahin, in dieser Beziehung nur das Beste zu bieten. Neben alten trefflichen Übersetzungen, wie die klassische Rabelaisübersetzung von Regis, die feinsinnigen Übertragungsarbeiten von Bode, verweise ich auf die Meriméeübersetzung von Richard Schaukal, auf des gleichen Dichters Übertragung von Barbey d'Aurévilly, auf Heinrich Conrads verschiedene Verdeutschungen und auf Hanns Floerkes mustergültige Übertragungen alter Italiener.

Die andere Seite meiner Tätigkeit ist die Pflege modernen Schrifttums, das Eintreten für wenige, aber auserlesene Autoren, deren Eigenart mir Werke bleibenden Wertes zu versprechen scheint, die zur Kenntnis des Geistes unserer Epoche in späteren Zeiten mit beizutragen vermögen. Nebst bekannten, längst anerkannten Namen wie Bierbaum, Croissant-Rust, Enking, Fischer, Rudolf Huch, Isolde Kurz, Langmann, Pichler, Salten, Schaukal, Schlaf, Scholz, Stoeßl, Strindberg, Weigand u. a. findet man in dem nachstehenden Verzeichnis auch neue Namen wie Elchinger, Eßwein, Ewers, Floerke, Freksa, Kolbenheyer, Soyters, Wagner u. a. mehr. Der Erfolg der Werke, meist Erstlingswerke der genannten Autoren, zeigt mir, daß ich

mich in den meisten Fällen in meiner Wahl nicht vergriff. Auch fernerhin wird es mein Bestreben sein, jüngeren Talenten den Weg zur Öffentlichkeit zu ebnen.

Eine Zufluchtsstätte für noch nicht durchgedrungene bedeutende Talente wird sich mit der von Otto Julius Bierbaum begründeten und herauszugebenden Sammlung: „Die Bücherei der Abtei Thelem" eröffnen. Die zu Beginn 1909 erscheinende Sammlung darf wohl allseits auf die günstigste Aufnahme rechnen, bürgt doch der Name des Herausgebers dafür, daß sie nur Erstklassiges enthalten wird; und es kann daher umgekehrt auch erwartet werden, daß die ausgewählten Werke von allem Anfang an entsprechende Beachtung finden.

Schließlich dient ein dritter Zweig meines Verlages der Pflege der Kunst-, Literatur- und Musikgeschichte. Auch hierüber wird das nachstehende Verzeichnis das Nähere zu sagen haben.

Hier seien nur noch ein paar Worte über die Tätigkeit des Verlegers erlaubt, wie sie sich mir darstellt. Die Herstellung eines Buches verlangt eben doch ein wenig mehr Aufwand an geistigen Fähigkeiten und an Zeit, als gemeinhin angenommen wird. Heute wo der Geschmack der meisten Buchdruckereien durch jahrzehntelanges Darniederliegen der Buchkunst auf einem Niveau angelangt ist, das nicht mehr tiefer sinken kann, hat der Verleger die schärfsten Kämpfe durchzufechten, wenn er seine Werke in einer seinen Intentionen entsprechenden Ausstattung herausbringen will. Die Unkultur ist gerade auf diesem Gebiete so sehr Tradition geworden, daß der drucktechnische Schlendrian jede Neuerung oder jedes Zurückgreifen auf alte Buchkultur als einen frivolen Eingriff auf seine Rechte betrachtet und sich demgemäß mit allen Mitteln passiver Resistenz auch gegen den kleinsten Fortschritt sperrt.

Gerade in der Hebung der Kultur der Bücher aber liegt neben der Wahl und der Förderung der Autoren der Reiz und das Erfreuende der Berufstätigkeit für den Verleger, der mehr sein will als ein nüchterner Buchfabrikant. Der Reiz, der dem Verleger seinen mit allen nur erdenklichen Widerwärtigkeiten gepflasterten Weg erst angenehm gangbar macht, liegt in der künstlerischen, schöpferischen Herstellung des Buches, in dem Auffinden neuer, noch unbekannter Talente und deren Förderung.

Getreu dem Prinzip der Selbstbeichte in diesem Kataloge darf wohl auch der Verleger auf die Schattenseiten hinweisen, auf

die Unannehmlichkeiten, die sich ihm in den Weg stellen, ihm an der Verwirklichung lange gehegter und reiflich ausgedachter literarischer Ideen hemmen, ja sein Schaffen für Tage lahm zu legen vermögen. Bringt schon der Werdegang eines Buches in seiner körperlichen Erscheinung, wie erwähnt, oft Ärger schlimmster Art, so stellt auch der Verkehr mit den Herrn Autoren nicht selten starke Anforderungen an die Gemütsruhe. Künstlernaturen haben ja nun einmal ihre Privilegien, aber — seien wir offen — es könnte manches doch anders sein. Doch stellen sich die Hauptunannehmlichkeiten erst nach Erscheinen des Buches ein.

Ist die Herstellung beendet und liegt das Buch fertig da, dann beginnt der Vertrieb. Da ist zunächst dem Buchhändler der Wert des Werkes klar zu machen; es muß ihm gesagt werden, an welche Abschnitte des großen Kreises der Bücherfreunde er sich in jedem einzelnen Falle zu wenden hat. Handelt es sich um einen neuen Autor, so muß ihm dessen Name eingeprägt, muß er überzeugt werden, daß das Buch seinem Inhalt nach alle Förderung verdient. Man kann es bei der ungeheuren Überproduktion, an der jeder Verleger wohl sein Teil Schuld hat, dem Sortimenter nicht verdenken, wenn er auf Grund schlimmer Erfahrungen im Laufe der Zeit gegen alles skeptisch wird, wenn er nur den von vornherein mühelos absetzbaren Werken anerkannter Autoren sein Interesse angedeihen läßt und wenn er den auch noch so lockenden Angeboten des Verlegers widersteht.

Da sollte denn die Kritik nachhelfen und energisch hervorheben, was sie nach strengstem Wissen und Gewissen für empfehlenswert hält. Gegen Ausschreitungen sollte sie allerdings Stellung nehmen, aber sie hätte auch die Pflicht, jungen noch nicht durchgedrungenen Talenten den Weg zu ebnen, den Erstlingswerken begabter Autoren ein milder, aufmunternder Richter zu sein.

Es muß einmal, auch auf die Gefahr hin, anzustoßen, gesagt werden, daß in dieser Hinsicht zumal bei unserer Tageskritik vieles im argen liegt, ja, daß von seiten mancher Kritiker oft geradezu unverantwortlich gehandelt wird. Wie manches echte, zu Großem berufene Talent wird da im Keime erstickt, denn mit dem bekannten Sprüchlein „Jedes wahre Talent setzt sich durch" hat es doch wirklich nicht allzuviel auf sich. Ja, wenn der Betreffende den felsenfesten Glauben an sich selbst und die geradezu heroische Kraft des Ausharrens

und schließlich, was wohl das Wichtigste dabei ist, die zu solchem Ausharren nötigen pekuniären Mittel besitzt, dann schon. Aber wehe dem, der diese Kraft nicht besitzt und auch nicht mit Glücksgütern gesegnet ist! Er wird und muß in seinem literarischen Schaffen zugrunde gehen. Und dabei ertönt überall der Ruf nach neuen Talenten. Immer und immer wieder ergeht die Frage nach in die Zukunft weisendem literarischem Nachwuchs. Kommt dann aber eine junge Begabung mit einem starken Erstlingsbuche heraus, so werden von seiten der Kritiker just die höchsten Maßstäbe hervorgeholt und nicht in Rechnung gesetzt, daß es sich um einen kommenden Mann handelt. Ganz besonders schlimm ist es damit auf dramatischem Gebiet bestellt, wo heute überhaupt nur noch Namen zur Aufführung kommen. Wie schwer es ist, einem jungen begabten Dramatiker Zutritt zu einer Bühne zu verschaffen, das weiß wohl jeder, der mit dramatischen Dichtungen zu tun hatte.

Alles das müßte in dem Momente anders werden, wo unsere Zeitungen und Revuen der literarischen Kritik einen breiteren Raum widmen würden. Vor allem aber sollte die Kritik nicht genötigt sein, just in den schwer auffindbaren Teilen der Zeitung ein Nonpareillezeilendasein zu fristen, das sich nur mit Hilfe einer Lupe entdecken läßt. Freilich ist ja, was derart im Verborgenen blüht meistens nur ein sogenannter „Waschzettel", eine Quittung über den Empfang des Buches, das dann ungelesen die Redaktionsbibliothek ziert oder — zum nächsten Antiquar wandert. Diesem unwürdigen Waschzettelunfug, durch den das Publikum irre geführt wird, müßte endlich einmal gesteuert werden.

Wo soll nun angesichts der großen Teilnahmslosigkeit der Kritik ein Verleger, dem es unsägliche Mühen und große Geldopfer kostet, jüngeren Talenten die Bahn zu eröffnen, Kraft und Lust hernehmen, auch fernerhin nur den inneren Wert eines Werkes und nicht den Verfassernamen über Annahme oder Ablehnung entscheiden zu lassen?

Denn mit dem fragwürdigen Troste, daß für jedes gute Buch früher oder später einmal der Tag des Erfolges kommt, ist weder ihm noch dem Autor gedient. Beide müssen von dem, was sie schaffen, auch leben. Eine eingehende Kritik an hervorragender Stelle würde dem Übelstand abhelfen, eine Stimme, die anerkennt, daß es sich hier um ein gutes Buch handelt, das der Förderung wert ist, kann auch die anderen Kritiker auf das Werk aufmerksam

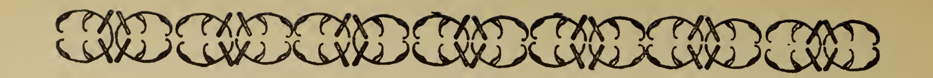
machen. Und wenn auch nicht alle gleich voll des Lobes sind, oie Hauptsache ist ja doch die sachliche Würdigung, durch die junge Autoren bekannt werden.

Ein weiterer Mißstand, unter dem Verleger nnd Autoren gleichmäßig zu leiden haben, besteht im Treiben der Schriftstellerparasiten, der „Um jeden Preis Dichter". Kein Tag vergeht, an dem dem Verleger nicht ein Lyrikband verschämt oder mit der größten Prätention (20 000 Mark Versicherung) auf den Tisch geworfen wird. „Umgehende Beantwortung", „gerade für Ihren Verlag wie kein zweites Werk passend", „Lebensarbeit", „neben dem Besten bestehend" und ähnliche bescheidene Worte begleiten die Sendung. Drei Tage später laufen schon Reklamationen ein, in denen von „Schädigung", „Schadenersatz" ꝛc. die Rede ist. Nach Umlauf einer Woche schreibt bereits der Rechtsanwalt.

Diesen guten Leuten sei hier ein für allemal gesagt: Es ist unanständig, ein Manuskript ohne vorherige Anfrage an einen ernsten Verlag einzusenden, der mehr zu tun hat als die Manuskripte unbegabter Lyriker und Dramatiker zu lesen. Es ist besonders unanständig, diesen oft sehr gewichtigen Manuskripten nicht wenigstens das Rückporto beizufügen. Und es ist die Potenz des Unanständigen, schon nach drei Tagen lärmend zu reklamieren in der Annahme, just als müsse der Verleger dankbar und gerührt sein, daß ihn die Einsendung des Herrn X. Y. zuerst beglückte, und nichts eiligeres zu tun haben, als sie umgehend zu lesen.

Diese Einsendungen, die sich manchmal, ganz besonders wenn ein paar neue Lyrikbände erschienen sind, geradezu erschreckend häufen, können dem Verleger mitunter seinen Beruf verleiden. Doch um so größer ist seine Freude, wenn unter dem Wuste des Unbrauchbaren auch einmal eine gute Sache zum Vorschein kommt; und wenn ein solches Buch in die Welt hinausgeht und Erfolg erringt, dann hat auch der Verleger einmal eine freudige Stunde des Selbstvertrauens und kann wieder Mut schöpfen zur Weiterarbeit.

Mögen auch die nächsten fünf Jahre Verlagstätigkeit meinen Prinzipien und meinen Anschauungen recht geben!



## Otto Julius Bierbaum

### „Mittwegs", Ein Orientierungsversuch

Wo kommst du her? Wo gehst du hin?
Mensch frage dich nach deinem Sinn!
Du mußt nun bald vernünftig sein.
Es ist nicht gut mehr, querfeldein
Zu laufen, wenn die Sonne sinkt.
Du tatest manchen guten Sprung
Nach Bocks Manier; nun ists genung:
Nun geh gradaus, wohin dichs winkt.
Was winkt? — Das ist die Frage just,
Der du jetzt Antwort geben mußt.
Antwort: Verantwortung, — und dann
Nach kurzer Ruh mittwegs: voran!

Meine ersten Verse habe ich gemacht, ehe ich schreiben konnte. Es waren Auszählverse beim Haschespielen. Bald darauf folgte eine Art Choral: das erste Dokument des Einflusses, den das lutherische Gesangbuch auf mich gehabt hat. Mit zwölf Jahren fühlte ich das Bedürfnis, Konradin den letzten Hohenstaufen zum Helden eines Dramas zu machen. Es begann mit den Worten eines Gespielen des Königssohns:

Geliebter Freund, nun müssen wir uns trennen!
Du gehst. Ich bleibe. Alles ist vorbei.

Da ich mich in meinem dreizehnten Jahre (nicht zum ersten Male, aber zum ersten Male unglücklich) grausam verliebte, erfolgte gleichzeitig eine lyrische Explosion von ungemeiner Heftigkeit. In dieser Zeit war ich Realist. Ich besang die Sommersprossen meiner Geliebten, die fünf Jahre älter war als ich und mich nie eines Blickes gewürdigt hat. Hätte sie es erfahren, daß ich von ihrem Antlitz gesagt hatte: die Sonne habe es mit Zimmt bestreut, so würde sie mir die lyrischen Ohren lang gezogen haben. Sodann erfaßte mich der Zweifel an der Existenz Gottes und machte sich in rollenden Rhythmen breit, die ich, unverschämt genug, dem Pastor überreichte, der mich konfirmieren sollte. Es war dies aber ein sehr liebenswürdiger und weiser alter Herr, der mir dafür nur einen ganz leisen väterlichen Backenstreich



Otto Julius Bierbaum

Peter Halm d.



gab, indem er sagte: „Warts nur ab, mein Junge; der liebe Gott kommt schon noch zu dir und nimmt dich beim Krawattl.“ — Um dieselbe Zeit hatte ich einen Lehrer im Deutschen, den ich sehr bewunderte, da ich beim gemeinsamen Baden in der Elbe gesehen hatte, daß er eine breite Säbelnarbe auf der Brust trug. Einmal ließ er uns einen Aufsatz ohne Thema schreiben: „Bildet euch mal eine Geschichte ein!“ sagte er. Und ich schrieb die heroische Erzählung eines Gefechtes mit Turkos, bei dem er als Offizier verwundet worden sei. Er gab mir den Aufsatz nicht in der Klasse zurück, sondern ließ mich auf sein Zimmer kommen. Ich hatte schreckliche Angst, als ich im Korridor warten mußte und hörte, wie er mit großen Schritten im Zimmer auf und ab ging. Plötzlich tat sich die Türe auf und der furchtbare Dr. Boxberger stand in seiner ganzen Größe vor mir, eine dicke Zigarre im Munde. Wenn ich mir ihn heute vorstelle, so vermischt sich sein Bild mit dem Nietzsches. Gewiß ist, daß er einen ebenso martialischen Schnurrbart hatte, wie dieser, eine ebenso starke Nase und ebenso blitzende dunkle Augen. In der rechten Hand hielt er ein Buch mit Goldpressung. Ich weiß das noch ganz genau, weil ich immerzu darauf hinsah, um nur nicht seine Augen unter den dichten Brauen sehen zu müssen. Seine ersten Worte waren ganz dazu angetan, meine Angst zum Entsetzen zu steigern. Er rief mit seiner übrigens schönen, aber barschen Stimme: „Nur herein, du Schuft!“ Mein Erstaunen war groß, als er mir dann das Heft ganz freundschaftlich um die Ohren schlug und dabei mit Lachen sagte: „Du bist ein Filou, mein Sohn! Will sich das Kerlchen eine Zensur Ia mit drei Sternen ergattern, indem es seinen Magister zum Kriegsgotte macht! Was?“ Da protestierte ich nun aber ebenso unerschrocken wie bestimmt. Denn daran hatte ich wirklich nicht gedacht. Er kniff ein Auge ganz zu und blinzelte mich mit dem andern an: „Wirklich nicht?“ — „Meine rechte Hand!“ sagte ich mit der unter uns Jungen üblichen Beteuerungsformel. Er nahm sie in die seine und lachte laut auf: „Na, dann soll dir der Unsinn verziehen sein. Ich habe den Hieb nämlich als Student gekriegt. Aber das tut nichts zur Sache. Du hast recht munter drauf los phantasiert. — Was willst du denn werden?“ — „Offizier!“ antwortete ich. — „Was? Ich dachte: Dichter!“ — Dieses Wort schlug gewaltig bei mir ein, und ich glaube, daß ich seit jenem Tage so unverschämt gewesen bin mir einzubilden, ich könnte einmal ein Dichter werden. Daß ich es von

da ab bewußt werden *wollte*, ist gewiß. — Mein nächstes Opus (Opus I insofern, als es noch vorhanden ist) war die Schilderung einer Reise im Thüringer Walde, die ich meiner Mutter zum Geburtstage widmete. Es ward darin ebensowohl von den Thüringer Cervelatwürsten als von der Schönheit der Natur gehandelt. Das Einleitungsgedicht auf die Wartburg ist meiner unmaßgeblichen Meinung nach eine prachtvolle, nur leider ungewollte Parodie auf die damalige Durchschnittslyrik. Ich behaupte, daß meine früheren Gedichte besser waren: echter, reinlicher. Und so begann das Ungetüm:

> Erhabene Burg! Mit deinen hohen Zinnen
> Wie blickst anmutig nieder du ins Tal!

Seit meinem fünfzehnten Jahre schäme ich mich dieses Quatschpoems, und meine (am fürchterlichsten zu Beginn meiner zwanziger Jahre hervorgebrochene) Wut auf die damaligen Klischeelyriker (heute gibt es geschmackvollere, die aber darum nicht wertvoller sind) führt sich gewiß darauf zurück, daß mich selber ihr Schleim einmal angekleckert hat.

In der Tertia der Leipziger Thomasschule schrieb ich während der Mathematik- und Religionsstunden mit einem Kameraden (der jetzt Staatsanwalt ist) um die Wette Ghaselen. Auch dieses Heft ist noch da. Und ich finde heute wie damals, daß die Ghaselen des jetzigen Staatsanwalts viel besser sind als die meinen.

Damit komme ich auf ein ernsthaftes Problem, das mich oft beschäftigt hat und auch jetzt noch manchmal heimsucht. Warum, so muß ich mich immer wieder fragen, ist aus meinem Freunde, der ausschließlich und intensiv für Künstlerisches interessiert war, ein Staatsanwalt geworden? Hätte er sein Talent nicht ebenso ausbilden können, wie ich das meine? Messe ich meine Versuche an den seinen, so ergibt sich mindestens eine größere Frühreife seiner Begabung, und ich bin geneigt anzunehmen, daß er, der auch der schärfere, gebildetere Geist, der fleißigere Arbeiter war, es weiter gebracht hätte als ich, wäre er nicht zu einem Brotstudium und dann zu Amt und Würden abgeschwenkt. Die Bestimmung zu einem künstlerischen Berufe muß wohl tiefer im Wesentlichen eines Menschen liegen und irgend etwas noch Ausschlaggebenderes umfassen, als es das Talent ist. Ich glaube, daß es viel mehr künstlerische Talente als künstlerische Naturen gibt. Das Talent allein macht noch keinen Künstler.

Es stirbt ab, schläft ein, oder, da es, wie die Erfahrung lehrt, zuweilen schmerzlich (oft als Kritik) aufmuckt: es verkalkt sich im Gemüte, wie sich die Trichine im Muskelgewebe verkalkt, wenn es nicht wach und lebendig erhalten wird durch den ungestümen Drang der künstlerischen Natur, sich auf jede Gefahr hin zu betätigen: auch auf die Gefahr hin, bürgerlich zugrunde zu gehen. Der geborene Künstler hat etwas vom Abenteurer: der Trieb zur Freiheit von bürgerlichen Fesseln ist ebenso stark in ihm, wie der Trieb zum Spiele, zum Erschaffen einer Scheinwelt. Wer es nie vermag, seine Sache auf nichts zu stellen, wird schwerlich Künstler. Trotzdem können auch Künstler einmal Philister werden (Seht euch nur um! Der Plumpsack geht rum!) Aber in den Tagen der Entscheidung ist jeder einmal ein zweifelhafter Bürgersmann gewesen.

In der Sekunda wurde ich schon frecher. Da schrieb ich unter dem Vorwand einer Satire auf Spiritismus und Vegetarianismus eine durchaus verruchte Komödie, in der (da das Ding aufgeführt wurde) einige der Herren Präzeptoren in Steifleinen die Bühne beschritten. Ein wunderlicher Vers daraus ist mir in der Erinnerung geblieben:

**Her mit der Wurst, mit der Wurst, mit der Wurst! Ich würge dich Würstler!**

Den Vers könnte ich gestern auch noch geschrieben haben. Es ist überhaupt sonderbar: wenn ich meine Schulaufsätze durchlese, die ich damals (immer in der Nacht vor der Ablieferung) geschrieben habe, so finde ich alle meine heutigen literarischen Unarten bereits vor, und mein damaliger einziger Kritiker, der die Majestät der roten Korrigiertinte für sich hatte (wir nannten ihn respektlos „die Funzel"), hat sie gleichfalls schon damals als solche erkannt. Wie oft, wenn ich heute gewisse Kritiken über meine Arbeiten lese, denk ich gerührt: Sieh da, die Funzel!

Dabei stand ich unter den verschiedensten Einflüssen. Eine Weile tat es mir der knorrige Dreschflegler Johannes Scherr an, aber viel stärker wirkte Ludwig Börne auf meinen Stil ein. Ihm verdanke ich es auch, daß ich zu Jean Paul geführt wurde. Doch wirkte der wie kalte Pracht auf mich. Ich kann es nicht anders nennen, obwohl es gewiß recht sonderbar klingt.

Poetisch ergriffen mich am stärksten zwei Russen: Gogol und Turgenjeff. Ihnen ist meine Bewunderung treu geblieben bis auf den heutigen Tag. Verse las und machte ich damals gar nicht. Das Theater besuchte ich fast nur, wenn Shakespeare auf die Bühne

kam. Wollte ich dann aber Shakespeare lesen, so fühlte ich mich verwirrt, enttäuscht. Es hat mich also das Nackt-Dramatische ergriffen: das bewegte Bild des Lebens. Ich war weder gebildet genug, den Künstler, noch reif genug, den Geist in Shakespeare zu begreifen. Auch mit Goethe und Schiller auf der Bühne ist es mir so gegangen: ausgenommen den ersten Teil des Faust, den ich nach immer wiederholtem Lesen fast auswendig herzusagen wußte. Wie oft schliefen mein Vetter Robert (der jetzt Pastor ist) und ich nach dem gemeinsam hergebeteten Faustmonolog ein! Wenn mich aber der Schlaf meiden wollte, so rief ich ihn herbei, indem ich den Anfang der Odyssee griechisch hersagte, nicht aus Begeisterung für das Gedicht, sondern weil der Rhythmus wie eine Wiege wirkte. (Alle antiken Dichter sind mir auf der Schule zum Ekel gemacht worden. Zu ihrem Genusse bin ich erst auf einem erlauchten Umwege sehr viel später gelangt: über Goethe.) Schon in der Obertertia hatten wir literarische Aspirationen, die über das hinausgingen, was der Stundenplan bot. Wir (an der Spitze der jetzige Staatsanwalt, ferner ein jetziger Heidelberger Professor der Medizin und ich) gründeten ein Kränzchen, in dem wir gemeinsam Dramen lasen und Vorträge hielten. Das Lustigste an diesem Kränzchen war sein Protokoll, in dem wir uns gegenseitig aufs prachtvollste im Stile parlamentarischer Gegner vermöbelten. Es ist mir heute noch ein Genuß, in diesen Heften zu blättern und daraus zu erfahren, daß ich während meiner Präsidentschaft „deutliche Spuren von Cäsarenwahnsinn an den Tag gelegt" habe, wofür dann ich in einer gewaltigen Niederschmetterungsrede von „faktiöser Opposition" sprach. Und wieder fällt mir auf, wie viel mehr Geist und Witz vornehmlich der heutige Staatsanwalt und der heutige Professor in diesen zwar knabenhaften, aber gar nicht dummen Protokollen niedergelegt haben als ich. Aber ich war trotzdem, ob auch immer grimmig angefochten, der Führer und hielt die Sache zusammen. Wir kultivierten besonders die Dramen der Sturm- und Drangperiode; moderne Literatur interessierte uns gar nicht. In der Untersekunda vollzog sich eine Sezession aus dem Kränzchen, weil ich mich gar zu diktatorisch gebärdete. „Gottsched!" rief mir der heutige Heidelberger mit gefletschten Zähnen zu. „Unter diesem Keulenschlage wand sich der Präsident regenwurmartig auf seinem Sitze", berichtet der heutige Staatsanwalt in seinem Berichte. Das Wunderliche an der Sache ist, daß wir uns der Komik dieses Gebarens durchaus

bewußt waren, obwohl wir den Spaß ganz ernsthaft betrieben. Ich bilde mir ein, daß diese „romantische Ironie“ sich unter meiner Präsidentschaft am muntersten entfaltet hat.

Wenn ich hier davon berichte, so geschieht es eben wegen dieser: unter Fünfzehn-, Sechzehnjährigen kaum alltäglichen Erscheinung. Besonders für mich war diese differenzierte Stimmung damals sehr bezeichnend. Ich war aufwallend, inbrünstig, radikal, begeistert, überschwänglich und zugleich der Widerpart von alledem. In meinem Tagebuche, das von einer ganz ungeheuerlichen realistischen Offenherzigkeit ist (so sehr, daß ich nur mit Grauen in diese Blätter wilder Selbstzerfleischung blicken kann), erklärte ich mir unausgesetzt, daß ich ein Monstrum sei, dazu geboren, über alle Begriffe elend zu werden. Ich habe dieses Buch neben mir liegen gehabt, als ich den „Stilpe“ schrieb, es aber nicht gewagt, auch nur eine Stelle, eine Stimmung daraus ungemildert wiederzugeben. Ich bildete mir damals ein, über diesem „furchtbar desperaten Knäbel mit dem wilden Weltschmerzsäbel“ (wie ich mich im Tagebuche selber ansang) zu stehen; heute weiß ich, daß ich nur zu feig und überdies künstlerisch unfähig war, ihn mit einer anderen Gestalt (der des Stilpe) zu amalgamieren.

Gut, daß es so war. Die sehr bittere (im Grunde sehr unreife) Frühreife, unter der der Sechzehnjährige litt, erfordert menschlich und künstlerisch zur darstellenden Bewältigung reifere Gewissenhaftigkeit, als ich sie mit dreißig Jahren besessen habe. Jetzt, da ich sie vielleicht besäße, graut mir viel zu sehr vor jenen qualvollen Zuständen, als daß ich mich, mit anderen Qualen im Kampfe und anderen künstlerischen Zielen zugewandt, damit abgeben möchte. In die Entwicklung meiner Kunst gehören sie aber unbedingt, obwohl sie damals dazu führten, daß ich — Kritiker werden wollte: Journalist.

Einstweilen wurde ich nur ein immer schlechterer Gymnasiast und fing an, auch in dem, was ich geistig auf eigene Faust trieb, immer wahlloser zu werden. Und bald begann das, was ich das große Träumen nennen möchte. Groß, weil es ein unausgesetztes und erstaunlich lang anhaltendes Träumen war. Ich träumte in der Schule, bei den heimlichen Zechereien, in der Tanzstunde, bei den anderen Mädchen: überall und immer. Selbst wenn ich las, träumte ich, und am meisten wenn ich schrieb. Und das waren nun wieder Verse. Gar nicht traumhafte übrigens: viel mehr von höchst sinnlicher

Natur. Aber hinter ihrer Sinnlichkeit vibrierte eine warhaft nachtwandlerische Sehnsucht nach Idealität. War ich früher zerrissen, so war ich jetzt zerweicht.

Damals hat ein Buch, das weder zu den großen Kunstwerken gehört, noch zu den reinen: das eigentlich poetische Genrebilder enthält, jedoch solche, die mit hinreißendem Temperament, ehrlichem Gefühl, souveränem Humor gemalt sind, einen außerordentlich großen Eindruck auf mich gemacht, doch weniger in künstlerischer Richtung, denn als eine Art Lebensperspektive: Die Szenen aus dem Zigeunerleben von Murger. Wir wissen heute, daß es viel mehr sentimental als realistisch, daß es unbewußte Schönfärberei ist. Mir kam es wie das Leben selber vor, — will sagen: das eigentliche Leben, das in der Freiheit, in der Kunst, Kühnheit: im Abenteuer. Es ist der Anlaß zu den ersten Zeilen gewesen, die von mir gedruckt worden sind: im „Echo“, als Entgegnung auf eine abfällige Kritik der Habsschen Übersetzung.

Aus meinem Träumen weckte mich aber auch dieser Nachhall eines versunkenen bunten Lebens nicht auf: Diese Reveille besorgte erst (mehr als ein Dutzend Jahre später) das Leben selbst. Doch gab es meinem Leben am Leben hin eine bestimmte Färbung und erfüllte den Traum mit schärfer umrissenen Gestalten. Denn bisher hatte ich eigentlich nur mich geträumt und um mich herum ein paar weibliche Schattenbilder gestellt.

Ohne gerade viel allein zu sein, fühlte ich mich doch fast immer einsam. Aus der großen Seestadt Leipzig war ich in die kleine Mulde-Stadt Wurzen verpflanzt worden, wo man schon damals englische Biskuits und persische Teppiche machte. Eine Musterauslese der deutschen Gymnasiastenschaft war es nicht, die sich an dem dortigen eben gegründeten Gymnasium regium zusammengefunden hatte. Wenigstens nicht musterhaft vom Standpunkte der Herren Lehrer aus gesehen. Aber es waren ein paar originelle Köpfe darunter, mit denen ich mich äußerlich wohl verstand. Innerlich kam mir nur einer näher, ein sächsischer Pastorssohn aus einer wunderlich gemischten, söhne- und töchterreichen Familie, deren Haupt der liebenswürdig sächsischeste Dorfpastor war, dem ich je begegnet bin, während die Mutter, eine richtige Frau-Rat-Natur, aus der französischen Schweiz stammte. Er war eine gänzlich unproduktive Natur, aber von der merkwürdigsten Abgeschlossenheit eines grundphilosophischen Wesens. Ich habe ihn geliebt und liebe ihn noch,

obwohl ich nicht einmal weiß, ob er noch lebt. Sein Wesen tat mir wohl. Er gehörte zu den wenigen mir vom Leben gegönnten Menschen, deren bloße Gegenwart mich innerlich belebte. Ich nannte ihn in meinem Tagebuche den „Schleusenöffner“, denn es begann in mir zu sprudeln, wenn er bei mir war. Mit ihm zusammen war mir nicht einsam zumute. Er hatte wohl etwas Weibliches, obwohl er das besaß, was Frauen meist fehlt: ironische Toleranz. Da sich damals der künstlerische Keim in mir entwickelte, muß ich diesem guten Zuhörer und gescheiten Zwischenrufer einen positiven Einfluß auf die Entwicklung meiner Art, auf das Leben künstlerisch zu reagieren, einräumen. An einen anderen damaligen Kameraden, mit dem ich noch in freundschaftlicher Verbindung stehe, rieb ich mich mehr. Mit ihm setzte ich die Leipziger Übung fort, in den Schulstunden Verse zu wechseln. Diesmal waren es Distichen. Auch er hätte mit demselben Talentrechte wie ich sich der musischen Freiheit widmen können; hat aber, glaube ich, niemals daran gedacht, sondern immer das Ziel verfolgt, das er auch erreicht hat: ein guter und wohlsituierter Arzt zu werden. Der dritte meiner Freunde dagegen: der, mit dem ich mich mehr beschäftigt habe als mit irgendeinem Menschen (außer mir) war vom Grund aus zum Bohémien angelegt, — und so ward er aus dem entgegengesetzten Grunde kein Künstler. Dieser ist mir zum Urbild des „Stilpe“ geworden. Er gehört aber nicht bloß als mein ergiebigstes (übrigens keineswegs mit Porträttreue benütztes) Modell in die Entwicklung meiner künstlerischen Natur (denn ich rede mehr von dieser als von meiner Begabung), sondern es ist seine katzenhaft zähe und bewegliche Vitalität gewesen, die damals einen heilsamen Einfluß auf mich gehabt hat. Ich sah in ihm nicht allein eine lebendige Natur von der Art, die ich aus den Scènes de la vie de Bohème im poetischen Abglanze kennen gelernt hatte: er war das in der Tat und wirkte als solche wie ein frischer Lebenswind in die allzu abgesperrte Atmosphäre meiner lebensfremden Traumexistenz im rein Lyrischen. Damals nämlich bin ich der Lyriker geworden, der ich beinahe fünfzehn Jahre lang bleiben sollte, und von jenem Urbilde des Stilpe rührt der realistische Einschlag her, der es verhütete, daß ich völlig im lyrischen Traumozeane untertauchte. Seine resolute Sinnlichkeit, (die zu meiner immer sentimental unterwachsenen im stärksten Gegensatze stand), seine kaltschnauzige Art, aller Realität dialektisch zu Leibe zu rücken und ihr selbst ihre Verschleierungen witzig abzu-

streifen (während ich alles unter Schleiern sah), seine Brutalität des Genusses, die sich auch noch zynisch frech drapierte (während mir der moralische Zopf doch ewig hinten hing), dieses ganze Wesen eines praktischen Realisten voll Geist und Sinnlichkeit berührte mich ungleich stärker, als die naturalistische Doktrin und ihre Paradigmen, die mir zur selben Zeit zu Gesichte kamen. M. G. Conrads Wochenschrift „Die Gesellschaft" schmuggelte mir, der ich damals vor dem Abiturientenexamen stand, diese Kontrebande zu. Was aber darin auf mich wirkte, war nicht die Doktrin, waren auch nicht die Exempel darauf, sondern Conrads Persönlichkeit. Er hat kaum je einen so glühenden Bewunderer gehabt, wie mich. Aber es war eigentlich nicht der Literat, den ich bewunderte, sondern der Mann. Die neue Botschaft von der Wahrheit, die eine falsch gewordene Schönheit ablösen sollte, hörte ich mit Wohlgefallen, aber ohne Erstaunen. Es schien mir selbstverständlich. Aber mit verehrungsvollem Entzücken dachte ich an diesen strahlenden Kämpfer in München, der so prachtvoll um sich haute.

Trotzdem eilte ich, als mir das Reifezeugnis zuteil geworden war, nicht zu ihm: in die Literatur, sondern in die Freiheit des Studentenlebens: nach Zürich. Ich wollte möglichst weit fort von Sachsen und zwar so weit als möglich nach Süden, daher wählte ich die südlichste Universität mit deutscher Lehrsprache. Aber auch der demokratische Staat lockte, denn ich war natürlich Republikaner. Man war das damals aetatis suae XX. mit der gleichen Selbstverständlichkeit, mit der die heutigen Zwanzigjährigen Nietzscheaner sind, soweit sie etwas besonderes sein wollen (doch kann es auch sein, daß es heute bei Leuten dieses Alters für geistig schick gilt, nichts besonderes sein zu wollen). Ferner riefen mich die Alpen und die russischen Studenten und Studentinnen in Zürich. Ich war fest entschlossen, russisch zu lernen, denn ich hatte Dostojewskis Raskolnikow gelesen. Dieses Buch trägt die Schuld daran, daß der französische Naturalismus (Flauberts Madame Bovarais ausgenommen), daß insbesondere die Romane Zolas wenig Wirkung bei mir gemacht haben. Heute noch gilt mir Dostojewski als das größte dichterische Genie unserer Zeit neben Nietzsche.

Unglückseligerweise hatte ich auf dem Gymnasium (dem ich überhaupt so gut wie gar nichts verdanke) unter anderem auch das Arbeiten nicht gelernt. Mit der Gabe ausgestattet, alles (nur nichts



Anna Croißant-Rust



Mathematisches) schnell zu fassen, war es mir ein leichtes gewesen, mich auf jede nächstfolgende Unterrichtsstunde und ihre Aufgabenprüfungen in der vorangegangenen zu „präparieren". Das ging so weit, daß ich die Schulbücher gar nicht erst mit nach Hause zu nehmen pflegte. Ich hätte also auf der Universität vor allem das Arbeiten lernen sollen: das rechtschaffene Studieren. Aber schon der erste Versuch dazu: das Studium des Russischen in einem Vereine russischer Studenten beiderlei Geschlechts, scheiterte daran, daß mich meine Lehrer und Lehrerinnen viel mehr interessierten, als ihre Sprache. — Statt zu studieren, träumte ich weiter. Ich würde mich nicht genieren, diese Art von Existenz einfach bummeln zu nennen, wenn ich nicht sagen dürfte, daß sie doch keineswegs ohne Frucht geblieben ist. Ich träumte: ja. Denn ich tat nichts mit Ziel, folgte jedem Reize (besonders dem des anderen Geschlechtes) mit triebhafter Nachgiebigkeit, debauchierte ohne jede Hemmung durch ethische oder bloß vernünftige Erwägungen, ließ mich einfach laufen, wohin „es" mich zog. Dabei gelangte ich sowohl zu Madame Adele, wie ins philosophische Seminar des Professors Avenarius; sowohl auf die Bierbänke der „Blauen Fahne", wo die Gesellschaft deutscher Studenten kneipte, wie zum alten Johannes Scherr; sowohl an die Table d'hotes des Hotels Bauer au Lac, wie auf den Ütliberg. Aber ich bildete mich dabei zu einem guten Aufnahmeapparat aus, der um so sicherer funktionierte, als keinerlei Wille hineinsprach. Nämlich: ich „beobachtete" keineswegs bewußt, sondern erlebte einfach Gesichte, genau so wie es uns im Traum geschieht. Auch Gedichte erlebte ich so. Sie kamen, und ich schrieb sie — manchmal nieder. Das glückliche dabei war, daß ich keinerlei literarische Absichten hatte. In diesem Sommersemester habe ich das große Glück des Gar-nichts-wollens genossen. Ich wollte auch nicht Dichter werden. Ich glaube: ich war es damals absolut — und rührte doch kaum die Feder an. Nur manchmal den Bleistift. Aber die Zettel, die ich beschrieb, hob ich nicht auf. Doch kamen die meisten dieser erlebten Gedichte später wieder, als ich Künstler geworden war.

So zählt dieses halbe Jahr zu den reichsten aus der Zeit meines großen Träumens. Ich habe dieses Reservoir längst noch nicht ausgeschöpft. In diesem Augenblick sehe ich vor mir: den Brand einer Pianofortefabrik, bei Nacht genossen vom Balkon der Madame Adele, zwischen dem gelbseidenen Nachthemde der Belle Chinoise und

dem schwarzseidenen der Schwabengretl; Gottfried Keller und Arnold Böcklin, hinter kellerstaubigen Weinflaschen sich anschweigend an der Mittagstafel des Bauerschen Hotel au Lac; fünf kleine Schweizer Nymphen nackt in einer Seebucht, plötzlich vor mir untertauchend, als sei ich der große Pan; im Frührot Vrenelis Gärtli, langsam erblassend vor der Gold ausschüttenden Sonne, während die Vögel, halb noch wie im Traum, zu flüstern schienen; einen schönen, schlanken, blonden Studenten mit dem schwarz-rot-goldenen Bande, der wie verzückt die Arme ausbreitete, indem er zu singen begann: Alles schweige — Jeder neige — Ernsten Tönen nun sein Ohr!; die rothaarige russische Studentin mit den grünen Augen und dem Katzengeruch, die das Wort Bombe so zärtlich aussprach, daß es fast wie Bonbon klang; den alten, eisgrauen Johannes Scherr, der den Eindruck einer Eiche machte, in die der Blitz eingeschlagen hat, und der, wenn er leise sprechen wollte, knurrte, wollte er aber laut sein, so bellte er; den zuckersüßen französischen Privatdozenten, der vor einem Auditorium junger und schon angejahrter Damen über Musset las und das Gesicht: Avez vous vue dans Barcelone une Andalouse au sein bruni? so schmelzend tremolierte, daß es mir wie verliebtes Bocksmeckern, seinen Anbeterinnen aber wie eine Offenbarung des goldenen Eros selbst vorkam; den väterlichen Freund mit dem Caligulakinn, der mich vor den Gefahren der Venus zu warnen sehr eifrig war, indem er mir so suggestiv mit der heißen Hand am Schenkel hinauftastete, daß ich mit einem Gefühl dumpfen Schrecks aufsprang und zur Türe hinauslief. — Ich habe nie so lebhaft geträumt, wie damals, und nie ist die Faulenzerei eines ersten Semesters so reich beschenkt worden wie die meine.

Überlege ich mir, warum diese Zeit so glücklich für mich war, so stellt sich als Antwort ein: es war die einzige Zeit meines Lebens ohne Furcht und Sorgen und Zwang. Nur die Ferientage in der ersten Schülerzeit waren ähnlich. Trotzdem bin ich meinem Geschicke dankbar, daß es durch den Knall und Schlag seiner über mich geschwungenen Peitsche die Künstlernatur in mir aufgestachelt und mich gezwungen hat, das Glück des träumenden Schauens dem des gleichfalls erst traumhaften, dann klarbewußten Schaffens aufzuopfern.*

* Die hier abgedruckten Seiten bilden den Anfang eines ausführlichen curiculum artis, das Otto Julius Bierbaum unter der Feder hat und im Laufe des Jahres 1909 in meinem Verlage erscheinen lassen wird. Georg Müller.



## Anna Croissant-Rust über sich selbst

Sobald der große Taumel über mich kam und es mir wie eine Offenbarung erschien, daß die Welt so reich, so vielgestaltig, so wechsel- und deutungsvoll sei, fing ich wie unter einem Zwange, oder einem wunderlichen Drange an zu schreiben. Denn dies neue Bewußtsein, dieses bisher ungekannte Glücksgefühl — könnte ich sie jetzt noch ebenso empfinden! — waren kaum zu ertragen, schwer an Schmerzen und Freuden, daß ich das naive Gefühl hatte, das mich jetzt fast rühren will, ich müsse sofort ans Werk gehen und schreiben, um den Menschen die Augen zu öffnen, und das gleiche große und schmerzliche Glücksgefühl in ihnen zu entzünden. Es hätte nicht viel gefehlt, so wäre mir mein Treiben als eine gewisse „Sendung" vorgekommen. Später wandelten sich allerdings die inneren Gründe und die Ursachen des Dranges sich mitzuteilen.

Keine Frage, diese ersten „Niederschläge" stehen keineswegs im Verhältnis zu dem kaum zu ertragenden Überschwang und Reichtum des Empfindens, und mancher wird vielleicht lächeln und gerechte Zweifel hegen, ob es mit rechten Dingen zugehe, daß diese Phase meiner Jugendekstase Bücher hervorgebracht haben sollte wie „Feierabend" und „Lebensstücke", die beide bei ihrem Erscheinen kunterbunt des krassen Naturalismus und des nüchternsten Realismus bezichtigt wurden.

Ich will mich nicht etwa gegen einen Vorwurf wehren, der mir gemacht wurde und noch vereinzelt gemacht wird, als sei ich eine ausgeprägte und unverbesserliche Realistin. Warum sollte es denn ein Vorwurf sein? Ich stecke das ruhig ein. Meine Art die Dinge anzuschauen und sie scharf umrissen wiederzugeben, mag ohne weiteres zu dieser Annahme verführen. Doch handelt es sich bei mir nicht um Wirklichkeitsdarstellung, kaum ausschließlich um Wirklichkeitsmöglichkeiten, und so wie man sich im allgemeinen die Sache denkt, gehts denn doch gar nicht zu.

Ich liege nicht etwa auf der Lauer und beobachte fortwährend, — so denken sich wohl viele „eine gute Beobachterin sein" — ich

gehe nicht aus auf Studien, heimse nicht ein, um das Eingeheimste daheim im Kämmerlein brav zusammen zu pappen und zu kleistern, ich habe gar nicht den Drang nach einer bloßen Wirklichkeitsdarstellung. Was häuft sich im Leben alles im Unterbewußtsein an! Ich sauge die Dinge in mich ein, ich lege etwas in sie, ich gebe sie mir auf diese Weise selbst, verwandle, verknüpfe sie. Sie mögen vielleicht erst nach Jahren, in andrer Form, als ein von mir Erschaffenes kommen, als etwas, das möglicherweise da sein könnte, aber jetzt eigentlich erst durch mich da ist.

Es nennt mir vielleicht jemand einen Namen. Der Name genügt, um eine Reihe von Vorstellungen, Kombinationen und Gedanken auszulösen, es wird eine Figur, es werden Geschehnisse, es werden Verwicklungen, es wird also eine Geschichte daraus. Vielleicht offenbart sich darin doch eine „Art" von Phantasie, die mir im großen und ganzen abgestritten wird.

Gewiß habe ich im Anfang schlecht Balance gehalten zwischen der Fülle der, ich betone es noch einmal, nicht beabsichtigten Beobachtungen und dem Dargestellten.

So war ich im „Feierabend", den „Lebensstücken", dem Drama „Der standhafte Zinnsoldat" und dem Volksstück „Der Bua" vorwiegend düster, hart, kantig, manchmal sogar kraß. Es ging mir wie vielen der Jungen, ich unterlag dem Fluiduum, das über uns allen Ende der achtziger, anfangs der neunziger Jahre lag, ich war also damals einseitig. Ich bin aber nicht diese Einseitige geblieben; es zeigt sich sogar schon in den ersten Büchern genau die Spur, die ich später verfolgte, neben den düsteren Farben zeigen sich kleine ironische, humoristische und zuweilen komische Glanzlichter.

In den „Gedichten in Prosa" ist eine ganz andere Stimmungswelt eingefangen. So mancher Kritiker hat behauptet, ich hätte damit eine Mode mitgemacht; ich habe nie „Moden" mitgemacht, ich habe nie spekuliert, ich habe leider viel zu w e n i g Talent nach der Richtung hin.

Es handelte sich bei dem kleinen Bändchen „Gedichte in Prosa" ganz gewiß um unausgelöste Lyrik, die ich in der schwarzroten Düsterkeit meiner damaligen Stoff nicht recht unterzubringen wußte.

In einigen Skizzen der „Lebensstücke", sowie in der kleinen Novelle „Der Kakadu" (mit „Prinzessin auf der Erbse" zu einem Band vereinigt), zeigt sich bestimmt, wenn auch schüchtern und ver-

schämt meine spätere Art das Leben humoristisch-ironisch zu nehmen, (oder ist es zu viel Selbstüberhebung von Ironie zu sprechen?) die sich sehr deutlich und nachdrücklich im „Pimpernelche", in der Novellensammlung „Aus unseres Herrgotts Tiergarten", sowie in einzelnen Episoden in dem Volksroman „Die Nann" ausspricht; hier mehr humoristisch, während im „Tiergarten" das Tragikomische stark betont ist.

Meine Art zu schreiben hat sich, besonders, wenn man mein neuestes Buch „Winkelquartett", eine komische Kleinstadtgeschichte, mit dem blutrünstigen Ernst der ersten Bände vergleicht, scheinbar sehr geändert. Sie hat sich, oberflächlich gesehen, gewiß etwas närrisch gebärdet, Sprünge seitwärts, vorwärts und wieder rückwärts gemacht, so daß manchem mein literarischer Werdegang als ein rechter Zickzackweg erscheinen mag. Zudem scheint das schwere Kolorit meiner Erstlinge den Humor auszuschließen, er wird übersehen, ist aber doch da und taucht ganz unerwartet wieder auf, während der Humor meiner späteren Sachen etwa gar scheinbar den Ernst der ersten vermissen lassen könnte.

Aber auch er ist da, nur liegt er gar nicht an der Oberfläche. Wie wäre denn überhaupt ein rechter Humor ohne einen rechten, richtigen, tüchtigen Ernst möglich?

Der Humor ist wie ein Gummimantel gegen alle Unbilden des Lebens, er sieht auf der verkehrten Seite ganz anders aus, und man schafft ihn sich erst in späteren Jahren an. Denn es bedingt eine gewisse Reife neben schweren und düsteren Problemen den Humor und die Komik des Lebens nicht zu übersehen, und ein gutes Auge, um zu überschauen, wie nahe Tragik und Komik liegen und wie sie in einander übergehen.

Ich hoffe, daß mir einiges davon im „Winkelquartett" gelungen ist. Um ein bloßes Spaßmachen ist es mir nicht zu tun gewesen, auch nicht allein darum von komischen Menschen in komischen Situationen komisch zu erzählen. Es sind schon, wenn auch nicht aufdringlich, „Hintergründe" da, soziale und ethische, wenn man so will. Freilich habe ich eine ausgesprochene Freude am Spaßhaften, eine Lust an lustigen Dingen dieses Lebens, das sonst wahrhaftig traurig genug ist, es ist mir oft Bedürfnis drauf los zu erzählen, oder zu fabulieren, mich ganz gehen zu lassen und mich den Teufel darum zu scheren für wen, und für was.

Ich habe nie nach dem Publikum geschielt, das Publikum hat es mir auch danach gelohnt.

Ich war nie „ein Liebling der Damen" und weiß nicht, ob meine nächsten Bücher Damenlektüre werden. Das ist ein großer Fehler von mir, denn, wenn ich das nicht weiß, so könnte ich es doch wissen und mich wenigstens einigermaßen danach einrichten.

Die nächsten Bücher! Davon sollte ich ja auch reden! Ich sollte, — aber ich bin abergläubisch. Vermutlich teile ich die Eigenschaft mit noch einigen Schwestern und Brüdern von der „Zunft". Man soll nicht über Dinge reden, die noch im Entstehen sind.

Ich möchte wohl ein Buch schreiben, das Witz und Humor hätte, mehr wie das „Winkelquartett" und in anderem Sinne: es wird aber wahrscheinlich, um im Zickzack zu bleiben, eine ganz einfache Geschichte daraus werden, nur mit ein paar launigen Figuren und humoristischen Intermezzis. Sie soll, meinem Wunsche nach, vom bodenständigen Wesen einer Rasse mehr erzählen, wie „Der Bua" und „Die Nann" und doch noch etwas von der Ursprünglichkeit des „Feierabend" haben.

Aber wie? — Wenn mir „die Träne im Wappen" fehlt, wenn ich nicht schreiben kann wie ein Sechzigtausend-Mark-Einkommen-Volksdichter, und wenn man doch die etwas „antiquierte" Art von Kraft und Ursprünglichkeit nicht liebte? — Wenn ich selbst mit Engelszungen redete, und hätte aber das Publikum nicht?



## Hanns Heinz Ewers — Von künstlerischem Schaffen

Gern komme ich dem Verlangen nach, mich über die Bedingungen meines künstlerischen Schaffens zu äußern, und zwar um so lieber als es mir eine längst gewünschte Gelegenheit gibt, mich einmal auf Fragen einzulassen, für die einem Künstler, zumal in Deutschland, selten genug der Raum zur Verfügung steht.

Man sagt, daß nichts den Appetit so sicher verdirbt, als wenn man der Köchin zusieht. Ich weiß nicht, ob es allen Leuten so ergeht, mir gewiß; ich habe es einmal ausprobiert, vor ein paar Jahren in Nord-Mexico. Im Staate Koahila, eine Eisenbahntagereise nördlich von Torreon, entgleiste unser Zug — worauf man in Mexico immer mit einiger Sicherheit rechnen kann. Glücklicherweise in der Nähe einer Bahnstation, und zwar einer mit großem Restaurant. Kein Ort natürlich, kein Haus, keine Hütte, nur eben ein Restaurant, um dem Reisenden Gelegenheit zu geben, auszusteigen und zu essen; wie gewöhnlich, von Chinesen geführt. Wir speisten hervorragend gut, namentlich war es eine Pastete, von der ich gar nicht genug bekommen konnte. — Am Abende lagen wir immer noch da und warteten auf einen anderen Zug, der uns abholen sollte. Man konnte mit dem besten Willen nichts tun hier, nachdem man sich die Lokomotive, die Purzelbaum geschlagen hatte, und die ersten Wagen, die umgekippt waren, genügend betrachtet hatte. Rings kein Baum, kein Strauch, nur verbranntes Gras und dazwischen hier und da ein Gerippe oder ein Aas mit seinen Geiern. So bestellte ich mir zum Abende wieder so eine leckere Pastete; ich ging in die Küche, um zuzusehen, ich wollte das Rezept in Deutschland importieren.

Ich will Sie nicht belästigen mit dem, was ich da sah: eine Chinesenküche ist schon an für sich grauenhaft, die Zubereitung dieser Pastete aber — — kurz, ich wurde seekrank; konnte keinen Bissen mehr essen und kann es heute noch nicht, wenn ich weiß, daß der Koch ein Chinese ist. — Und doch war diese Pastete ein herrliches Kunstwerk.

Sollen wir Dichter die Gäste, die wir zum Mahle laden, in unsere Küche schauen lassen? Gefährlich ist's ganz sicher. Manchen

Dichtern hat man hineingeguckt — sehr gegen ihren Willen, und schlecht genug ist es ihnen bekommen. Man hat ihre Tagebücher, ihre Briefe ausgegraben und man hat sie „wissenschaftlich erforscht“. Soweit lasse ich es mir noch gefallen, die Männer der Wissenschaft haben in der Tat ein Interesse daran, die Art des Schaffens des Künstlers kennen zu lernen, und sie können — unter gewissen Umständen — es dank ihrer Vorbildung und ihrer Kenntnisse auch richtig beurteilen. Aber man ist weiter gegangen: man hat diese Briefe und Tagebücher in Massen veröffentlicht, hat sie einem Laienpublikum preisgegeben, das durchaus nicht dazu imstande ist; so hat man dem Andenken vieler Dichter zwecklos geschadet. Ich muß sagen, daß mir persönlich die Pasteten, die uns Hebbel bereitet hat, nie gemundet haben; gewiß aber war der „große Dithmarsche“ der Anerkanntesten einer. Wie man aber heute noch seine Dramen genießen kann, nachdem man sein jämmerliches Tagebuch gelesen hat, mit diesem kleinbürgerlichen, kleinlichen, erbärmlichen Horizonte, das ist mir einfach unfaßbar. Augenblicklich ist man dabei, Nietzsche durch sich selbst zugrunde zu richten; alle möglichen Blätter veröffentlichen seine albernsten Briefe und meinen, Gott weiß wie „literarisch“ das sei! Wenn seine blaustrümpfige Schwester nur einen Funken von dem Idealismus hätte, den ihr Gatte, der blonde Germane Förster, in den Wäldern Paraguays zu Grabe trug, so würde sie morgen am Tage alle diese Briefe verbrennen. Statt dessen hielt sie es für pietätvoll, das Archiv damit zu schmücken und von Zeit zu Zeit einen „noch unveröffentlichten“ dem deutschen Volke zu schenken. Mir ist es jedesmal, als bekäme ich eine Ohrfeige, wenn ich den Mann der uns „Zarathrustra“ schenkte, um Leberwurst und Kongotee schreiben sehe.

Aber das Kunstwerk muß so vollkommen sein, daß es hoch herausragt über alle Kritik; nur dann mag es der schlimmsten Probe standhalten: der Feststellung, wie es entstand.

Es ist vermessen von dem Koch, die Küchentüre zu öffnen. Und wenn ich es doch tue, so geschieht es, um wieder einmal dem Banausen auf das Maul zu schlagen, wenn er sagt: „Dichterisches Schaffen ist überhaupt keine Arbeit, es ist eine Lust, eine Freude.“ Um zu zeigen, daß das Schaffen des Künstlers eine elende Arbeit ist, eine Qual, ein martervolles Ringen mit seinem Stoff, das kein Ende nehmen will. — — —



Hanns Heinz Ewers



Also — — gut. Ich finde irgendeine Idee. Wie? Gott, sie fällt mir ein. Oder: ich finde irgendeine kleine Notiz in einer Zeitung, einem alten Buche. Oder: ich erlebe etwas, greife irgendeine Phrase aus einem Gespräch auf. Das ist dann der Uhrschlüssel meines Stoffes. Es ist eigentlich nichts; ein paar Worte nur, die keinem andern irgend etwas sagen würden. Meinetwegen mag man es das Samenkorn nennen, das ich pflanze und aus dem — vielleicht — einmal irgend etwas herauswachsen mag. Vielleicht auch nicht: die meisten Samen treiben keine Keime. Den Gedanken nun trage ich mit mir herum, durch Monate, oft durch Jahre. Ich beschäftige mich immer wieder mit ihm, studiere, betrachte ihn von allen Seiten, in all seinen Möglichkeiten. So wächst er, nimmt langsam Form an, eine rohe, plumpe, unausgeglichene Form. Er ist ein Schatten, ihm fehlt die Welt, in der er leben kann; die muß ich nun suchen. Endlich habe ich sie gefunden — ich weiß, wo sie liegt, in welchem Lande, in welchem Jahrhundert. Aber ich kenne sie noch nicht — und ich muß sie kennen. So reise ich denn, und ich studiere in allen möglichen Bibliotheken: das Milieu, das ich schildere, muß ich kennen, als ob ich dazu geboren wäre.

Bei alledem habe ich noch keine Zeile geschrieben, höchstens ein paar Notizen gemacht und ein paar glückliche Wendungen aufgeschrieben, die mir gelegentlich einfielen. Und die eigentliche Arbeit fängt noch nicht an: ich muß erst wieder weit weg sein von meinem Milieu, räumlich und zeitlich. Ich muß es beherrschen können wie ein vertrautes Instrument, aber muß mich von ihm distanzieren, muß ganz über ihm stehen. Und dann, endlich, kann ich beginnen.

Ich habe meinen Stoff, ich habe mein Milieu; ich bin irgendwo am Meer, weit weg von aller Welt, in stillster Ruhe, nun soll ich schreiben. Ich schreibe und — eine halbe Seite an einem Tage. Manchmal auch zwanzig Seiten. Und dann — zerreiße ich sie wieder am nächsten Morgen. Ich laufe stundenlang spazieren, um einen einzigen Satz zu finden. Ich bin unruhig, nervös, ich bin ungenießbar, mache andere Menschen krank und mich selbst. Aber ich schreibe, und langsam, ganz langsam fügt sich der Bau — ich brauche irgendeine Weisheit — Gott, eine lächerliche Kleinigkeit oft, um einen Vergleich schöner zu formen, ein Bild plastischer herauszuarbeiten. Aber ich habe nichts da, — so schreibe ich, telegraphiere an Freunde. Es ist lächerlich, ich könnte die ganze Phrase ganz gut entbehren

— — aber ich muß sie haben, es geht nicht anders. Und ich laufe tagelang herum wie eine Verrückter, bis ich Antwort bekomme. So geht es weiter, jede Stunde bringt neue Qualen. O ja, manchmal hat man Glück! Man schreibt — und es steht da, steht da, groß und klar und nicht zu tadeln. Dann sage ich: ich schrieb es nicht — es in mir schrieb es. Der Rausch, Herr Gott, der Rausch ist immer da, Tag und Nacht, aber wie selten ist er etwas wert — — allein. Man muß ihn haben, freilich, in immer neuen Formen. Aber man muß Herr über ihn sein, wie man Herr ist über seinen Stoff, sein Milieu. Manchmal fehlt er, weg von heute auf morgen. Oder er ist da — — aber nicht so wie man ihn will. Heiße Lust spürt man und gebraucht das Glück der Grabesruhe. — Da nimmt man Mittel, die keinen Laien etwas angehen. Sie kennen und sie anwenden zu lernen, kostet etwas; die Nerven gehen dabei zum Teufel, und einiges mehr. Freilich sie nützen, das ist gewiß; aber diesen Nutzen bezahlt man teuer.

Aber ist's nicht gleichgültig, womit ich dünge, und wie ich diesen Dünger bezahle? Wenn nur meine Feuerlilie schön wird! — Die alte Phrase ist nicht so erlogen: daß manche Dichter mit Herzblut ihre Verse schrieben.

Endlich bin ich zu Ende, meine Geschichte ist fertig. Fertig? Ich nenne es so. In der Tat ist nur das Gerippe fertig. Und ich schreibe sie wieder, um ihr Fleisch zu geben. Und noch ein drittes Mal, um sie anzuziehen. Ein ewiges Ändern und Verbessern, ein Streichen und Feilen, kaum eine Zeile bleibt stehen. Immer neue Qual: die Technik, über die man nie ganz Meister wird, weil sie immer eine andere sein muß, der Stil, der sich nie eng genug dem neuen Stoff anschmiegen will. Die letzte Zeile — der letzte Punkt. — Ruhe? O nein, das Fieber läßt mich nicht. Und ich muß weiterschreiben, eine andere Geschichte. Aber die erste schicke ich gleich fort — um nur nicht in Versuchung zu kommen, noch einmal daran zu gehen. Die Zeitschrift zahlt mir 100 Mark dafür, sogar 150 Mark; meine Kunst trägt mir einen Tagelohn bis zu 1,17 Mark. Freilich darf ich dann nur die Zeit des Schreibens rechnen, nicht die der Vorarbeiten.

Die trägt mir noch anderes ein: eine entzückende Blütenlese von Beschimpfungen, die mir regelmäßig meine Ausschnittbureaus senden. Ein sehr deutscher Professor nennt mich den widerwärtigsten

Judenjungen in ganz Deutschland, die anderen Kritiker einen blutgierigen Sadisten, ein Dritter ein Musterbild ekelhaftester Perversität. Der eine meint, es sei absolut keine Kunst, wenn man nur seine Erlebnisse mehr oder weniger geschickt nacherzähle, und der andere „es sei lächerlich, heute noch phantastische Geschichten zu schreiben, die mit dem Leben so gar nichts zu tun hätten“. — Gewiß habe ich eine Genugtuung, ich sehe mein letztes Buch nach wenigen Monaten in sieben fremden Sprachen erscheinen, ich bekomme lange Artikel aus französischen und englischen, russischen, schwedischen und tschechischen Blättern, die mir gerecht werden. — Aber kann mir das ein Äquivalent dafür sein, daß mein Volk, das ich liebe, so durchaus nicht versteht, was ich will?

Unsere Literatur ist alt. Und jeder alten Literatur geht der Stoff aus. Die Technik, die Form, der Stil muß uns diesen Mangel ersetzen, und sie können es bis zu dem Maße, daß wir vollendete Kunstwerke haben, deren stoffliche Erfindung ein Minimum ist. Ein einziges uraltes Thema finden wir tausendemal behandelt; es ist dann die Sache des Künstlers, ihm immer neue Seiten und Möglichkeiten abzugewinnen: wenn auch das schließlich nicht mehr geht, es in einer Form zu geben, die für alles andere entschädigt. Aber man macht aus der bittersten Not eine Tugend, wenn man behauptet, das Stoffliche verachten zu können. Ich weiß recht gut, daß ich reichere Erfindung und mehr stoffliche Phantasie habe, als irgendein anderer lebender deutscher Dichter — und es ist gerade das, weshalb man mich beschimpft. Die Form, den Stil, das erkennt man gnädigst an; aber „die blutrünstige Phantasie“, „die auserlesenen Scheußlichkeiten“, „das gräßliche Spiel von Wahnsinn und Leiden“, „die nie dagewesenen Ungeheuerlichkeiten“, die „ekelhaft verblüffenden Tricks“, die entsetzlichen Ausgeburten einer satanischen Empfindung“ und wie man immer meine Erfindungsgabe bezeichnet — — das ist es, was man mir zum Vorwurf macht: immer das Stoffliche. Genau so haben ihre Zeitgenossen einen E. Th. A. Hoffmann und E. A. Poe beschimpft.

Wer zuerst „Herz“ und „Schmerz“ reimte, war ein Genie; wer es heute tut, ist ein Esel. — War es nicht Heine, der das sagte? — Und man wird mir zugeben müssen, daß in unserer späten Literatur man neue Stoffe nicht überall auf der Straße findet. Wer auf sie nicht verzichten will, wer außer der vollendeten Form auch stofflich neu tönen will — — und man mag mir glauben, es ist

weitaus das schwerste — der muß in ferne, unbekannte, unbewußte Lande gehen, der muß mehr sehen, mehr empfinden als andere Sterbliche. Und robur et aes triplex darf ihm auch nicht fehlen.

Ich habe neue Lande entdeckt und gedenke es noch weiter zu tun. Ich habe in den Tiefen der Menschenseele Möglichkeiten gefunden, die kein anderer vor mir gesehen hat, und habe sie heraufgeholt ans Tageslicht. Mögen mich die Philister hinter ihrem Ofen darum schelten, die hübsch artig die Ackerkrume ihrer kleinen Oberfläche bestellen und Kartoffeln ziehen, diese anständigen Bürger, die „nie und nimmer zu schauen begehren, was die Götter gnädig verdecken mit Nacht und Grauen". —

Ich begehre gerade das zu schauen, und ich lache über ihren Alltagskram — mögen sie mich immerhin darum angreifen und bespeien.



## Wilhelm Fischer in Graz über sich als Dichter

Wer seine geistige Entwicklung und somit das Wachstum seines dichterischen Schaffens darstellen wollte, könnte es nur in sehr eingeschränkter Weise tun. Denn sein eigenes Wesen zergliedern wollen, ist ebenso unmöglich, wie den eigenen Leib. Man wird früher oder später auf einen Punkt stoßen, wo die Hand, die zerschneiden soll, selbst zerschnitten werden müßte, um einen vollen Einblick in den Organismus zu gewähren. Wenn nun einer verspricht, seinen eigenen Charakter darlegen zu wollen, so will er ein Gebäude errichten, zu dem ihm jeder wirkliche Plan fehlt, und das demgemäß ein wunderliches Gemisch werden muß. Dahin sind alle Beschreibungen des eigenen inneren Lebens und alle Selbstbekenntnisse zu zählen, bei aller Verschiedenheit, die einzelne Geister in weitem Abstande auseinander hält. Sollte es einem geraten, zu sagen, wie er Dichter geworden ist? Wie die Dinge in der Welt stehen, ist er es nur dann geworden, als er den Erfolg als Dichter hatte; früher nicht. Der Erfolg ist dann die sichtliche Summe einer ganzen Reihe von geheimen Funktionsziffern, die sich, wie bei mir, auf eine lange Lebenszeit erstrecken können. Freilich ist es eine Tatsache, die von vielen, besonders von Lichtenberg und Schopenhauer, beobachtet wurde, daß der Scheinerfolg immer rascher eintritt als der echte dauernde. Aber auch der Scheinerfolg hat eine Art Wirklichkeit und ist der Besitzer eines realen Augenblicks. Er hat die Zeit mit seinem Inhalt erfüllt, möge diese, gegen die Zukunft gemessen, noch so kurz sein.

Es muß das ganze wahre Leben eines Dichters sich äußerlich auf einer Bühne abspielen, wo der Erfolg Alles ist. Denn ein Dichter ohne ihn ist eine stumme Person in dem literarischen Schauspiele der Gegenwart, und der schaffende Mensch ohne Erfolg wandelt in der Nacht. Anerkennung ist dem Künstler nötig wie die Luft der Flamme. Ohne sie bedarf es sehr starken Mutes, um in der dunklen Gegenwart die hellere Zukunft zu ahnen. Das alles habe ich reichlich durchgemacht. Mein Opus I. im Jahre 1872 war die Erzählung: Eine Sommernachtstragödie. Sie ist später als erste der

„Sommernachtserzählungen“, in Buchform der Öffentlichkeit übergeben worden. Über sie sagte mir Robert Hamerling: sie sei ein poetischer Treffer, wie man ihn nicht leicht zum zweiten Male macht. Ich hätte demnach mit meinem Op. I. so zufrieden sein können, daß ich mit Zuversicht in die Zukunft hätte blicken können. Ich habe es auch getan. Aber die Morgenröte meines Erfolges als Schriftsteller kam erst 1898 mit dem Erscheinen der „Grazer Novellen“ herauf; also 26 Jahre später. Allerdings nicht ohne meine Schuld. Ich habe mich nie um die Mode, um das herrschende Schlagwort gekümmert, und immer nur meinem Wesen getreu und nicht dem Bedürfnisse des Publikums gemäß geschrieben. Denn dieses will zumeist nur auf leichte gefällige Art unterhalten sein, welchem Bedürfnisse die Schriftsteller des Tages gern entsprechen, nicht aber die unter ihnen, die Dichter sind. Doch fehlt diesen bei allem Mangel an Anerkennung die Voraussicht in die Zukunft nicht. Jeder besitzt so viel Mut, als er Kraft besitzt. Und der Gedanke vertieft, läßt die Kraft echter Künstler in ihrem Mute zur Zeit erkennen, da sie ohne Anerkennung von außen nur sich selbst vertrauen konnten. Wie viele sind z. B. Gottfried Keller vorausgekommen, die er jetzt und hoffentlich auf immer, weit hinter sich gelassen hat!

Die Tragik bleibt einem echten Künstlerleben niemals erspart; aber könnte dessen Träger sie nicht überwinden, so wäre die Kraft nicht die seine. Und einmal sieht er es klar, daß sein vermeintliches Unglück, die beklagte Nacht die schützende Hülle seines Wachstums gewesen ist, wie der dunkle Erdengrund die Wurzel wahrt, von der alles Blühen abhängt. Er sieht ein, daß vielmehr aller Irrtum des Lebens, folglich alle Tragik dadurch entsteht, daß man seiner Natur nicht treu bleibt, von dem Wege abirrt, den der Dämon oder der Urcharakter dem einzelnen vorgezeichnet hat. Darum will etwas Geheimes in ihm, daß er trotz aller Unbill seinem Wesen treu bleibe; und daß das, was er im Vertrauen auf Gott, der doch auch in ihm ist, für das Rechte hält, nicht falsch sein kann. Und die Zukunft schlichtet alles Wirre, zerstört jedes Falsche und belehrt ihn, daß er sich recht vertraut habe.

Mein Vertrauen auf mich habe ich mir erst durch eine Tat errungen, die mein Werk ist. Ich hielt mich für keinen Poeten vor meinem allerstrengsten Richterstuhle, bis ich mir nicht durch die Dichtung Atlantis den Beweis erbracht hatte, daß ich es sei: kein bloßer Novellist, sondern ein Dichter. Es war eine Zeit der trübsten

Not für mich, als ich an mich die Lebensfrage stellte, ob ich — ohne Erfolg, ohne Anerkennung von den Zeitgenossen — ein Dichter sei. Es stand mir damals noch ein anderer Weg offen: die akademische Laufbahn in Ausübung der griechischen Philologie; aber damit hätte ich auch von der Poesie Abschied nehmen müssen. Denn Poesie und Gelehrsamkeit können zu gleicher Zeit nie in die Erscheinung treten, gleich den zwei Eimern, von denen der eine nur aufsteigen kann, wenn der andere sinkt.

Ich hatte einmal als ganz junger Mensch in Goethe-Schillers Briefwechsel die Ansicht Schillers gelesen, daß die Geschichte selbst in ihrer Entwicklung einen gewaltigen Stoff für eine Dichtung geben könnte, wenn man nur einen archimedischen Standpunkt außerhalb ihr einnehmen könnte. Da wir jedoch selber innerhalb der Geschichte und nirgends anderswo stehen, so sei es unmöglich. Anderseits hatte ich gleichfalls vor längerer Zeit im Timäus des Plato die Mythe von der versunkenen Insel Atlantis gelesen, die sich von den Säulen des Herakles bis zu den Hyperboräern erstreckte, einen höchsten Grad von Kultur erreicht und dann durch Überblüte und daraus entstehende Fäulnis den Zorn der Götter erregt und durch eine gewaltige Flut ihren Untergang gefunden hatte. Als ich nun einst in einer Zeit der tiefsten Trostlosigkeit abends auf dem Grazer Schloßberge wandelte und in die herrliche Landschaft hinausblickte, die, wie so oft, mein Seelenarzt sein sollte, und mir wieder die Frage meines Lebens vorlegte, ob ich ein Dichter sei, und wenn ich es sei, daß ich es durch ein großes Werk bewahrheiten müßte, durch eines, das sich von allen andern unterscheide; da flossen jene zwei Motive, die im Untergrunde meines Gedächtnisses, sich gegenseitig ferne, lagerten; da flossen jene Schillersche Ansicht über die Geschichte als dichterischen Stoff und die Atlantissage plötzlich zusammen. Es gab einen elektrischen Funken und mich durchhellte die Idee, daß ich in der Insel Atlantis den Standpunkt außerhalb der Geschichte finden könnte, um sie in ihrer Entwicklung poetisch darstellen zu können. Als ich die Atlantis, deren Handlung gänzlich meine eigene Erfindung sein mußte und war, vollendet hatte, da war mir die Überzeugung gewonnen, daß ich ein Dichter sei. Welche Hoffnungen blühten in mir auf, als dieses Werk, das 1876—77 geschrieben wurde, endlich im Jahre 1880 als Buch erscheinen konnte! Mir ist jedoch niemals eine Zeile der Kritik oder der Anzeige dieses Werkes von irgendeiner Zeitung in Deutschland und Österreich mit

Ausnahme von Graz zu Gesicht gekommen. Ich glaube, daß darin die Atlantis einzig ist; denn z. B. Schopenhauers Welt als Wille und Vorstellung und Gottfried Kellers Grüner Heinrich erfuhren doch bei ihrem Erscheinen vereinzelte Besprechungen. Doch auch für die Atlantis wird bei einer neuen Auflage, die ich nicht mehr lange hinausschieben werde, das Licht des rechten Tages hoffentlich noch erblühen.

Geduld und Mut, die braucht ein Mann, um auszuharren, wenn er nicht im Geleise des Tages schreiten will. Das ist ein trefflicher Spruch des indischen Dichters: „Geduld ist in ihrer edlen tiefen Wurzel immer mit dem Vollgefühle der Kraft verbunden und entspringt aus ihr“. Daß die Atlantis keine leichte Unterhaltungslektüre ist, sondern daß sie Geist und Empfindung zu ihrer Aufnahme fordert, das hat ihr bei ihrem ersten Erscheinen jeden Weg des Heils versperrt, zumal sie unter dem Namen eines gänzlich unbekannten Verfassers in die Welt geschickt wurde. Sie ist symbolisch, aber nicht allegorisch, welches letztere die niederste Form der Poesie ist, so wie jenes die höchste. Dieses verträgt sich mit einem guten Ausspruche Hebbels in seinen Tagebüchern, der da lautet: „Es ist der Vorzug höherer Naturen, daß sie die Welt mit allen ihren Einzelheiten immer symbolisch sehen.“

Könnte ein Dichter zur Zeit, da er gänzlich in Nacht schritt und wo seine Werke im Keller seines Verlegers vergraben lagen, den Glauben an die Kraft dieser Werke verlieren, so würde er auch den festen Grund unter sich verlieren, so daß sich ein Abgrund zu seinen Füßen öffnete, der ihn mit seiner ganzen Habe und mit seinem ganzen Sein verschlänge. Denn da die Gestaltung seiner Dichtungen sein Wesen darstellt, so hieße sie verneinen, sein Wesen verneinen. Gegen diese Selbstzerstörung spricht jedoch nach jedem bittern innern Kampfe, der eine Entzweiung ist, eben die Einheit des Wesens, die im Dichter nur eines will: sich selber als einen wenn auch noch so kleinen Teil der Welt gestalten. Und da spricht eine innere Stimme, die die Verneinung des Daseins nicht will, tröstlich zu ihm, nicht in Worten, sondern in einer Empfindung, die in seinem Bewußtsein zur Kraft wird und dadurch zur Kräftigung des Mutes. Dann fühlt er sich wieder nicht verloren, sondern in Verbindung mit dem Geisterreich guter und hoher Menschen, die vor ihm gelebt und gelitten haben. Das ist der Sieg, die Sonne nach Wetterwolken und Gewitter, und er schreitet wieder hoffend und duldend seines Weges.



Wilhelm Fischer in Graz



Anakreon und die Lieder und Romanzen, Unter altem Himmel und der Mediceer, sie teilten das gleiche Los: sie wurden nicht beachtet. Ihr Verfasser gehörte keiner literarischen Verbindung an, schrieb für keine Zeitung Kritiken, lobende oder tadelnde Berichte. Er will allein sein, hieß es in seiner nächsten Umgebung und wird auch, da er fern dem Markte schreiten will, allein bleiben. Dies hat lange angehalten, bis 1898. Da fand ich plötzlich zu meinem Erstaunen, daß ich modern geworden war. Ich, der sich nie um das augenblicklich herrschende Schlagwort gekümmert hatte, fand mich plötzlich mit meinen „Grazer Novellen" auf dem Boden der „Heimatspoesie" als ein gänzlich Zeitgemäßer, als einer, der gerade frischweg aus der neuesten Münze gekommen war. Und somit hatte ich in meiner Zeit wirklich, ohne es zu wissen, eine Heimat gewonnen, wo ich mich traulich fühlen konnte. Und es war nicht zu spät. Ich wäre nicht ich selbst gewesen, ein wirklicher Dichter, wenn ich mir nicht meine Kraft und Frische durch alle langen Jahre voll kältenden Leides hindurch bewahrt hätte. Von dieser Zeit meldet vieles der vorletzte Teil meiner Aphorismensammlung: „Sonne und Wolke", der „Dämmerungen" betitelt wurde. Ich hatte meine ganze Kraft in die nun beginnende gute Zeit hinüber gerettet und konnte in meinem Alter mit Kindesgemüte den „Lebensmorgen" schreiben, der so viele Herzen erfrischt hat, wie mich vielfach die Erfahrung lehrte. Wie oft habe ich in jenen Jahren bitter die Erfolglosigkeit meines Lebens empfunden; daß ich aber davon niemals verbittert wurde, sondern daß der Glaube an meine Kraft, der mit dem Mut eins ist, immer ein verjüngender Quell für mich war, das beweist, wenn nichts anderes, jenes Werk: „Lebensmorgen".

Es gab eine Zeit, wo ich mich gewaltig aufringen mußte, um mir nicht die Zukunft wie einen grauen Himmel ohne Sonne und Sterne vorzustellen. Denn die Gegenwart stellte mir keine andere Zukunft in Aussicht. Ich sagte mir damals: meine Seele will die Trostlosigkeit nicht; aber gebietet meine Seele über die Zukunft? Der Boden bröckelt unter mir ab, und wenn die letzte Faser bloß und ohne Halt liegt, dann bin ich entwurzelt, und der Stamm fällt. Da erhob die Geduld, die Mut ist, dagegen ihre Stimme und sagte: Warten, warten. Wenn du die Notwendigkeit des Wartens erträgst, so bist du mit einem guten Harnisch ausgerüstet und wirst alles Widerwärtige, alle Pfeile des Geschickes über dich ergehen lassen, ohne zu

unterliegen. Mit dem Mut, der aus der Kraft entspringt, kannst du dir auch das Glück bewahren, das aus dem Mut entstammt, kannst stolz das Haupt erheben, die Züge deines Antlitzes festigen, die dunkle Wolke von deiner Stirne bannen und als ein Mann leben und schaffen, hoffen und warten. So wie dein eigenes Leben wahrhaft in dir lebt, so wird es auch in deiner Dichtung dereinst leben. Und wisse, Freude ist ein Sonnenstrahl im Leben des Menschen, der nur durch seine Seltenheit kostbar wird und durch den Gegensatz zu dem vorher weilenden Dunkel Herz und Geist mit Licht erfüllt. Das ist die heilige Kraft des Lichtes, daß ihre Natur die der Freude ist und daß sie ihr Siegel auf der Stirn des Menschen zurückläßt, der ihr dient, und daß ein solcher, umrungen von der Finsternis, gegen das Dunkel gefeit ist. —

Auch bewährte sich Jakob Böhmes Wort: „Kein Ding ohne Widerwärtigkeit mag ihm selber offenbar werden." Dies heißt in unserer Erfahrung: alle Kunst führt zur Selbsterkenntnis; und wenn der Strom von seiner Umgebung eingeengt wird, muß er sich sein Bett tiefer graben. Einer, der diese Erfahrung hat, weiß auch, daß weder die schöne sprachliche Form, noch der gedankenreiche Inhalt den Dichter machen, sondern ein Drittes, das beides zusammenhält, durchdringt und zu einem Ganzen macht: die schöpferische Kraft. Selbst die Erfindung kann oft nur Gedächtnissache und Anordnung sein bei erfahrenen Romanschriftstellern; aber jene Kraft ist tiefer: sie erfindet nichts, was nicht aus dem Mutterboden herauswächst. Und wenn dieser edel ist, so ist „gut" kein Wort, das eine leere Hülse für einen beliebigen Inhalt darstellt, sondern ein Urwort, das von dem menschlichen Wesen unzertrennlich ist und gleichsam ein Antlitz darstellt, das zum mindesten geistig schön ist. Und wir sind eines Sinnes mit dem tiefen Paul von Lagarde, der da sagt: „Weil das Gute Harmonie ist, darum liegt in uns, den zum guten Gotte hin Geschaffenen, der Trieb Künstler zu sein, und eine lebhafte Abneigung gegen die Mechanik."

Ein anderes prächtiges Wort gibt es von Carlyle, das auch mir aus der Seele gesprochen wurde: „The poet, who takes not counsel of the Unseen and Silent, from him will never come real visibility." Wer nicht auf das Unsichtbare seine sichtbare poetische Welt aufbaut, der hat keine Wirklichkeit zu erwarten, auch wenn er der erste Realist der Gegenwart heißt.

Und weil ich das tat, immer das Unsichtbare für das Wesen und das Sichtbare für den Leib hielt, hatte ich lange Zeit wenig Heil mit meinem poetischen Schaffen. Ein Dichter kann nur in einer Richtung wahrhaft begehren, in der, wirken zu können und damit zu seiner inneren Wirklichkeit die äußere Wirksamkeit zu gewinnen. Dies blieb mir lange versagt. Doch was mir die Wunde schlug: mein gehemmtes Begehren, heilte mich wieder; denn es war im Grunde mein Wesen selbst, das sich niemals auf die Dauer hemmen konnte; denn das Wesen meines Begehrens hieß, auch in Verbindung mit der äußeren Wirksamkeit, nicht anders als: die innere Harmonie. Und da ich sie besaß, die Göttin mit dem heilenden Zauber, so blieb ich immer gesund und fest, ward niemals von modischem Nervenübel angekränkelt. Auch die herbst andauernde Widerwärtigkeit konnte keinen Eingriff in mein Wesen machen, der gleich dem Sprunge in einer Glocke wäre. Denn bald klang wieder ein voller reiner Ton in der Tiefe: der der inneren Harmonie. Ich ward wieder gesund. Und ich glaube, daß in der Gesundheit etwas Heiliges liegt. Denn in der geistigen Welt wird mit Recht Sünde als Krankheit angesehen; so muß Gesundheit — das Gegenteil der Sünde — etwas Heiliges bedeuten. In einem ursprünglichen Menschen liegt die Gesundheit deshalb immer wie ein mächtiges Heiltum, und wenn einem solchen der Kampf weniger als andern erspart bleibt, so ertönt doch nach abgelaufener Zeit aus dem wogenden Streit das selige Klingen des wieder befreiten gereinigten Wesens: die innere Harmonie. Wer sie fühlt, kann glücklos sein, aber nie unglücklich, auch nicht zur Zeit der Krankheit, der Finsternis.

Ich habe den Zwiespalt oft genug handelnd und leidend in einer Person dargestellt und ward auch von der heilenden Harmonie durchklungen; aber ihr gänzlich anzugehören, vermochte ich nie; denn nur ein Heiliger vermöchte es. Aber genugsam ward es mir zum Segen, daß sie sich immer wieder nach dem Kampfe einstellte. Gewiß habe ich auch vieles über mich gedacht, wobei die Selbstliebe der unbekannte Einflüsterer war. Aber die Eigenliebe ist nicht Eitelkeit. Diese will etwas, was ihr nicht zusteht, jene will nur ihr Recht; sei es ein begründetes oder auch nur eines, das sie dafür hält. Eitelkeit will scheinen, was sie nicht ist; Eigenliebe immer nur sie selbst sein. Die Grenzen beider fließen oft ineinander. Dem rechtmäßigen Kinde der Eigenliebe unterschiebt die Eitelkeit ihren Wechselbalg,

und die betörte Mutter merkt es oft gar nicht. Ohne Eigenliebe ist kein Mensch; wogegen der gehaltvolle Mann doch die Fähigkeit in sich trägt, die Nichtigkeit alles dessen zu erkennen, was ihm die Eitelkeit vorgaukelt. Und ist das Edelste unzertrennlich vom Ehrgeize, so muß der waltende Geist dabei die Eitelkeit verdrängen, auf daß es zum Edelsten werde.

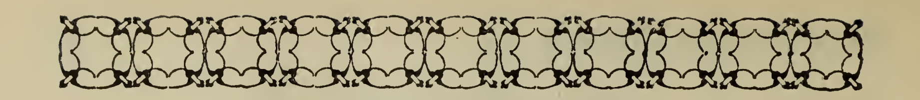
So habe ich die feindliche Macht in meinem Innern bekämpft, und aus dem Lichte der innern Harmonie, das mir mein Wesen bot, Trost geschöpft, wo alles sich trostlos gestaltete. Und ich mußte doch oft meinen Dämon ins Auge fassen und ihn kennen lernen. In einem Alter, wo andere alles erreicht, was sie ersehnt, spottete er noch mein. Aber dann lernte ich über ihn hinaus zu wachsen, und zu lächeln, wo ich früher geseufzt hatte. Das sind auch Früchte des Lebens, und nicht die schlechtesten. Und mein Wesen ist mein, sagte ich mir damals. Was ich bin, das muß ich werden, trotz des Dämons, der mir jeden Pfad versperrt aus dem Irrsal ans Licht zu gelangen. Und da der Dämon nicht verschieden sein kann von meinem Wesen, so will ich beides tragen, den Dämon und mein Wesen. Und die Nacht, die mich umgibt, ist mir dennoch fremd, und das Licht, das unsichtbar ist, mein eigen; sagte ich mir damals.

Dann kam die Zeit, daß ich ein Werk vollendet hatte, und es durchlas, wie ich pflegte, um ihm einen Namen zu geben. Und da leuchtete mir daraus etwas entgegen, an dem ich Freude hatte, denn es war wie Licht; und ich benannte mein Werk aus dieser Empfindung heraus: „Die Freude am Licht." Das war nomen et omen. Denn dieses Werk bezeichnete den vollen Anbruch des hellen Tages für mich. Die lange Wanderung in der Nacht der Trübsal war vorbei, die Sonne empfing mich als ihren rechtmäßigen Sohn, und ich konnte mich in meiner Wirksamkeit endlich der Wirklichkeit erfreuen. Meine Stimme verhallte nicht mehr ungehört; sie erweckte Widerklang in tausend Herzen, die durch mich die Freude am Licht empfingen. Und die lange leidvolle Vergangenheit erschien mir kurz; denn die noch längere Zukunft lag erhellt vor mir. Nun hatten auch mir die Geisterstimmen, als dem Wanderer in der Nacht, in Wahrheit tröstlich getönt, wie in dem Goetheschen Liede:

„Doch rufen von drüben
Die Stimmen der Geister,
Die Stimmen der Meister:
Versäumt nicht zu üben
Die Kräfte des Guten . . .
Wir heißen euch hoffen."

Ich habe gehofft, und die Hoffnung hat mir Wort gehalten. Und der Tag ist noch lange nicht zu Ende, der die Kraft bei der Arbeit erhält.





## Rudolf Huch über sich selbst (De se ipse)

Es gibt, glaube ich, eine Regel in der Welt, daß das Wesenhafte in seinen ersten Anfängen unscheinbar auftritt. Etwas ähnliches besagt das Goethesche Was glänzt, ist für den Augenblick geboren. In der Geschichte der Künste und der Wissenschaften, in der Geschichte im engern Sinne, im organischen Leben, überall macht sich diese Regel — ich sage nicht Gesetz — bemerkbar. Ich habe es im kleinen an mir selbst wahrgenommen, das heißt an meinem Produzieren.

Es geht mir wie wohl manchem anderen, die besten Einfälle kommen mir auf einsamen Spaziergängen. Nebenbei gesagt: am reichlichsten auf dunkeln Waldwegen, zu denen ich erst eine Strecke zu steigen habe. Vermutlich regt die körperliche Anstrengung die Tätigkeit des Gehirnes an. Ist der Berg erstiegen und man geht einen ebenen oder sanft abfallenden Weg, so stellt sich natürlicherweise ein Gefühl der Leichtigkeit ein, man geht leichter als in der Ebene; das Gehirn arbeitet freier. Die tiefe Waldeinsamkeit tut das ihre, indem sie den Geist zusammenhält.

Unter diesen Einfällen nun gibt es solche, die mir bei ihrem Auftreten glänzend erscheinen. Sie geben ein fertiges Bild, einen dramatischen, komischen oder ergreifenden Auftritt mit den lebendigsten Einzelheiten. Wenn ich nun aber nach einiger Zeit an der Stelle meiner Arbeit bin, wo der Einfall zu verwerten wäre, sehe ich, daß sein Erzeugnis übertrieben, innerlich unwahr oder Gott weiß was ist — mit einem Worte: nicht echt.

Alle Stellen in meinen Büchern, die mir jetzt mißfallen, sind dadurch entstanden, daß ich solche Einfälle, die mich bei ihrem Erscheinen froh gemacht hatten, nicht über Bord geworfen habe.

Die Einfälle, die sich bewähren, erscheinen dagegen winzig, nichts oder selbstverständliches besagend, so zwar, daß sie mir manchmal zunächst gar nicht als Einfälle bewußt werden. Sie sind die Embryos, die unscheinbaren Keime, aus denen sich die Gebilde organisch entwickeln; den fertig aus dem Unbewußten hervortretenden Gebilden fehlt das Gewachsene, das innere Mark.

Wesentlich anders arbeitet es sich am Schreibtische. Die produzierende Tätigkeit meines Gehirnes auf den Spaziergängen ist von meinem Willen wenig abhängig, und zuweilen gar nicht. Es gelingt mir immer am besten, wenn ich mir nichts bestimmtes vornehme, und zuweilen geschieht es, daß ich etwa die Einleitung eines Romanes entwerfen will und mit dem fertigen Schlusse nach Hause gehe. Am Schreibtische arbeite ich dagegen bewußt und methodisch. Von der äußeren Umgebung bin ich nur insofern abhängig, als die anspruchloseste die beste ist. Mein Schreibtisch ist mehr als schlicht und ich lasse mein Zimmer jetzt eben neu tapezieren, weil mir wohlwollende Klienten schonend aber deutlich zu verstehen gaben, daß ich in diesen vier Wänden wirklich niemand mehr empfangen könne. Ich glaube auch nicht, daß mich Statuetten oder sonst künstlerische Ausschmückung anregen würden; nur der alte Wilhelm Raabe sieht vergnüglich und ohne Mitleid zu, wie einer, der vor Jahren so manches gute Glas mit ihm trinken und so manches gute Wort von ihm hören durfte, sich nun doch nicht hat warnen lassen und sich noch viel erfolgloser abmüht, als er es damals getan hat.

Von Abmühen kann ich insofern sprechen, als ich unter beständigen Unterbrechungen unangenehmster Natur schreiben mußte. Da ich nach dem Mittage nicht mehr produktiv arbeiten kann; mußte ich notgedrungen während meiner Sprechstunden schreiben. Es war nicht immer leicht, die Stimmung zurückzurufen, wenn man sich dazwischen aller Augenblicke mit den Geldangelegenheiten anderer Leute beschäftigen mußte, besonders auch, wenn diese Leute nicht günstig auf den Geruchsinn einwirkten. Gelungen ist es mir aber doch immer. Manche Seite habe ich sogar im Gerichtzimmer geschrieben, während erbitterte Prozeßparteien einander zu überschreien suchten. Goethe, der doch immerhin etwas vom Handwerk verstanden haben dürfte, mahnt mit gutem Grunde:

Gebt ihr euch einmal als Poeten,
So kommandiert die Poesie!

Ich kann mir nicht denken, daß eine kräftige Begabung nur unter besonders günstigen Umständen wirksam zu sein vermöchte. Es mag ja sein, daß es sich mit den Tonsetzern anders verhält; aber Ludwig van Beethoven kann ich mir doch beim besten Willen nicht in buntseidenen Schlafröcken vorstellen.

Wie wenig die Welt der Gedanken von der wirklichen abhängt, hat sich mir besonders deutlich an den beiden Ritterhelm gezeigt. Auch übelwollende Beurteiler geben zu, daß in diesem Roman viel Humor enthalten sei, und dabei ist das ganze Buch unter dem Drucke eines quälenden Magenleidens und einer fast unerträglichen seelischen Depression geschrieben.

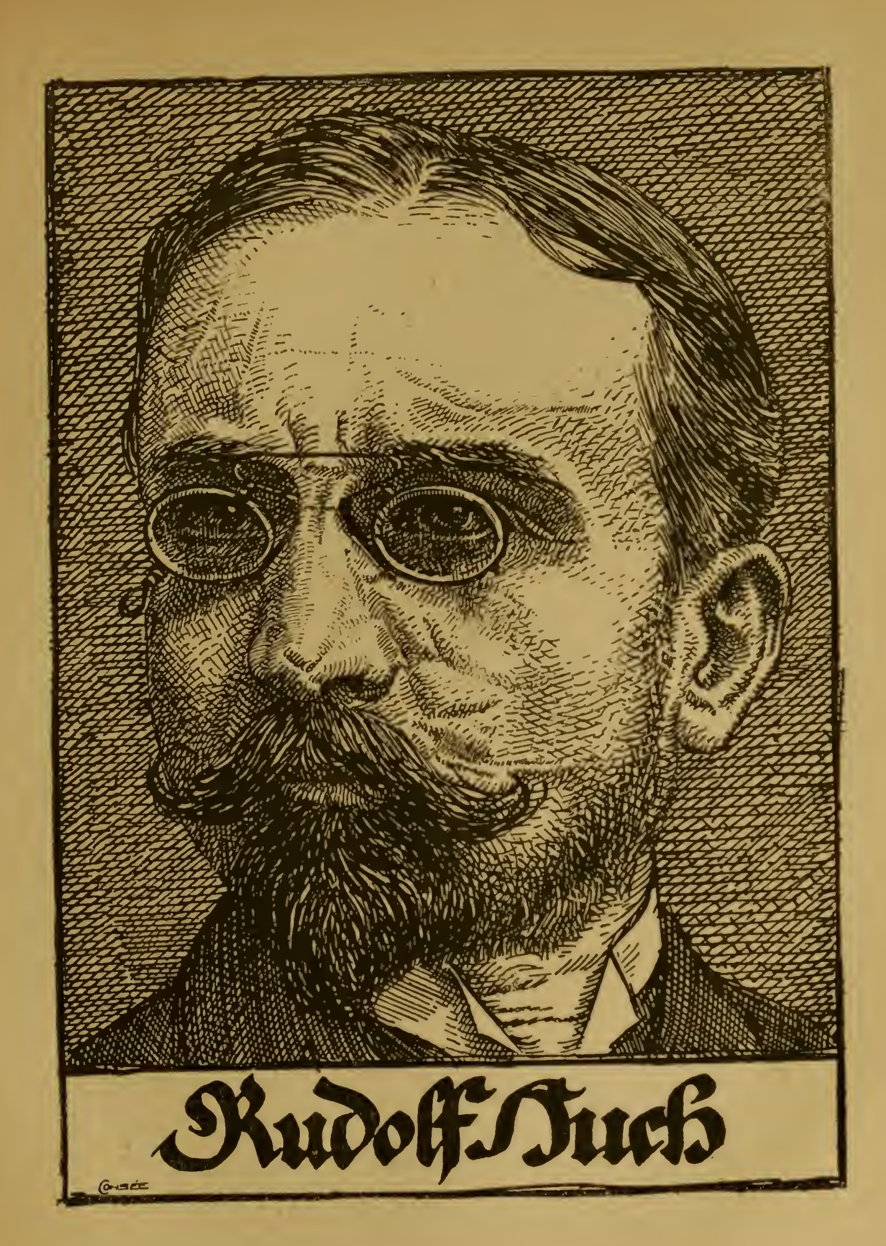
Die Gebilde der Phantasie sind eben eine Welt für sich, und zum Teil eine recht eigenwillige.

Als ich die beiden Ritterhelm plante, wollte ich nichts weiter, als einen spaßhaften Renommisten schildern; einen, der am Ende selbst an seine Qualitäten glaubt und andere davon überzeugt, dem die tollsten Sachen gelingen, und der zuletzt übermütig wird. Er ist für Freunde und Verwandte spurlos verschwunden und jeder nimmt an, er habe den Kontinent unrühmlichst verlassen. Unvermutet taucht er wieder auf, hat eine reiche Frau aus allerbester Familie und ist in jeder Beziehung in geordneten Verhältnissen; seine Frau hat er überzeugt, daß sie eine unverdient glänzende Partie gemacht habe.

Ich wollte also eine durchaus komische Erzählung schreiben. Allein dieser spaßhafte Renommist erwies sich als ein Homunkulus, der die Phiole zersprengte. Er wußte mich für sich zu interessieren, und besonders war es die Frage nach der angeborenen Natur und den Einwirkungen des Lebens: ich ging ihm nach bis zur Kindheit.

Der Junge machte Umstände. Er wollte Gespielen und ein Elternhaus haben; auf Schule und Lehrer legte er seinerseits nicht viel Wert, aber da sein mußten sie doch.

Das Elternhaus war mir freilich bei weitem das wichtigste; denn ich halte seine Einwirkung für unendlich viel stärker als die der Schule. Es schien mir nötig, daß jemand da sei, der in dem Jungen die allerglänzendsten Eigenschaften sähe, und zwar künstlerische, die ihm gerade völlig abgingen. Wer sollte das sein? Der Vater? Das wäre eine klägliche Erscheinung geworden, wie sie heute wohl hin und wieder beliebt wird, mir aber ästhetisch unerträglich erscheint. Die wohlbekannten, in ihre Kinder vernarrten Mütter, die in Romanen einer gewissen Art die Mehrheit der Mütter überhaupt bilden, pflegen sich in der Wirklichkeit zu ernüchtern, wenn die Kinder in die Jahre kommen, in denen man sie nicht mehr so recht putzen kann; und sie sind nicht besonders sympathisch.



Rudolf Huch



Eine Tante, das ging. Die Schwester des Vaters, eine sehr feine und sehr kluge Dame, denn sonst wäre die Größe ihres Einflusses unerklärt geblieben, konnte doch in diesem einen Punkte verblendet sein, wenn sie außer dem Bruder und seinem einzigen Sohne niemand für ihr starkes Bedürfnis nach Liebe hatte.

Die Mutter wurde dieser Tante geopfert, sie starb irgend eines Todes, ohne auf ihren Sohn einwirken zu können. Ihre ganze Bedeutung bestand darin, daß man erfuhr, von welcher Linie das Robuste im Wesen des Sohnes herstammte.

Der Bruder einer solchen Schwester und der Vater eines endgültig obsiegenden Schlingels durfte kein gewöhnlicher Mensch sein. Er zeigte sich als ein recht eigenwilliger und etwas wunderlicher, aber grundvornehmer Herr aus einem alten Patrizierhause, immer noch in wohlbehäbigen Verhältnissen, aber in sinkender Konjunktur.

Da war es denn um den nichts als komischen Renommisten geschehen. Er mochte die seltsamsten Sprünge machen und in die merkwürdigsten Lagen geraten: es steckte nun einmal Rasse in ihm. —

Noch ungebührlicher sind die Leute in der „Familie Hellmann“ mit ihrem Erzeuger umgegangen. Meine ursprüngliche Absicht war, eine Reihe von Studien zu verfassen, breit hingesetzte Charakterbilder, einheitlich durch eine bestimmte Art der Behandlung. Die Behandlung sollte die sein, daß ich das Körperliche mehr betonen wollte, als es bei uns üblich ist. Nicht nur das Erotische sollte durch das Körperliche bestimmt sein, nicht nur Gut oder Böse darin Erscheinung werden. Auch dem Persönlichsten, dem nicht mehr Auszudrückenden der Seele sollte ein Körperliches entsprechen; wobei ich es besonders auf die Hände und die Haare abgesehen hatte. Auch die ehrwürdigsten Erscheinungen sollten dem Schicksal unterworfen sein, daß die Sensibeln unter ihren Mitmenschen selbst gegen ihre bessere Einsicht und gegen ihren Willen sie mindestens ebenso lebhaft als Körperwesen wie als Persönlichkeiten empfinden.

So begegnet das sensible Modell der geplanten Studie, ein junger Philologe, einem alten Herrn, den er als sehr achtbare Persönlichkeit kennen lernt, nnd am Ende sogar als etwas, das man in Familienblättern, Zeitungen und Tischreden alle Tage, in der Wirklichkeit aber wunderselten antrifft, als einen edlen Menschen. Allein der alte Herr hat einen Ziegenbocksbart und in die Höhe stehende Haare, und außerdem die Angewohnheit, wenn er eindringlich sein

will, die Augenbrauen unnatürlich hoch zu ziehen und einem mit dem Gesichte sehr nahe zu kommen. Dem jungen Manne kommt bei der ersten Begegung eine Erinnerung aus der Kindheit: so und nicht anders hat er sich den echtesten Typus Hexerich vorgestellt. Da hilft denn nichts; der alte Herr, den er lieb gewinnt, ist und bleibt doch der Hexerich. Selbst beim Leichenbegängnis, an dem er mit aufrichtiger Trauer teilnimmt, kommt ihm die Vorstellung, wie der Hexerich zum Beschlusse seiner Hexereien, den Kopf mit den aufrecht stehenden Haaren voran, mit wahnwitziger Geschwindigkeit in den Höllenschlund hinabsaust.

Das Modell ist nun nicht nur sensibel, sondern dabei auch ein kernbraver Mensch, der als der geborene Philologe besonders ein starkes Gefühl für Gerechtigkeit hat. Es läßt sich denken, daß diese Eigenschaften ihn allenthalben in Widerspruch mit sich selbst setzen.

Der Mensch mit seinem Widerspruch fesselt immer stärker als der Unentwegte: aus der Skizze wurde ein sorgfältig ausgeführtes Bildnis. Nun aber regte sich auch in den Figuren, die nur Staffage bilden sollten, Gegenstand für die Seelenorgane und Nervenfasern des Modelles, ein bedeutungvolles Streben. Sie dehnten und reckten sich und drängten unwiderstehlich aus dem Hintergrunde nach vorn.

Da war vor allem die Schwester des Modelles, die es mir bald angetan hatte.

Man beobachtet heute nicht selten, daß Mädchen unverheiratet bleiben, die unmittelbar für die Ehe geschaffen erscheinen; wahre Prachtgestalten, von der Natur ins Leben gesetzt mit der Aufschrift: so muß ein Weib aussehn, wenn das Haus gedeihen und die Nachkommenschaft tüchtig sein soll!

Wie das zu erklären sein mag, ist hier gleichgültig. Die Tatsache läßt sich kaum bestreiten. Die köstliche Frische verdorrt in der Dürre des Alltages, die Mädchen gehen resigniert oder verbittert in dem Einerlei eines Berufes oder irgendeiner freudlosen Pflichterfüllung auf, und einige werden boshaft, oder auch wohl traurig materiell.

Diese nun sollte nicht kläglich sondern tragisch enden. Um sie allmählich dahin zu führen, und um sie dem Leser möglichst ebenso lieb zu machen wie sie mir selbst war, dazu bedurfte es einer emsigen Kleinmalerei.

Auf diese Art wurde denn aus dem Bildnis ein großes, figurenreiches Gemälde, aus der Studie der dickleibigste Roman, den ich je

geschrieben habe. Das Interesse an dem Wesen, den Taten und den Schicksalen meiner Menschlein wurde so stark, daß die ursprünglich herrschende Idee zurückgedrängt und oft erstickt wurde.

Zufällig hatte ich in der ganzen Zeit mehr als sonst im Berufe zu tun, und das Befinden wurde immer noch schlechter. Ich wußte, daß ich meine Sachen in einem Wurfe zu Ende schreiben muß, wenn etwas daraus werden soll. Da half denn nichts, die Poesie mußte mit aller Gewalt kommandiert werden. Ich wurde übernervös, quälte mich und die Meinen durch Reizbarkeit, und so durfte ich die universale Geltung eines Goethewortes, von dem er selbst gesagt hat, man hätte wohl eine Zeitlang daran zu tun, aufs allerdeutlichste erfahren:

> Am Ende hängen wir doch ab,
> Von Kreaturen, die wir machten.

Zum Beschlusse noch eine kleine, aber vielleicht lehrreiche Erfahrung, die den Stil betrifft.

Freunde, die etwas davon verstehen, haben mir übereinstimmend und dabei jeder für sich ihr Erstaunen versichert, daß es mir möglich sei, die für den Druck bestimmten Sätze so schlank hinzuschreiben, wie es offenbar der Fall sei. Nur von einem meiner Bücher behaupten sie, man merke ihm an, daß am Stil sorgfältig gefeilt sei. Es ist Mehr Goethe, ein Buch, das bei seinem Erscheinen meist falsch verstanden wurde und infolgedessen Erfolg hatte; es wirkt sogar noch heute nach, insofern einige Ritter von der Feder, die sich daran geärgert haben und ganz von Goethes konziliantem Geiste durchhaucht sind, mich durch ein ausdauerndes Totschweigen ritterlich befehden.

In Wahrheit feile ich sorgfältig, und zwar streiche und ändere ich so lange, bis ich das Gefühl habe, daß jeder Satz den Anforderungen des guten Stiles entspricht und sich doch leicht und natürlich liest, eben als wäre er schlank hingeschrieben. Nur an einem meiner Bücher habe ich, abgesehen von Flüchtigkeitfehlern, die Sätze so stehen lassen wie sie mir aus der Feder geflossen sind; es ist Mehr Goethe.



## Richard Schaukal

Im Jahre 1892 ermöglichte mir meine Tante (die im Februar 1908 verstorbene Frau Laura Luz, geb. Seidl — sei ihr Name in Dankbarkeit für vieles Gute hier verzeichnet —) durch ein Geschenk von etwa 300 Kronen den Druck meiner ersten Gedichte. (Zu solchen Experimenten sind Tanten eher zu bewegen als Väter.) Sie erschienen — natürlich bei E. Pierson in Dresden (Gedichte von Richard Schaukal) — im Frühling des Jahres 1893. Ein herzlich unbedeutendes Buch. Es enthielt Verse aus meinem 15. bis 18. Lebensjahr. Zwei andre Tanten und meine immer hilfsbereite Schwester Lotte hatten sich an den Abschriften der Manuskripte beteiligt. Ich erinnere mich, daß ich geschmeichelt war, als mir ein um zwei Jahre älterer Freund, der, aus Wien, wo er Jura hörte, zu Winterferien nach Brünn gekommen, mich besuchte, den Eindruck der ihm aus dem Manuskript vorgelesenen Proben mit den Worten wiedergab: „Wenn diese Gedichte im „Buch der Lieder" ständen, würde niemand merken, daß sie nicht von Heine sind." Ich bemerke, daß derselbe Freund am selben Nachmittage während der „Jause" vor meiner Mama mit der Überlegenheit des Heimgekehrten von dem mit mir gleichaltrigen jungen Wiener Hofmannsthal zu berichten wußte, der soeben ein kleines Schauspiel (Morgen von Theophil Morren, Leipzig, Julius Klinckhardt 1892) herausgegeben hätte, das man als ein wahres Wunder früher Meisterschaft rühme. Ich kannte von neuester Literatur „Neurotica" von Felix Dörmann und ein paar Hefte der „Gesellschaft", in der auch 1892 von mir Gedichte gedruckt worden sind, sowie der in Brünn zuerst erschienenen „Modernen Rundschau", die, von dem früh an Lungenschwindsucht verstorbenen E. M. Kafka, einem begabten Propagator, herausgegeben, Hauptmann, Liliencron, Hartleben, Conrad, Conradi, Bleibtreu usw. brachte. Ich muß gestehen, daß ich keinen nachhaltigen Eindruck davontrug. Ein Brünner Gastspiel der Comédie française (im Frühling 1892), wobei die Barthet die nuit d'octobre von Alfred de Musset flötete, hatte mich dagegen geradezu auf- und umgewühlt. Ich las und liebte damals Mussets „Premières poèsies" ebenso leidenschaftlich, wie ich etwa

zwei bis drei Jahre vorher Andersens „Buch der Bilder“ und als Kind „Lederstrumpf“ und „1001 Nacht“ gelesen und geliebt hatte. Gleichfalls noch in den frühen Knabenjahren hatte ich in Reclamschen Übersetzungen Dickens, Fielding, Scott und Bulwer verschlungen, vorher die Mühlbach, später — neben Eichendorffs „Taugenichts“ — Dumas' Musquetiere samt zahlreichen Fortsetzungen. Ich kannte freilich damals das meiste (Landläufige) von den „Klassikern“, mehr von Grillparzer, von Hebbel vieles, alles von Raimund, den ich schon als Kind liebte, das beste von Ludwig, meinte Schiller zu hassen und langweilte mich — vergeblich — bei Kant, Schopenhauer und Nietzsche. Als Rechtshörer in Wien geriet ich aus einem „literarischen“ Kaffeehause — dem vielgenannten „Griensteidel“ — in einen Klub, „die akademische Vereinigung“, einiger begabter junger Leute (zwischen 20 und 24). Ich erinnere mich eines Abends, da Felix Dörmann, der mir unsäglich reif und merkwürdig dünkte, über Baudelaire und aus ihm (in Nachdichtungen) vorlas. Ich weiß nichts mehr davon, als daß irgendwie ein Elefant vorkam, auf dem dieser mir neue und rätselhafte Baudelaire saß, auch das vom Vorleser sehr emphatisch ausgesprochene „Je t'adore (— ooore!!)“ ist mir erinnerlich. In der „Vereinigung“, aus der mir ein kluger stiller Mensch, Julius Pap, angenehm im Gedächtnis geblieben ist, fühlte ich mich gedrückt und unbehaglich. Man war dort furchtbar gescheit, es gab Leute, die Buckles „History of the Civilisation“ in einer Nacht ausgelesen hatten usw. Da die Interessen des Kreises vorzüglich nationalökonomisch waren, las auch ich allerlei Schriften nationalökonomischen Inhaltes (Menger, Lassalle, Schultze-Gäwernitz, Webb, Brentano rc.) pflichtschuldigst ohne innere Anteilnahme; mit einer ältlichen Französin (meiner vierten Lehrerin) las ich Balzacs „Eugenie Grandet.“ Da ich, sehr harmlos, „Gesellschaft“ trieb, schrieb ich eine Sittenstudie („Rückkehr. Ein Akt“, Pierson 1894. Gratis gedruckt, später mit „Gedichten“ zurückerworben und zum größten Teil vernichtet.) Schon 1890 und 1891 hatte ich je ein Drama verfaßt. Das zweite hieß „Eine gute Familie“ und war — „Ehre“, die „Haubenlerche“ und „Paradies“ hatten mich gepackt — modern-realistisch. Es ist unglaublich, wie lang her einem das vorkommt! Hermann Sudermann und Ludwig Fulda „Vorkämpfer des Realismus“ usw. Klingt das nicht wie ein unsäglich alberner Witz? Ist es möglich, daß alle diese Surrogate — auch Mascagni war damals ein Ereignis! — wirklich junge Gemüter

beunruhigen konnten! . . . Im Jahre 1893 las ich ohne besonderes Verständnis in einer unsrer üblichen Teesoireen (unter Freunden) Wedekinds „Frühlings-Erwachen“ zum ersten Male. . . .

Auch daß mir und zwei andern Jus-Kollegen Karl Kraus, der spätere Herausgeber der „Fackel“, damals noch Rechtshörer und Literaturbeflissener (er hat im „Magazin für Literatur“ die erste lange und beifällige Besprechung meiner „Gedichte“ geliefert), die „Weber“ begeistert vorlas, will ich erwähnen, um hinzuzufügen, daß mich das Werk — vielleicht war etwas Opposition im Spiele — ganz kalt ließ. Beiläufig: außer für Hauptmann schwärmte damals Karl Kraus für Carl Busse. Ich selbst aber hatte Maeterlincks „Prinzeß Maleine“ (in der Übersetzung) gelesen — bei Bekannten hingegen tat ich an Don Carlos-, Maria Stuart-Abendlektüre mit verteilten Rollen ehrlich-gutmütig: mit — und ereiferte mich, gegen eine mir grell und absichtlich dick aufgetragen erscheinende Ach- und Oh-Symbolik, zumal da ich schon damals von der bereits stark ins Kraut geschossenen snobistischen Jung-Wiener Kritik mich abgestoßen fand. Opposition war es auch, die mich dazu veranlaßte, in jener „Akademischen Vereinigung“, die mich nicht hatte gelten lassen mögen, einen rasch hingeworfenen Vortrag über den kaum angelesenen Strindberg zu halten, der mir, wie ich vorausgesehen hatte, reichen Beifall eintrug. Ich hatte mir bewiesen, wie man das „mache“, und damit wars genug: niemals wieder betrat ich den mir nicht sympathischen Kreis. Im „Balthesser“ findet man heitere Reminiszenzen an diese sehr rasch — in einem Semester — „überwundene“ Epoche der seither mir tief verhaßten „Literaterei“.

Das bei Sachsendragonern abgediente Freiwilligenjahr im Zusammenhang mit einigen Liebesepisoden, meist sehr schwärmerisch-melancholischer Natur, schuf einen markanten Abschnitt. Ich habe — vorübergehende Begegnungen abgerechnet — jede „persönliche“ Beziehung zur „Literatur“ nicht so sehr abgeschworen als vielmehr von mir lautlos abgleiten lassen. Meine herzliche Neigung hatten ganz unliterarische Freunde teils behalten, teils gewonnen. Das Jahr 1895 brachte mir den größten Teil einerseits der später gesammelten „Intérieurs aus dem Leben der Zwanzigjährigen“, anderseits der 1896 (bei R. M. Rohrer, Brünn, auf eigene Kosten) gedruckten „Verse“, meines ersten selbständigen Werkes. Es enthielt auch Nachdichtungen nach Verlaine. Aus jener Zeit sind mir der holde Eindruck von

Gautiers „Maupin“, der tiefanregende von Brandes und Muther und der gewaltige von Tolstois „Krieg und Frieden“ erinnerlich. Heines Einfluß (meiner Mutter Lieblingsdichter, den sie mir, wie ihre Heldenverehrung — Napoleon! — in allerfrühesten Zeiten vermittelt hat) war völlig abgetan; von Neueren hatten mich Liliencron (Adjutantenritte!) und Gustav Falke (zu dem ich mich, wie zu fast allen, die heute mehr oder weniger bekannte Namen haben, im „Simplizissimus“ seit 1896 fand) angezogen; meine Liebe gewann und behielt der Lyriker Eichendorff. Auch Baudelaires Schatten streifte mich, Gautier (Emaux et Camées) war mir mehr. Die Szenen, die der Band „Einer, der seine Frau besucht“ (1902) vereinigt, sind gleichfalls 1894 bis 1896 entstanden; das Fragment „Szenen aus einer Gesellschaft junger Leute“ scheint mir wertvoll. Mit dem Bande „Meine Gärten“ (Schuster & Löffler 1897) entrichtete ich noch einmal meinen Tribut an eine Zeitströmung, den „Symbolismus“. Doch enthält das Buch einige meiner allerbesten und eigenartigsten Gedichte. — Auch das beste Prosawerk bis zum neuen, reichsten Prosajahre 1905 (Großmutter, Kreisler, Eros Thanatos, Giorgione, Literatur), die 1904 teilweise umgearbeitete Novelle „Mimi Lynx“ (1894/5) trägt den deutlichen Stempel sicherer Selbständigkeit. So kann ich zusammenfassend sagen: einer gottlob arglosen, völlig naiven Jugend-, Knaben- und Jünglingszeit entstammen tastende, weit zurückreichende Verse- und Prosaversuche (es liegen gehäufte Mappen in meinem „Archiv“). Das Jahr 1894 schließt sich wie ein Tor hinter diesen angenehm-häuslichen Unbedeutendheiten und Irrungen. „Verse“ und „Mimi Lynx“ stehen im Freien. Noch zweimal setzt schwankendes Tasten ein: 1896 „Gärten“, 1901 „Von Tod zu Tod“ und „Vorabend“; dazwischen liegen die reinen, echten Äußerungen: „Tristia“, „Tage und Träume“, „Sehnsucht“ und „Pierrot und Colombine“. „Sehnsucht“ (1900 bei der „Revue franco-allemande“ gedruckt und mir niemals bezahlt; nur „Gärten“ hatte mir spärliche Erträgnisse abgeworfen; zu den Kosten von „Tristia“ und „Intérieurs“ habe ich beigetragen, „Tage und Träume“ ganz bezahlt) ist die zweite Etappe meiner lyrischen Entwicklung. Mit diesem Bande treten die seither — wie früher die Stimmung der „Verse“ und der Ton der „Gärten“ — unzählige Male nachgeahmten malerischen „Moment“-Gedichte auf, deren erste Proben der V. Jahrgang des „Pan“ gebracht hatte. Sie

kehren in allen Anthologien der letzten Jahre wieder und haben sich gegenüber dem weitaus reicheren, volleren, tieferen, aber diskreteren Ton der musikalischen Lyrik als Sieger zu behaupten gewußt, ebenso wie später (1907) der gelegentlich aus Fragmenten und Aphorismen zierlich gesteckte Balthesser, als Äußerung sozusagen ein Schnörkel am Rand eines großen Blattes, die Aufmerksamkeit von der Prosa abzulenken bestimmt war, die mich vollgültig zu zeigen befugt wäre: „Großmutter", „Kapellmeister Kreisler" und die Novellen, davon vor allem die alte junge „Mimi Lynx". Aber dies ist seit jeher so gewesen: in ihrer Vielseitigkeit, ihrem Wandel und Farbenspiel nicht leicht zu erfassenden Erscheinungen versetzt man gern ein beruhigendes Schlagwort. So hieß ich jahrelang nach einigen Gedichten in „Verse" und „Gärten" trotz „Tristia" und „Sehnsucht" der „Dekadent", nun heiße ich, trotz „Großmutter" und „Kreisler" der „Dandy". Besonders feinsinnige Beurteiler fügen noch den „Wiener" hinzu — ich bin gar kein Wiener, sondern ein Mährer und habe mit der Jungwiener Literatur höchstens insoferne zu tun, als ich sie seit Jahren als Kritiker bekämpfe. Somit lautet meine literarische Visitenkarte: der Wiener lyrische Dekadent und Dandy. Als Gegengeschenk habe ich diesen liebenswürdigen Grobschmieden die „Literatur" (1906) gewidmet, aber sie haben die Augen zugemacht. Verständnis habe ich dagegen immer und reichlich bei Verständigen gefunden, auch zu einigen der besten zeitgenössischen Autoren schätzbare persönliche Beziehungen gewonnen. Gerhard Ouckama Knoop und Rudolf Huch darf ich meine nächsten Freunde nennen.

Nicht ohne Interesse — für die, denen an dieser ganzen Entwicklung überhaupt etwas gelegen ist — dürfte es sein, daß ich als des Schreibens noch unkundiges Kind meiner Mama bereits Gedichte diktierte und daß ich schon in der Schule keinen Aufsatz in der „Reinschrift" anders als völlig umgewandelt aus der Hand geben konnte — wovon heute meine Setzer näheres zu erzählen wissen —, ferner daß ich den ersten — mißglückten — Versuch, mit einer Prosaarbeit an die Öffentlichkeit zu treten siebzehnjährig mit einem Aufsatz über E. T. A. Hoffmann unternahm (er war der „Allgemeinen Musikalischen Zeitung" in Leipzig zugedacht gewesen).

Als ein in dieser Plauderei wohl angängiges Kuriosum führe ich zur Warnung für junge Dichter die äußere Leidensgeschichte meiner zahlreichen Bücher an:



Richard Schaukal



Ich habe bereits erwähnt, daß ich „Gedichte" (1893), „Verse" (1896), „Tage und Träume" (1899) bezahlte und daß ich zu den Kosten von „Tristia" (1898) und „Intérieurs" (1901) beitrug. Für „Rückkehr" (1894), „Sehnsucht" (1900) hab ich zwar nichts bezahlt, aber auch niemals einen Heller erhalten. Dagegen kosteten mich hinwiederum „Einer der seine Frau besucht" (1902) und die vier 1902 bei Herm. Seemanns Nachf. verlegten Bücher „Vorabend", „Pierrot und Colombine", „Von Tod zu Tod" und „Das Buch der Tage und Träume, zweite Ausgabe" bisher bloß Geld, denn ich hatte alle fünf im reichlichen Restbestande bloß durch Rückkauf vor ungewissem Schicksal bewahren können. Nicht besser erging es mir mit meinem Heinebreviarium (1897), das Fischer & Francke (Berlin) mir vor einigen Jahren mit einer geringfügigen Abfindungssumme honorierten, während eine Leipziger Anstalt den Vorrat übernahm und, ohne mich zu fragen, eine zweite Auflage veranstaltete. Ich hätte prozessieren müssen; so gab ich denn das mir gleichgültige Buch dahin. „Intérieurs" hatten ein besonders anheimelndes Schicksal: sie waren 1896 an einen Verlag Dieckmann in Leipzig gegeben worden, der sich nicht hatte halten können. Friesenhahn und Tiefenbach, beide in Leipzig, übernahmen seine Bestände. „Intérieurs" ist bei Tiefenbach als Fragment zu Ende gedruckt worden — ein Teil des Manuskriptes war verloren gegangen (ebenso wie bei Seemann die Originalzeichnung meines Freundes Heinrich Vogeler zu Pierrot); bis heute kann ich von dem Verlage keine klare Abrechnung erhalten. Bald acht Jahre verkauft er das Buch, glänzend gehts ja nicht, aber ich habe noch keinen Pfennig erhalten (dagegen zur „zweiten" [Titel]-Ausgabe beigeschossen). Sehr erfreulich war auch mein Verhältnis zum früheren Wiener Verlag, der eines meiner besten Bücher, die Novellen „Eros Thanatos" (1906) herausgebracht hat. Der Verleger ist zahlungsunfähig; was mit „Eros Thanatos", über dessen Absatz ich keinerlei Ausweis jemals habe erhalten können, geschehen wird, ahnt noch nicht einmal der Anwalt, der die Angelegenheit fast seit Beginn dieser angenehmen Verlagsbeziehungen führt. Das Buch hat, ohne daß es irgend etwas dagegen vermöchte, bereits zum dritten Mal den „Eigentümer" gewechselt. „Meine Gärten" (1897) war eine der ersten Publikationen von Schuster & Loeffler. Das Buch hat meinen Namen als Lyriker begründet. Ich habe es vor zwei Jahren vom Verlag zurückerworben.

Mimi Lynx" (1904) und „Ausgewählte Gedichte" (1904) hat der Insel-Verlag. Davon ist nur das zweite „aktiv". Außer „Großmutter" (1905, Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart), „Die Mietwohnung" (1906, Verlagsanstalt Alexander Koch, Darmstadt) und „Richard Dehmels Lyrik" (1907, Xenien-Verlag, Leipzig) hat alle meine neueren Publikationen Georg Müller. Mit dem „Balthesser", der seiner VI. Auflage entgegengeht, verzeichnet er als der dreizehnte meiner Verleger den ersten großen äußeren Erfolg.*)

*) Über meine neueren Bücher habe ich ausführlich gehandelt in „Wege und Ziele deutscher Dichter" (Publikationen der Literarhistorischen Gesellschaft in Bonn, Heft 9. 1907).



## Wilhelm von Scholz

Wenn der egoistische Ehrgeiz sachlichem Ehrgeiz gewichen ist, wird es schwer, anders von sich selber zu sprechen, als in kurzen Einsichten, die ursprünglich nicht mit dem Gedanken an fremde Leser niedergeschrieben wurden und ganz unbefangen sind. Sie mögen in sich die Kraft tragen, zu-verallgemeinernde Erkenntnis zu werden, oder nur im Selbst befangener Eindruck bleiben, ihre Entstehung als Ergebnis innerer Krisen und des mit sachlichem Interesse in sie eindringenden Gedankens gibt die Gewähr, daß sie Wahres enthalten und nicht aus mimischen Rücksichten entstellt sind:

Der junge Mensch schafft sich ein Bild des Lebens, vor dem er steht, nach Gesprächen und Büchern. So wird er Romantiker, der Geschichte leben will, der die zusammenfassende Linienführung, die Verkürzung einer Biographie vor sich stellt. Er ahnt freilich hinter der Knappheit der Geschichte die zeitliche Breite des Lebens; aber er erfüllt sie im Geiste einstweilen leicht und spielend mit der vorgestellten Freude über jede errungene und mit dem ununterbrochenen, zielbewußten und frohen Erstreben jeder nächsten Stufe. Er weiß sich den Fernblick, den ihn Erzählung auf das Leben, wie auf einen großen Gebirgszug, tun läßt, noch nicht mit wechselnden Nähen zu erfüllen; vermutet nicht einmal Nähen in ihm, die anders sein könnten, als das, was er im ganzen vor sich sieht. Er weiß sich aus der Übersicht des Weges nicht in die Befangenheiten des Wanderns auf ihm zu versetzen.

Dann ist er früh und den größten Teil seines Daseins gezwungen, seinen Weg in nahen Wirrnissen, ohne daß er weithin klar vor ihm läge, in Umdrängtheit und Befangenheit mühsam zu gehen; das vorgefaßte Bild des Lebens wieder und wieder demütig zu wandeln und oft genug ganz aus dem Auge zu verlieren; den mit Wirklichkeit sich füllenden Blick auf den steigenden Fuß zu heften und der einzelnen Stufe hohen Wert zu geben, wenn er sie erstieg, die er leicht zu überspringen wähnte, ehe er den ersten Schritt getan. Er lernt Geschichte als Leben lesen und vermöchte es vielleicht, aus

Leben auch nun Geschichte zu formen, die dann wieder Spätere täuschen wird über die Breite, die in ihr Ausdruck gewann. —

Der junge Mensch sieht nur den Schein und glaubt, daß die Gefühle, mit denen der Schein beglückt, auch hinter dem Schein — nur noch gesteigert, voller und wirklicher — lebendig sind. Das unaussprechlich-phantastische Glücks- und Sehnsuchtsgefühl, mit dem der junge Mensch an den Ruhm denkt, versetzt er in den Träger des Ruhms hinein. Und er erstrebt nun Ehren nicht, weil ein hohes, sachlich-würdiges Ziel mit ihnen verbunden ist, Vorbedingung für sie ist, sondern als Genuß und Rausch. — Ich erinnere mich, daß ich als Junge den Schein aller Zustände, Berufe, Lebensstufen sehr deutlich und stark empfand, daß mir die Gebärde und Geste einer Sache für diese Sache selbst war. Etwa ein in die besiegte Feindeshauptstadt einziehender Napoleon: er war mir von dem Titanenstolz, der Siegesfreude, schicksalhafter Sicherheit, dem Rausch des Umjubeltseins, alles in allem: von sich als Bild erfüllt. Nicht, wie der Wirkliche: ein überarbeiteter Geist, voll Argwohn und Verachtung der Dinge aus erkannter Wertlosigkeit, in die er letzten Grundes sich einbezog, gespannt an fortwährende und neue harte Aufgaben denkend und von dem Gefühl erfüllt, daß das Feiern des Ziels fast ein Ekel ist dem, der das Ziel mühevoll — und sicher stets enttäuscht — errang. Mir lebte eine Gestalt aus ihrer Gebärde; und die Empfindung ihrer Gebärde durchrann sie ganz, wurde Herz und Mitte in ihr. —

Wer die Sache hat — und die hat niemand, ohne aus Träumen aufgetaucht zu sein und Wirkliches ergriffen zu haben — der verliert die Freude am Schein. Es wird ihm nur innere Notwendigkeit, nicht ein besonderes Glück, unter den das Beste Leistenden zu stehen. Er weiß, daß auch das Beste schwaches Menschenwerk bleibt, und tut seine Arbeit dennoch unbeirrt. Er will für sie nicht Lohn, Dank, Anerkennung, sobald er sich die Achtung errang, die er als Grundlage des Zusammenlebens mit anderen braucht und über die hinaus das Urteil der Welt nichts Positives, Unerschütterliches mehr geben kann. —



## Johannes Schlaf über sich selbst

Mitten in einem neuen Roman trifft mich die Aufforderung, etwas über meinen literarischen Entwicklungsgang mitzuteilen. Solch einen Aufenthalt wird man sich gefallen lassen. Er stört nicht: er kann einen nur sammeln.

Der Roman, an dem ich arbeite, betitelt sich „Am toten Punkt". Welcher „tote Punkt" gemeint ist, wird der wissen, der meinen letzten Roman „Der Prinz" gelesen hat. Dieser „tote Punkt" ist eine gewisse Erscheinung von Sterilität und Dekadenze, an der Europa in diesen Zeitläuften leidet und die es einer Krisis zutreibt, von der wir hoffen wollen, daß sie sich eines Tages nicht gar zu bedenklich gestaltet!

Die dunkle Wolke droht im Osten Europas deutlich genug. Glauben wir ja nicht etwa, daß sie sich bereits entladen hat! Sie hat bis jetzt nur gemunkelt. Sehr intrikat und sehr slavisch gemunkelt. — Die russische Revolution ist die seltsamste, die Europa jemals erlebt hat. Sagen wir: die unerlebteste aller europäischen Revolutionen. Und in einem gewissen Sinne wird sie — dies ist meine Überzeugung — zugleich die furchtbarste und gefährlichste sein. Ihr eigentlichstes Wesen aber wird nichts anderes bedeuten als den letzten kritischen Ausgleich zwischen den gesunden europäischen Kultur- und Rassenbeständen und jenem unheimlichen, aber äußerlich bestrickenden und prunkenden Typ steriler Dekadenze, der heute die innersten Lebensfundamente der europäischen Rassen bedroht. Beileibe eignet der russischen Revolution nicht bloß eine politische Bedeutung! Im Grunde genommen trägt sie in einem ganz bestimmten Sinne den Charakter eines großen religiösen Ausgleichs. Nicht umsonst ist Dostojewski, der Dichter der „Brüder Karamassoff" und der „Dämonen", ihr Prophet!

Also mit dem „toten Punkt" jener sterilen Dekadenze, die überdies nicht bloß eine geistige und intellektuelle, sondern vor allen Dingen auch eine physiologische ist, hat es, ebenso wie mein letzter Roman, die Arbeit zu tun, die ich augenblicklich unter der Feder habe. Nur mit dem Unterschied, daß die Hauptperson des „Prinz",

Jürg Deubel, nicht direkt in sich selbst von ihr zu leiden hat; daß er in seinen Anlagen und geistigen Strebungen von vornherein viel zu sicher determiniert und in ihnen zugleich viel zu glücklich borniert ist, als daß er sich mit dem „toten Punkt“ gerade bis zum letzten, internsten und bis in seine gefährlichste und dunkelste Region hinein am eigenen Leibe abzufinden hätte. — Der Sieger aber, auf den es heute ankommt, wird in erster Linie nicht ein Mensch wie Jürg Deubel sein, sondern derjenige, der in einer ganz bestimmten unentschiedenen und sehr exponierten Situation seiner Entwicklung bei sehr starken, lebhaften und reichen geistigen Trieben, Strebungen und Gaben und zugleich bei einer im Grunde tüchtigen und robusten, aber modern sensiblen Physis und ferner in einer sehr ungünstigen und bedrängten äußeren Lebenslage dem Dämon jener Dekadenze selbst verfällt, mit ihm zu ringen genötigt ist, ihn in seiner dunkelsten Gefährlichkeit erkennt und erleidet, ihn in sich überwindet und dadurch zu einer höchsten und besonderen männlichen Kräftigung und Vollendung seines Wesens gelangt und nun über das Rüstzeug verfügt, um jenem Dämon auch in seiner Gestalt als allgemeine europäische Gefahr wirksam zu begegnen. Dies wird, im allerknappsten Umriß formuliert, der Hauptinhalt meines neuen Romans sein.

Wer nun mit meinen neueren Bestrebungen, wie ich sie besonders in Arbeiten wie „Christus und Sophie“, „Der ‚Fall‘ Nietzsche“, meinen Monographien über Verhaeren und Maeterlink und „Der Krieg“, und ferner in der „Kritik der Taineschen Kunsttheorie“ vorderhand zum Ausdruck gebracht habe, vertraut ist, der wird von vornherein wissen, daß die Vollendung und Charakterausgestaltung, die die Hauptperson meines neuen Romans erlebt, eine nicht bloß intellektuelle, sondern eine solche der Ganzseele, also eine psychophysische und gerade in solchem Sinne so recht eigentlich eine religiöse ist. Und ich meine, das kann auch gar nicht anders sein; denn Europa steht heute einzig vor dem letzten — hoffentlich nicht allzu kostspieligen und nicht allzu tragischen! — Ausgleich vor allem einer religiösen Krise, gerade in dem eben von mir gekennzeichneten Sinne. —

Ich glaube angedeutet zu haben, was in diesem Augenblick, wo ich eben die Mitte der Vierziger überschritten habe, meine Position und, wenn man so sagen will, meine „Konfession“ ist. Vielleicht habe ich im Grunde von vornherein keine andere gekannt, und vielleicht ist sie von jeher die innerste Seele und das eigentlichste

Zentrum meiner dichterischen Arbeit gewesen. Mit Unterschied, versteht sich, und im vorrückenden Fortschritt einer ganz bestimmten Entwicklung meines ganzen, nicht bloß meines dichterischen und künstlerischen Wesens.

Als ich in der ersten Hälfte der achtziger Jahre an den europäischen Naturalismus geriet, will sagen, gerade damals, an Zola, bedeutete er für mich bereits weder ein einseitiges ästhetisches oder kunsttechnisches, noch auch ein einseitig sozialkritisches, sondern vor allem auch ein religiöses Problem und Dilemma. Sicher habe ich damals den Naturalismus auch mit dem Intellekt — und sogar sehr eindringlich! — noch weit tiefer und intensiver und mit tiefst in mein innerstes Leben hineinwühlender Leidenschaftlichkeit aber mit dem Herzen durchlebt und immer wieder und unablässig von neuem durchlebt; bis in seine innersten und gefährlichsten „Sensationen" hinein. Für das Zeugnis eines derartigen Durchlebens und Abfindens halte ich ein ganz bestimmtes Stimmungsmoment sowohl in dem Drama „Die Familie Selicke", wie auch in meinen anderen damaligen ersten naturalistischen Arbeiten, mag deren äußerlich ästhetisch-technische Anregung auch bis zu einem gewissen Grade von anderer Seite her erfolgt sein. —

In meinen nächsten Arbeiten kam jene religiöse Grundstimmung meines Wesens noch zu einem unmittelbareren Ausdruck. Ich denke an das erste „Dingsda"-Buch. Sicher und gewiß aber, und gar nicht etwa erst in zweiter Reihe, auch an den „Meister Oelze" (der jetzt endlich seine zweite, übrigens überarbeitete Auflage erlebt hat). Ich meine, daß gerade dem so furchtbaren, dämonischen Ringen zwischen Oelze und seiner Stiefschwester Pauline eine sehr religiöse Stimmung zugrunde liegt, die wohl bei uns in Deutschland kaum so leicht ein gleich starkes Pendant haben wird.

Erfreulicher wird jene neureligiöse Grundrichtung meiner Dichtung und im besonderen meine religiöse Auffassung und Verarbeitung des europäischen Naturalismus in der Dichtung „Frühling" zutage treten. Sie war ein hohes Erlebnis; sie war eine Begnadigung und ein sicherlich ungewöhnlicher, menschlicher und dichterischer Glückszustand. Und sie war ein Sieg. Ihre dithyrambische Form, die ganze Unmittelbarkeit ihrer Äußerungsweise wird das bekunden.

Mochte der „Frühling" nun aber auch bereits einen Sieg bedeuten, mochte er das Vorhandensein einer mich unbeirrbar durch alle und was auch immer für Gefahren tragenden Grunddisposition

meines Wesens bedeuten, er war vorerst doch nur mehr eine Garantie als ein eigentlichster letzter Sieg.

Schon der „Meister Oelze" konnte das erkennen lassen. Wer in solch tiefdringender Weise in solche dämonische Abgründe des Hasses, und des Hasses zwischen einem Mann und einem Weib eindringen konnte, die, vielleicht beide ein paar ungewöhnliche Naturen, sich gegenseitig in einer so höchst eigentümlichen Weise abstießen, der mußte vorerst unter allen Umständen noch an eine Abfindung mit der heutigen europäischen Dekadenze heran, und müßte schonungslos mitten in den gefährlichsten Bezirk und Tumult, in das ganze Zentrum des europäischen Erlebnisses hinein, das sie bedeutet.

Abgesehen vielleicht von dem Intermezzo meines zweiten „Dingsda"-Buches („Stille Welten") brachte ich denn auch meine Erlebnisse auf diesem Gebiet zunächst in meinen Novellenbüchern von „Sommertod" an, ferner in den Dramen „Gertrud", „Die Feindlichen", „Der Bann" zu einem ersten vorläufigen Ausdruck. Sobald ich indessen den größten Ansturm mißlichster persönlicher Erlebnisse — besonders zu allem anderen auch äußerer — nur einigermaßen überwunden und niedergerungen hatte, war ich imstande an das Problem umfassender und intensiver heranzukommen. Es geschah in meinem Roman, „Das dritte Reich", „Die Suchenden", „Peter Boies Freite". Ich faßte damals in meinem Vorwort zu „Peter Boies Freite", das ich heute nicht mehr so recht gelten lassen möchte, diese drei Romane zu einer „Trilogie" zusammen. In gewisser Hinsicht sind sie ja auch eine solche. Schließlich aber doch auch wieder nur erst noch eine weitere Vorstufe zu den nächsten drei Romanen; zu dem Berliner Roman „Der Kleine", zum „Prinz" und zu „Am toten Punkt". Erst in diesen drei Romanen komme ich ganz an den „toten Punkt" der Dekadenze heran, mit deren Problem ich mich seit meinem Novellenbuch „Sommertod" jahrelang abzuringen hatte; um ihn zu überwinden, in einer Weise, die wohl zu einer endgültigen Klärung des europäischen Dekadenzeproblems nicht unwesentlich beitragen wird. —

Mit dem Roman, an dem ich augenblicklich arbeite, eröffnen sich mir von jetzt ab freiere, reichere und sicherlich freudigere Bahnen und Entwicklungswege. Meine letzten, seit 1904 in Weimar zustande gekommenen theoretischen und philosophischen Schriften — die hauptsächlichsten erwähnte ich bereits oben — können dem aufmerksamen Leser keinen Zweifel lassen, daß sie einen sehr wichtigen Wendepunkt



Johannes Schlaf



meiner ganzen bisherigen Entwicklung bedeuten. Ihr Inhalt wird seinen höchsten und umfassendsten Ausdruck in einer zweibändigen philosophisch-wissenschaftlichen Arbeit gewonnen haben, an der ich seit ein paar Jahren arbeite, die sich „das absolute Individuum und die Vollendung der Religion" betiteln und im Laufe des nächsten Jahres erscheinen wird.

Diese Arbeiten werden dartun, daß ich den Abschluß meiner wichtigsten, meiner religiösen Entwicklung erreicht habe, daß es für mich nach dieser Richtung keinen Kampf und kein Ringen, sondern nur mehr noch einen unbeirrten und unbeirrbaren Ausbau gibt, der sicher in der Folgezeit auch noch seinen besonderen dichterischen und künstlerischen Ausdruck finden wird.





## August Strindberg über sich selbst

Es war der Morgen nach dem Tage, an dem ich als Schauspieler Fiasko machte, 1869, als ich zwanzig Jahre alt war. Ich war niedergeschlagen, wund, zerrissen. Die Nerven zitterten noch; Scham und Rausch heizten den Körper. Was sollte ich tun? Die Ehre mußte gerettet werden! Ich wollte einige Monate als Eleve aushalten, um mich dann von neuem als Schauspieler zu versuchen.

Ich blieb an diesem Tage zu Hause und las die „Erzählungen des Feldschers" von Topelius. Wie ich so las, kam es mir vor, als habe ich selber es erlebt. Es handelte von einer Stiefmutter und einem Stiefsohn, die sich versöhnten. Der Bruch mit meinen Eltern hatte mich immer wie eine Sünde gequält, und ich verlangte nach Versöhnung und Frieden. Diese Sehnsucht nahm heute einen ungewöhnlich traurigen Ausdruck an; während ich auf dem Sofa lag, begann mein Gehirn Pläne auszusinnen, wie die Disharmonie mit dem Elternhaus zu lösen sei. Als Frauenverehrer, der ich damals war, und unter dem Einfluß des „Feldschers" dachte ich, nur ein Weib könne mich mit dem Vater versöhnen. Und diese schöne Rolle gab ich der Stiefmutter.

Während ich so daliege, fühle ich ein ungewöhnliches Fieber im Körper; während dieses Fiebers arbeitet der Kopf daran, die Erinnerungen an die Vergangenheit zu ordnen, einige auszuscheiden und andere hinzuzufügen. Neue Nebenpersonen treten auf; ich sehe, wie sie sich in die Handlung einmischen; höre sie sprechen. Es ist, als sehe ich sie auf der Bühne.

Nach einigen Stunden habe ich eine Komödie in zwei Akten fertig im Kopf. Es war eine sowohl schmerzhafte wie wollüstige Arbeit; wenn man es eine Arbeit nennen kann, denn es ging ganz von selber, ohne meinen Willen, ohne mein Zutun. Jetzt aber mußte es geschrieben werden. In vier Tagen war das Stück fertig. Zwischen Schreibtisch und Sofa ging ich hin und her; in den Zwischenstunden fiel ich wie ein Lappen auf dem Sofa zusammen. Als das Stück zu Ende war, stieß ich einen tiefen Seufzer aus, als

seien Jahre von Schmerz vorüber; als sei ein Geschwür geschnitten. Ich war so froh, daß es in mir sang. Jetzt wollte ich mein Stück dem Theater einreichen. Das war die Rettung!

Am selben Abend setzte ich mich hin, um einem Angehörigen einen Glückwunsch zu schreiben, weil er eine Stellung gefunden. Als ich die erste Zeile geschrieben hatte, schien sie mir wie ein Vers zu klingen. Da fügte ich die zweite Zeile hinzu, und die reimte auf die erste. Schwerer war das nicht? In einem Zug schrieb ich einen vier Seiten langen Brief in gereimten Versen nieder. Ich konnte also auch Verse schreiben!

Schwerer war das nicht? Und einige Monate früher hatte ich einen Freund gebeten, mir bei Versen für einen Namenstag zu helfen; hatte aber eine ablehnende Antwort erhalten, die mich jedoch ehrte: Ich solle nicht im Mietswagen fahren, da ich selber einen besitze. Man wird also nicht geboren, Verse zu schreiben; man lernt es auch nicht, trotzdem man in der Schule alle Versarten lernt; sondern es kommt — oder kommt nicht.

Mir schiens der Gnadenwirkung des heiligen Geistes zu gleichen. War die seelische Erschütterung nach meiner Niederlage als Schauspieler so stark gewesen, daß sie das ganze Lager von Erinnerungen und Eindrücken umgekehrt hatte? War die Einbildungskraft unter einen so starken Druck gebracht worden, daß sie zu arbeiten anfing? Alles war ja längst vorbereitet! War es nicht meine Phantasie, die Bilder erzeugte, wenn ich mich im Dunkeln fürchtete? Hatte ich nicht in der Schule Aufsätze geschrieben? Seit Jahren Briefe? Hatte ich nicht meinen Stil durch Lektüre, Übersetzen, Schreiben für Zeitungen gebildet? Doch, so war es wohl, aber jetzt erst merkte ich das sogenannte künstlerische Arbeitsvermögen.

Die Kunst des Schauspielers war also nicht die Form, in der ich mich ausdrücken konnte; das war ein Irrtum, der jetzt aber leicht zu berichtigen war. Indessen mußte ich meine Schriftstellerei ziemlich geheim halten und bis Ende der Spielzeit als Eleve beim Theater bleiben, damit meine Niederlage nicht allen offenbar ward. Oder bis das Stück angenommen war; angenommen mußte es natürlich werden, da ich es für gut hielt. Doch wollte ich noch einmal die Probe machen, ob es wirklich gut war. Zu diesem Zweck lud ich zwei von meinen gelehrten Bekannten ein, die außerhalb des Theaters standen. An dem Abend, als sie kommen sollten, räumte ich meine Boden-

kammer auf. Ich putzte sie, steckte an Stelle der Lampe zwei Stearinlichter an, deckte den Tisch mit einem reinen Tischtuch und stellte darauf: eine Flasche Punsch mit Gläsern, Aschenbecher und Streichhölzchen.

Es war das erstemal, daß ich Besuch hatte, und die Veranlassung war neu und ungewöhnlich. Man hat oft die Arbeit des Dichters mit Gebären verglichen, und der Vergleich hat eine gewisse Berechtigung. Es war wie der Frieden des Kindbettes nach dem Sturm; man hatte das Gefühl, es sei etwas oder jemand gekommen, das oder der vorher nicht da gewesen; man hatte gelitten und geschrien, und jetzt war es still und friedlich geworden!

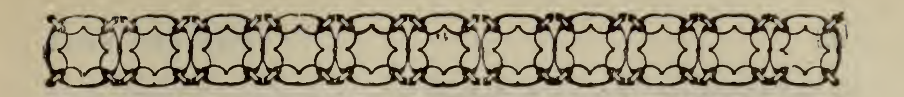
In Festtagsstimmung befand ich mich; es war wie früher zu Hause: die Kinder waren fein gekleidet, und der Vater in seinem schwarzen Gehrock warf den letzten Blick auf die Anordnnngen, ehe der Besuch kam. Die beiden Bekannten langten an. Unter Schweigen las ich das Stück bis zu Ende vor. Dann wurde das Urteil gefällt: die älteren Freunde begrüßten mich als Schriftsteller.

Als sie wieder gegangen waren, fiel ich auf meine Knie nieder und dankte Gott, daß er mich aus der Bedrängnis befreit und mir die Dichtergabe gegeben.

Mein Verkehr mit Gott war recht unregelmäßig gewesen. Eigentümlich war, daß ich in großer Not meine Kräfte sammelte und nicht gleich zum Herrn schrie; in der Freude dagegen fühlte ich ein unwillkürliches Bedürfnis, sofort dem Geber alles Guten zu danken. Es war umgekehrt wie in der Kindheit; und das war natürlich, da sich der Begriff vom Gott zum Geber aller guten Gaben entwickelt hatte, während der Gott der Kindheit der Gott der Furcht gewesen war, der alles Unglück in seiner Hand hielt.

Endlich hatte ich meine Bestimmung gefunden, meine Rolle im Leben, und nun bekam mein loses Wesen ein Gerippe. Ich wußte jetzt ungefähr, was ich wollte, und damit hatte ich wenigstens ein Steuer auf meinem Boot. Und nun stieß ich vom Land, um mich auf Langfahrt hinaus zu begeben, immer bereit abzufallen, wenn der Wind zu hart gegen den Bug stieß; aber nicht um in Lee abzutreiben, sondern um im nächsten Augenblick wieder vollen Wind zu nehmen und anzuluven.

Nachdem ich mir meinen Familienkummer aus dem Herzen geschrieben hatte, brach die Erinnerung an die religiösen Kämpfe in einer dreiaktigen Komödie hervor. Die leichtete das Schifflein bedeutend.



## Einiges über Buchausstattung

Nach Zeiten höchster buchtechnischer Kultur (ich denke hier in erster Linie an die wunderbaren Werke, die uns das 18. Jahrhundert beschert hat und die in ihrer einfachen, fast gesetzmäßigen Schönheit, in der alles zu einem erhebenden Ganzen zusammengeschweißt ist, heute noch nicht übertroffen werden können) sank der Geschmack in der Buchausstattung im 19. Jahrhundert andauernd und erreichte in den siebziger Jahren ein derart tiefes Niveau, daß ein weiterer Rückschlag kaum mehr möglich war. Die Freude am Buchbesitze war geschwunden und damit auch die Fürsorge in der Ausgestaltung des Buches selbst. Dazu kam noch, daß mit der steigenden Höhe der Auflagen und dem Anwachsen der Zeitungen überhaupt der immer größer werdende Bedarf an Papier die Papierfabriken veranlaßte, nach einem Ersatz für das in diesen Mengen nicht mehr zu beschaffende Hadernpapier (das bis dahin in der Hauptsache verwandt wurde) zu suchen, daß so als Äquivalent das Holzpapier aufkam. Dadurch, daß man nicht gleich erkannte, wie wenig dauerhaft dieses Papier sein müßte, entstand ein unermeßlicher Schaden. Jeder, der heute auf Bibliotheken mit Büchern dieser Zeit zu tun hat, sieht mit Schrecken, wie bedeutende unersetzliche Werke zerfallen und bald überhaupt nicht mehr vorhanden sind. Aber davon ganz abgesehen zeigt sich die Unkultur fast der ganzen ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in der Satzanordnung, der Verwendung schlechter unpassender Typen und im Einband. Wen faßt nicht ein gelinder Schauder bei dem Worte: Prachtwerk? Wer denkt dabei nicht an einen goldüberladenen, mit mißverstandenen Renaissanceornamenten gezierten Leinenband, möglichst noch mit Messingecken und ebensolchen Schließen versehen?

Endlich in den neunziger Jahren, als das deutsche Volk wieder zur Selbstbesinnung kam, als das Kunstgewerbe wieder eigene Bahnen zu gehen sich bestrebte, beginnt man auch wieder der Ausgestaltung der Bücher mehr Interesse entgegenzubringen. Nur mit dem Unterschied, daß wenn früher die Buchdrucker und Buchbinder den Geschmack

in buchtechnischen Fragen diktierten, dies nun Sache des Verlegers oder des von ihm betrauten Künstlers ist. Jahrzehntelange Unkultur oder Talmikultur im Buchgewerbe hatte diese Leute gegen jede künstlerische Einwirkung von außen abgestumpft, hatte den ganzen Betrieb verknöchert, dogmatisiert. Die alten schönen Schriften, denen man heute in allen Buchdruckereien nachspürt, verschwanden allgemach, sie wurden eingeschmolzen, weil sie im Verhältnis zu den sogenannten Brottypen, denen sie Platz machen mußten, nicht ausgiebig genug verwandt werden konnten. Die schönen alten Ornamente, denen wir auch heute noch nichts Ebenbürtiges an die Seite stellen können, verstaubten in den Ecken. Wenn es auch jetzt schon eine ganze Reihe von Druckereien gibt, die einer würdigen künstlerischen Ausstattung der in ihrer Offizin hergestellten Bücher besonderes Gewicht beimessen, so legt der größte Teil der heutigen Druckereien noch nicht den geringsten Wert auf künstlerische Formen im Druckgewerbe. Um so mehr aber hat man sich auf einige Dogmen, von denen man nur mit Widerwillen abgeht, festgelegt. So muß denn der Verleger, der seinen Büchern ein würdiges Äußere zu geben sich bemüht, ständig gegen die verknöcherten Anschauungen bei Buchdruckern und Buchbindern ins Feld ziehen. Die neue Bewegung zur Hebung des künstlerischen Geschmacks im Buchgewerbe hat wie so vieles andere ihren Ursprung im Wiedererwachen und Aufblühen der kunstgewerblichen Kultur, ja sie ist ein Teil dieser Bestrebungen. So wie das neue Kunstgewerbe sein Hauptaugenmerk auf möglichste Einfachheit und auf durch die Schönheit des Materials zu erzielende Wirkungen legt, ebenso sucht man auch der neuen Buchkultur zu nützen. Daß man zu diesem Resultate jedoch nur auf Umwegen und nicht ohne Auswüchse gelangen konnte, ist ohne weiteres klar. Denn jede neue Bewegung, alles in Gärung befindliche zeitigt auch gerade entgegengesetzt liegende Ergebnisse. Und wie man im Kunstgewerbe den leidigen Jugendstil mit seinen Verdrehungen und Schnörkeleien in Kauf nehmen mußte, so hatte man im Buchgewerbe mit einem Allzuviel an Buchschmuck zu kämpfen. Man wollte um jeden Preis verblüffen und dieses à tout prix-Wirkenwollen brachte die sonderbarsten Dinge zutage. Es kam so weit, daß Bücher einzig und allein des Buchschmucks wegen gedruckt wurden. Leichte, ohne Prätention auftretende Dichtungen wurden mit Randleisten und Zierstücken versehen, als ob es sich um eine

neue Offenbarung handle. Es ist wohl ohne weiteres selbstverständlich, daß diese Art Buchausstattung auch künstlerisch sehr wenig erfreulich war, denn ihr fehlte die Zweckmäßigkeit.

Aber diese Auswüchse zeitigten, wie immer, so auch hier das Gute, daß die Reaktion folgte. Man wurde dieser Überlastung überdrüssig und besann sich ebenso wie im Kunstgewerbe auf das Zweckmäßige. Man ward inne, daß jegliches Zuviel von Übel sei und daß in der weisen Beschränkung die Meisterschaft liege. Man erkannte, daß nichts vornehmer und ansprechender wirke als tunlichste Einfachheit und Erzielung einer Wirkung einzig und allein durch die Güte und Schönheit des Materials. In dieser Ansicht wurde man noch bestärkt, als die wunderbaren Druckerzeugnisse der englischen Presse langsam auch in Deutschland Eingang fanden und als die in Vergessenheit geratene Buchkultur unserer Vorväter wieder durch die erwachende Bücherliebe zur Geltung kam. Und da erkannte man denn, daß das am wenigsten als Blüffer angelegte Buch am schönsten sei. Man ging den Regeln der Buchkultur der Engländer und unserer Vorväter nach und lernte an diesen Mustern die Anordnung des Satzspiegels innerhalb der Seite, die Ausgestaltung des Titels und nicht zuletzt die Gesetzmäßigkeit, die in jedem Umschlage und Einbande vorhanden sein muß, kennen.

Hier setzte nun auch mein Verlag ein, und gemäß der von mir gepflegten beiden Verlagsrichtungen bildeten sich im Lauf der Zeit zwei Buchtypen aus. Das mit einfacherem Materiale herzustellende Gebrauchsbuch, darin eingeschlossen der für die breitere Menge bestimmte Roman, und der Luxusdruck, die für den Bibliophilen bestimmten Werke. Diese beiden Buchtypen vereinigen sich mitunter bei einem Werke, was aber durchaus nicht besagen soll, daß dadurch ihre Grenzen verwischt werden, denn jede der beiden Buchgattungen ist bei diesen Büchern selbständig vorhanden.

Das Gebrauchsbuch, so der Romanband, muß sich mit geringerem Materiale begnügen, denn sein Preis darf gewisse Grenzen nicht übersteigen. Damit wird natürlich nicht gesagt, daß die Ausgestaltung nicht künstlerisch einwandfrei sein könne, denn die Behauptung, ein geschmackvoll ausgestattetes Werk könne nicht billig sein, ist durchaus falsch. Ebenso wie das Kunstgewerbe in vielen Fällen sein Hauptaugenmerk darauf richtet, billige, künstlerisch einwandfreie Fabrikware herzustellen, ebenso kann auch heute wie jederzeit mit geringen Mitteln

ein durchaus einwandfreies Buch geschaffen werden, das den Beschauer ebenso wohltuend berührt als ein Luxusband, hergestellt mit dem glänzendsten Material. Es darf eben nur nicht bei der Herstellung an der nötigen Sorgfalt fehlen. Ein Roman- oder Novellenband muß aber außerdem auch in handlichem Formate ausgegeben werden, um überall gelesen werden zu können. Diesen Forderungen Rechnung tragend, schuf ich meine biegsamen handlichen Leinenbände, die Papp- und Rohseidenbände usw. Von Buchschmuck sehe ich bei derartigen Werken meistens vollständig ab, denn dieser lenkt nur von dem Texte des Buches ab. Dagegen lege ich Gewicht auf eine klar leserliche Type und eine angenehme, den Augen nicht schädliche Papierfarbe. Glanzpapier, wie es zum Illustrationsdruck leider noch immer notwendig ist, soll bei Romanbänden ganz in Wegfall kommen, ornamentaler oder illustrativer Schmuck sich auf das Titelblatt, vor allen Dingen aber auf Einbände und Umschläge beschränken, bei denen er sogar erwünscht ist. Dem Umschlag und Einband bei einem in höherer Auflage herzustellenden Werk soll überhaupt eine größere Beachtung gewidmet werden. Denn derartige Werke, die in die breitere Masse dringen sollen und die deshalb auch in den Schaufenstern auffallen sollen, müssen durch Material, Farbe und Schriftanordnung wirken, aber sie sollen sich keiner unkünstlerischen Mittel bedienen. Die Masse des Unkünstlerischen, das heute sich in den Buchläden noch breit macht, läßt das Auge auf ruhigen geschlossenen Wirkungen mit besonderer Freude ruhen und das Buch, das mit den wenigst marktschreierischen Mitteln ausgestaltet ist, am markantesten hervortreten.

Der Bibliophilendruck, der Luxusdruck, das Bibliothekwerk verlangt diese plakatmäßige Schaufensterwirkung nicht. Hier sprechen die intimen Reize am meisten. Vor allen Vornehmheit und Erlesenheit des Materials. Aber das genügt allein nicht! Das Bibliophilenbuch muß in allen Einzelheiten künstlerisch ausgebildet sein. Es muß zum näheren Betrachten reizen. Type und Satzbild müssen eine Einheit bilden und der Einband ein kleines Kunstwerk für sich sein. Hier kann auch der Buchschmuck, der bei den Gebrauchsbüchern wenig am Platze ist, herangezogen werden. Von Künstlerhand entworfene Initiale, Kopf- und Schlußstücke und Bildbeigaben, in vornehmen Techniken reproduziert oder wenn möglich in Originaldrucken beigegeben, müssen den Kenner mit besonderer Freude erfüllen, doch ist auch hier


August Strindberg



ein Zuviel zu vermeiden. Da diese Bücher in erster Linie für die Besitzer umfangreicher Bibliotheken bestimmt sind, so muß dem Buchrücken ganz besondere Beachtung geschenkt werden und dies am allermeisten bei bändereichen Unternehmungen und Gesamtpublikationen. Wer hat sich noch nicht an den alten französischen Bibliothekbänden erfreut!

So sind wir denn heute wieder auf dem Wege zu einer neuen Kultur des Buches, und wenn mein Verlag darin schon Vorbildliches geleistet hat und noch leisten wird, dann ist die Mühe und Arbeit, die ich auf die Ausgestaltung meiner Verlagswerke unter freundlicher Mitwirkung meiner Buchkünstler verwandte, nicht umsonst gewesen.





# Paul Renner über Buchausstattung

Lieber Herr Müller!

Sie wollen, daß ich für Ihren Weihnachtskatalog Einiges von meinen Grundsätzen über Buchausstattung aufschreibe. Ein schwieriges und sicher Manchem überflüssig vorkommendes Unternehmen. Die Frau, die prüfend ein schönes Buch in die Hand nimmt, wird nicht erstaunt sein, daß Leder, Leinen, Schnitt und Vorsatz (der reizende Jupon des Buches) vollkommene Harmonieen in Farben und Materialien zeigen; bringt sie doch selbst, ohne davon Wesens zu machen, mit Schneider und Modistin größere Wunder zuwege. (Und doch ist es erstaunlich; denn es sind in unsrer Kunst gleichsam aufgepfropfte Reiser, die diese seltenen Früchte tragen, während sie dort seit langen Zeiten Jahr für Jahr in köstlicher Fülle reifen). Wird sie es glauben, daß die Ausbildung der Druckseite, die Disposition des Titelblattes schwieriger ästhetischer Erwägungen und der Phantasie und ordnenden Hand eines Künstlers bedürfen? Wenn diese Dinge vollkommen sind, scheinen sie natürlich und selbstverständlich zu sein. Jeder Versuch aber diese Selbstverständlichkeit verständlich zu machen, stellt uns vor Probleme, die nicht so leicht in einen Grundsatz aufzulösen sind. Wie oft haben wir ein zu früh fixiertes Prinzip widerrufen müssen; so daß es recht eigentlich unser erstes Prinzip wurde, keine andern zu haben; immer dem unbefangenen Auge zu vertrauen und niemals etwas gut zu heißen oder zu verurteilen, was wir nicht zuvor gesehen hätten. Das hat Sie viele Proben, Zeit und Geduld gekostet; doch überläßt es nicht auch der Arzt dem Kurpfuscher, die Diagnose zu stellen, ohne den Kranken vor sich zu haben? Die Zeit, in der der Künstler alle Gebiete des Kunstgewerbes eroberte und sie unter die herrische Gesetzgebung seiner Persönlichkeit zwang, ist vorbei. Die Provinzen sind autonom geworden; das Gesetz hat sich ihnen anpassen müssen und in ungezählte Verordnungen verflüchtigt.

Was sich davon in wenige Worte fassen läßt, ist nur das Gröbste. Es ist nicht mehr wie billig, daß man den drei Dingen, die ein Buch konstituieren: Einband, Druck und Papier alle Sorg-

falt widmet, und das Buch nicht zum Tummelplatz undisziplinierter Zeichnerlaunen macht. Druck, Papier, Einband — ein gar enges Feld, denkt der von weitem Hinblickende. Und doch! welche Breiten sind auch hier nicht schon vom Geometer aus Wolkenkuckucksheim vermessen! Es gibt bereits eine Literatur, die von den Ausmaßen des Satzspiegels, von seinem Verhältnis zum Papierrande und von den Seitenköpfen (in denen sich alle Torheiten einer schlechten Modernität zu konzentrieren pflegen) handelt. Diese formale, ich möchte sagen architektonische Betrachtung der Druckseite ist die wichtigste; ich fürchte indes, den bibliophilen Lesern Ihres Kataloges wenig Neues darüber sagen zu können; es ist vielleicht lustiger, sie in ein seltener begangenes Gebiet zu führen.

Die Farbigkeit der Druckseite ist ein solches wenig behandeltes Kapitel. Wir haben da eine Palette vom Schwarz bis zum hellsten Grau; ein eigentümliches Grau, das auf eine höchst reizvolle Art entsteht, indem das Druckerschwarz sich mit dem irradiierenden Weiß des Papieres vermischt. Dünne Typen werden von beiden Seiten hell damit überdeckt, von breiteren wird nur der Rand in Silber aufgelöst. So wird „breit" zu „dunkel" und „schmal" zu „hell"*).

Betrachten wir die ganze Seite, so ensteht auf eine neue eigentümliche Weise ein anderes Grau: das Schwarz der Typen mischt sich mit dem Weiß des Papieres zu einer schimmernden Fläche, die durchaus dem Bilde zu vergleichen ist, das der Pointillist aus dem Nebeneinander farbiger Elemente erzeugt**). Dieses seidige Grau können wir nun mit schönen Initialen besetzen wie mit schwarzen Perlen. — Hier ist auch für die Beurteilung der Schriften ein neuer Gesichtspunkt gefunden. Manche Typen geben eine wunderbar

---

*) Auch die Zeile als Ganzes ist diesem Angefressenwerden ausgesetzt und die Alten schützten sie dagegen durch ganz energische Verdickungen der Buchstabenenden. Das brachte im Einzelnen wohl manches närrische, 'aus der Form gar nicht zu verstehende Buchstabenbild; aber wie malerisch war so eine Zeile, wie gleichmäßig das Grau einer Seite! Wie flau und unsicher (auch wenn sie noch so grob sind) wirken daneben unsre modernen von einem formalen Purismus erzeugten Schriften!

**) Vielleicht wirkt darum jeder durchgehende Strich auf der Druckseite so brutal und fremdkörperlich, wie etwa ein Boldinischer Pinselfahrer auf einem Signacschen Bilde; daher auch wohl der Reiz einer aus kleinen Stempeln zusammengesetzten Leiste, die sich durch ihre Konstruktion sowohl, als durch ihre pointillistische Farbigkeit so gut in das typographische Bild fügt.

ruhige Fläche*). Sie scheinen nur auf diese Wirkung hin geschnitten zu sein. In ihren größeren Graden aber sind sie ziemlich reizlos; denn nun spricht die Form mehr als die Farbigkeit. Andere Schriften, die uns durch ausdrucksvolle Zeichnung und ein köstliches Anschwellen zu saftigem Schwarz entzücken, bieten in ihren kleineren Graden eine das Auge ermüdende unsichere Fläche. Beide lassen sich zuweilen kombinieren, indem man jene zu Flächenwirkungen, diese (in freistehenden Zeilen) gleichsam als Bandornamente benutzt.

Ich will diese subtilen Dinge nicht weiter ausspinnen. Vielleicht darf ich aber noch ein anderes Gebiet berühren, dessen problematische Natur gar nicht erkannt zu werden scheint, obwohl es Großen und Kleinen als fettes Weideland dient. Die allgemeine Ansicht ist, daß ein besonders kostbar ausgestattetes Buch Illustrationen haben müsse. Kupfer, Holzschnitte und Steinzeichnungen sind in der Tat die anmutigste Begleitung des Buchtextes; diese bei der scheinbaren Armut ihrer Mittel so edlen Techniken sind recht eigentlich die Kammermusik der bildenden Kunst. Aber in unserem Zeitalter der Industrie und der Neugierde sind diese Künste brotlos geworden. Man verlangt mehr für sein Geld zu sehen; und der Fortschritt der Technik ist diesen barbarischen Instinkten entgegengekommen, indem er die mechanischen Reproduktionen erfand. Diese (von ungeschlachten Händen retouchierten und zugerichteten) Produkte sollen „treuer“ sein, als die ehrliche Arbeit eines alten Kupferstechers war. Sie sollen Verständnis und Kunstgenuß verbreiten und uns der künstlerischen Kultur näher bringen, um die Europa heute jeden Kannibalenstamm beneiden muß.

Sehen wir uns das Ding einmal in der Nähe an. Eine Strichätzung, ein Lichtdruck nach einer gleichgroßen Bleistift-, Kreide-, Tusch- oder Federzeichnung sind verhältnismäßig vollkommene Sachen, die man sich gefallen lassen kann. Hört man doch auch ein Mignonklavier oder ein Pianola mit Genuß an; das Mechanische, Monströse, letzthin Unkünstlerische dieser Dinge ist nicht zu beseitigen. Eine Handzeichnung ist ein Gebilde voller Mysterien und Wunder; Ruskin sagte seinen Schülern: „Sie müssen mit Kohle einen Vogel zeichnen können, daß man nicht weiß, was der Vogel und was die Zeichnung ist.“ (Er sagte ihnen nicht, daß man die Zeichnung für einen Vogel halten solle.) Es gibt Zeichnungen von Michelangelo, Dürer,

*) Die kleine Ungerfraktur z. B.

Rembrandt: da sind auf einer kleinen Fläche einige hundert Striche; wer sie nicht zählt, schätzt sie auf ein Dutzend; jeder Strich suggeriert uns eine Form und um so stärker, je mehr er von ihr gesättigt ist*), er scheint sich selbst zu vertilgen und unsichtbar zu werden wie ein gläsernes Gefäß, das von einem Inhalt erfüllt ist. — Und zugleich ist es die Handschrift des Künstlers, die allerpersönlichste Manifestation eines starken Temperamentes. Wie die Hand hier hastet, dort zögert, wie sie hier liebevoll formt, dort brutal hinwirft, das scheint von neuem alle Teile der Zeichnung aufzubauen; und macht uns die persönliche Nähe des Künstlers, seine eigentliche Unsterblichkeit fühlbar. Der schönste Lichtdruck reproduziert von diesen Wundern wenig; es sind an gleicher Stelle ebenso viele Striche, aber abgeklatschte, ohne Eindruck, ohne Nerv und Leben. Die Widerstände, die das Papier dem Griffel entgegensetzte, die mit ihm ihr Spiel trieben, wenn er zaghaft oder tändelnd war und die vor ihm flohen, wenn er zornig wurde, fehlen auf dem anders gekörnte Papiere des Abdruckes; nun wirken die Spuren des Stiftes leblos, gleichsam eingefroren. Das Unmittelbare läßt sich nicht vermitteln, ein toter Mechanismus ist an die Stelle eines Organischen getreten, ein Unechtes an die Stelle von Echtem; keine Vervollkommnung der Technik kann darüber hinwegtäuschen. Doch wenn wir auch feststellen müssen, daß diese Vervielfältigungen nicht zur eigentlichen Kunst gehören und ein differenziertes künstlerisches Genießen ausschließen, so wollen wir doch gern anerkennen, daß sie (in allem dem Pianola oder Mignonklavier gleichend) viel Freude bereiten und zum Verständnis echter Kunst beitragen mögen; und daß wir es keinem Verleger verübeln wollen, der damit Bücher und Zeitschriften schmückt.

Die Technik macht aber hier nicht Halt. Sie reproduziert einen Dürerschen Holzschnitt in dreifacher Verkleinerung. Da ist zunächst die Handschrift gefälscht; die ist von absoluten Größen, dem Radius der Gelenke und komplizierteren Dingen abhängig. (Oder ist die dreifach verkleinerte Handschrift Bismarcks als beseeltes Ding vorstellbar? Man schreibt anders, wenn man so klein schreibt.) Aber auch die Farbigkeit, die malerische Wirkung ist von der absoluten Größe abhängig und darum gefälscht. Was übrig bleibt, ist für den künst-

*) Nicht in der Zahl, sondern in der Stärke dieser Suggestionen liegt die Meisterlichkeit. Ökonomie ist an sich noch kein Verdienst.

lerisch Empfindenden ungenießbar, fügt sich indes oft hübsch in das typographische Bild; und vom Bibliophilenstandpunkt aus könnte man auch diesen Dingen nachsehen.

Aber nun „reproduziert" die fortschreitende Technik (und die Herren Verleger schreiten mit großen Mappenwerken und Monographieen mit) Gemälde und Fresken in Lichtdrucken, Heliogravüren (sogar farbigen) und Netzätzungen in zehn- und hundertfachen Verkleinerungen. Es ist klar, daß in diesen „Netzen" jedes handschriftliche Element verloren geht und nur das Plumpeste behalten wird. Diese Reste können vielleicht dem Kunstgelehrten einige Notizen ersetzen, aber niemals das Verständnis für Kunst fördern oder gar selbst einen Kunstgenuß bereiten. Wir brauchen uns nicht zu wundern, wenn die an diese kleinen Scheußlichkeiten gewöhnte Menge auch in dem Originale nur noch das Plumpeste findet (sehen wir doch auch die Menschen wächsern, wenn wir aus einem Wachsfigurenkabinette treten), und wenn schließlich die Fähigkeit, künstlerische Qualitäten zu unterscheiden, mehr und mehr zur Geheimwissenschaft einiger Kunsthändler und Museumsbeamter wird. Diese (meist auf unappetitlichem Kunstdruckpapier abgezogenen) Blättchen zeigen in einer schmutzigen Dämmerung den „Gegenstand" der Darstellung; die Mittel der Darstellung, die Pinselstriche sind nicht erkennbar oder doch um alle suggestive Kraft gebracht*). Diese Kraft aber ist es allein, was ein Kunstwerk ausmacht, und was ein Bild von einer Abbildung unterscheidet. Denn genau genommen: ein Bild stellt nichts dar sondern *ist*; ist vermöge ebenso komplizierter, wenn auch anderer Existenzbedingungen, als etwa das schöne Mädchen, das dazu Modell gestanden hat. Jeder Pinselstrich *muß* diese wundervolle Mischung aus Form, Farbe und Malertemperament sein; der Rhythmus der Linien *muß* so unsern Blick wiegen und in unser Blut sich einschmeicheln. Nichts von diesen Bedingungen erfüllt eine Reproduktion. Wenn wir den Weg, den unser Auge auf den leuchtenden Flächen des Originals geführt wurde, hier wie auf einer Landkarte vor uns sehen, benimmt er uns nicht mehr den Atem. Wer ein Bild einmal erlebt, lieben gelernt, genossen hat, mag sich dessen auf einer Photographie erinnern, wie man wohl die Photographie einer fernen Freundin betrachtet; für

---

*) Auch wenn wie bei gewissen farbigen Heliogravüren das Relief des pastosen Auftrages in das Papier geprägt ist.

die andern aber bleibt sie eine Profanation, ein papiernes Wissen, die Befriedigung einer snobistischen Neugierde.

Was sollen wir nun gar mit einem Papier, das in sinnlosem Nacheinander mit bunten Druckerfarben imprägniert ist? Glaubt man, das aus unendlich komplizierten Farbcharakteren verschmolzene Email der Ölfarbe, die edlen Materien der Tempera und des Fresko so „reproduzieren" zu können oder hält man sie für entbehrliche Zugaben? Der Künstler hat in diesen Materien Leben angefacht: nun erhitzt sich eine Farbe an der andern, wird glühend und scheint sich von der greifbaren Fläche fortzuheben. Aber dieses Leben ist aus dem Material herausgeholt und wir können ihm kein anderes Material substituieren. Ein Stich, eine einfache Bleistiftskizze ist eine bessere Erinnerung als diese leichenhafte Buntheit. So leuchten alle Klangfarbenwunder der Welt in uns auf, wenn wir am Klavier oder auf der Laute liebe alte Melodien aufsuchen. Diese getreuen mechanischen Reproduktionen aber gleichen ganz und gar dem Gequäke eines messingmauligen Grammophons. —

Da wir so manches Moderne zu diskreditieren versuchten, ist es vielleicht nötig zu versichern, daß wir das Alte nicht um des Altertümlichen willen lieben; wir suchen die Schönheit*); und ob die Wege zu ihr einsam oder begangen, bequem oder unbequem sind, ob es neue, kaum betretene Pfade oder alte vergraste Straßen sind, uns ist es gleich; wenn sie uns nur unserem Ziele näher bringen.

Mit den besten Grüßen wie immer Ihr

Schleißheim, den 8. Oktober. Paul Renner.

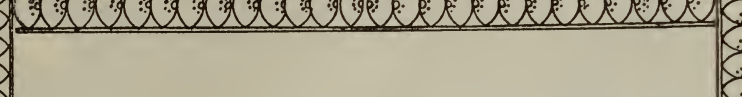
---

*) So müssen wir doch das Ding nennen, wenn wir deutsch reden wollen; hier handelt es sich um einen ästhetischen Begriff. Wahrheit, Leben, Qualität oder was man sonst heute hört, sind aus der Welt ethischer, physiologischer und kommerzieller Begriffe und sollen gewiß dasselbe sagen.



Alfred Kubin

Aus E. A. Poe, Novellen, deutsch von Gisela Etzel,
mit Bildbeigaben uud Illustrationen von Alfred Kubin



# Katalog

## Erste Abteilung

## Romane, Novellen, Gedichte, Theater





Paul Renner

Aus Die ergötzlichen Nächte des Giovan Francesco Straparola

Siehe Seite 154

## Arnim und Brentano: Des Knaben Wunderhorn.

**Alte deutsche Lieder, hundert Jahre nach dem Erscheinen von Arnim und Brentanos Sammlung in Auswahl neuherausgegeben von Paul Ernst. 6. Auflage. Gebunden Mk. 4.—.**

Goethe in der „Jenaischen allgemeinen Literaturzeitung": „Von Rechtswegen sollte dieses Büchlein in jedem Hause, wo frische Menschen wohnen, am Fenster unterm Spiegel, oder wo sonst Gesang- und Kochbücher zu liegen pflegen, zu finden sein, um aufgeschlagen zu werden in jedem Augenblick der Stimmung oder Unstimmung, wo man denn immer etwas Gleichtönendes oder Anregendes fände, wenn man auch allenfalls das Blatt ein paarmal umschlagen müßte."

Heine: „Dieses Buch kann ich nicht genug rühmen; es enthält die holdseligsten Blüten des deutschen Geistes .... In diesen Liedern fühlt man den Herzschlag des deutschen Volkes. Hier offenbart sich all seine düstere Heiterkeit, all seine närrische Vernunft. Hier trommelt der deutsche Zorn, hier pfeift der deutsche Spott, hier küßt die deutsche Liebe .... Es liegt in diesen Volksliedern ein sonderbarer Zauber."

Paul Zschorlich in Naumanns „Zeit": „Diese Ausgabe ist einfach eine literarische Tat... Freilich ist zuzugeben, daß vieles in der breit angelegten Sammlung Arnim-Brentanos entbehrlich war und die Fülle des Gebotenen mehr belästigte als befriedigte. Aber diesem Mangel hat ja nun Paul Ernst gründlich abgeholfen, indem er nur die „bessere" Hälfte der Sammlung mitteilt. Man findet einen Reichtum an echter Volkspoesie in ihr, wie er anderwärts nicht wieder angetroffen werden wird. Der neu bearbeiteten Sammlung „Des Knaben Wunderhorn" wünschen wir weiteste Verbreitung. Warum wird ein so herrliches Buch nicht Hausbuch bei uns, gleich der Bibel? Wenn auch Paul Ernsts verdienstreiche und feinsinnige Auswahl kein Echo in den Herzen der Deutschen zu wecken vermag, wahrlich, dann können wir uns begraben lassen, mit samt unserem Naturalismus, Impressionismus und Gott weiß was sonst für grauen Theorien!"

## M. Artzibaschew: Millionen und andere Novellen.

Autorisierte Übertragung aus dem Russischen von A. Villard u. S. Bugow. Geh. Mk. 5.—, geb. Mk. 6.50.

Schon vor Erscheinen des Ssanin trat Artzibaschew durch seine Novellen an die Spitze der jungrussischen Literatur. Er war der erste, der rein erotische Probleme zum Ausgangspunkt seines dichterischen Schaffens nahm. Mit tiefem psychologischen Verständnis zergliedert er die geistige Entwicklung der modernen Russen und baut dann auf der Grundlage seiner seelischen Analysen seine starke überschäumende Handlung auf. Prächtige Arbeiten dieser Art sind die beiden Hauptnovellen dieses Bandes: „Millionen" und „Der Tod des Iwan Lande". (Erscheint im November 1908.)

## M. Artzibaschew: Ssanin.

Roman. Einzig autorisierte deutsche Übertragung aus dem Russischen von A. Villard und S. Bugow. Mit einer Einleitung von A. Villard. 7. Aufl. Geh. Mk. 5.—, geb. Mk. 6.50.

Kurt Aram in der „Frankfurter Zeitung": „Es wirkt fast wie tragische Ironie, daß dem Prediger der Kreutzersonate gerade in diesen Tagen dieser Gegner erwuchs, dessen „Ssanin" die schärfste Reaktion gegen Tolstois Weltanschauung bedeutet. Gleich sind beide nur in ihrer leidenschaftlichen Einseitigkeit. Verdammt Tolstoi den Geschlechtsgenuß und rückt er um seinetwillen sogar der Ehe zu Leibe, so bedeutet für den jungen Ssanin der Geschlechtsgenuß das einzige, um dessentwillen zu leben sich lohnt. Darüber wird in unserem Roman sehr viel disputiert, und zwar durchaus nicht in frivoler Weise, sondern mit fast fanatischem, echt russischem Ernst. . . Ein Buch von guter literarischer Qualität, dessen größter Wert jedoch sicherlich darin besteht, ein wichtiges Dokument zum Verständnis für den völligen Umschwung im Leben, Fühlen und Handeln der russischen Intelligenz abzugeben."

„Ostpreußische Zeitung", Königsberg: „Für den deutschen Leser genüge die Feststellung, daß der Roman in jedem Sinne zu den interessantesten und bedeutungsvollsten Erscheinungen der Neuzeit gehört. Mag man auch seiner „Lehre" ablehnend gegenüberstehen: einzelne Szenen in ihm sind von solcher gewaltigen psychologischen Schilderungs- und Gestaltungskraft, und von solch berückender, alles bezwingender Schönheit und Größe, daß in ihrem Bann jede kritische Regung verstummen und alles Seelische sich dieser Kunst bedingungslos anvertrauen und ihr in seinen tiefsten Gefühlen nachgehen muß, wohin sie auch immer drängt."

## Ferdinand Bac: Alt-Deutschland.

Aus dem Französischen übersetzt von E. Zanzinger. Geh. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

„Königsberger Hartungsche Zeitung": „Als einer der eigenartigsten und reizvollsten französischen Künstler erregt das Interesse seiner deutschen Nachbarn Ferdinand Bac, der typische Vertreter der Pariser Eleganz und eines undefinierbaren Charmes. Die Laune des Zufalls wollte es, daß Bac, der Vollblutfranzose, in Deutschland geboren wurde. Und er hängt in schwärmerischer Leidenschaft an der großen Vergangenheit unseres Vaterlandes und dem Besten, das diese uns gebracht hat. Doch all die Konflikte, in die ihn, den freien Bürger, den Aristokraten von Abstammung und Denkungsart, die Treue für die Heimat, sein Nationalstolz und sein ausgeprägter Gerechtigkeitssinn geführt haben, die mußte er sich vom Herzen schreiben: So wurde „Alt-Deutschland" geschaffen. In Form eines Romans legt der Autor hier seine Eindrücke und Wahrnehmungen nieder."

## Balladenbuch, Deutsches,

siehe unter W. von Scholz.

## Jules Barbey d'Aurévilly: Vom Dandytum und von G. Brummell.

Aus dem Französischen übertragen und eingeleitet von Richard Schaukal. Mit zwei Porträts Barbeys. Geh. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—, Luxusausgabe (35 von Schaukal signierte Exemplare auf Van Geldern in Ganzpergament) Mk. 15.—.

Maximilian Harden in der „Zukunft": „Der Verfasser des bekanntesten und graziösesten neuen Dandybuches („Leben und Meinungen des Herrn Andreas von Balthesser") war für diese Aufgabe (der Übertragung) besonders geeignet. Wie er sie sieht, was ihm die Pflicht des „wahrhaftigen Übersetzers" scheint, sagt er im Vorwort: „Er soll nur übersetzen, wozu er die lebhafte Neigung des Wahlverwandten hegt; er soll nur übersetzen, wo er sich gerüstet weiß; er soll so übersetzen, daß er in erster Linie ein achtbares deutsches Werk hervorgebracht zu haben sich berühmen dürfe." Über Barbey (der 1808 geboren wurde, 1844 den „Brummell" schrieb und 1889 starb) sagt er: „Barbeys Brummell ist eine Dichtung. Daran können die historischen Züge, die aus Jesse geschickt erlesenen Anekdoten nichts ändern. Im Dandytum, in dem kalten, gelassenen Zuwarten, dem unbewegten Zusehen, wie die anderen sich ereifern, mußte der hoffende, enttäuschte und immer wieder hoffende, der ungerechte, unbedingte, unbesonnene Barbey das erblicken, was ihm stets entschwand, wenn er drauflosstürmte, es zu fassen. Es ist ein Paradoxon, daß der Sanguiniker die Psychologie des Pflegmatikers geschrieben hat, glänzend geschrieben hat und daß dieser Pflegmatiker, wie ihn der andere nicht müde wird, zu schildern, den Sanguiniker erst richtig erfassen lößt. Denn der Brummell Barbeys ist vor Allem Barbeys Brummell. Nicht Byrons Worte, nicht Jesses sorgfältige Materialien haben Brummell unsterblich gemacht. Dies hat der intuitive Essay des interessantesten aller französischen Kritiker getan ...." Das Buch fesselt und blendet, es kommt für einen wichtigen Teil deutscher Leser just zu rechter Zeit: also darf man annehmen, daß ihm die ersehnte Breite des Erfolges heute nicht fehlen wird."

## Hans Benzmann: Deutschlands Lyrik. Das Zeitalter der Romantik. 1800—1820,

nebst einem Anhang: Die Freiheitskriege und die Reaktion im Liede der Zeit.

Mit zahlreichen Porträts. Geh. Mk. 5.—, geb. in Halbfranz Mk. 7.—, in Ganzleder Mk. 8.50.

Laurenz Kiesgen im „Literarischen Handweiser": „Benzmann war als selbstschaffender Dichter der Mann dazu, mit feinem Gefühl für Schönheit und Wert der Verse uns in jenes verschlossene Gebiet der romantischen Lyrik einzuführen. Uns Genießenden gewährt es einen erhöhten Reiz, mit unserem heutigen Empfinden in der traulichen Zeit romantischer Dämmerstübchen, heimlicher Mondnächte und seligen Herzen-

überschwanges uns wieder heimisch zu fühlen und zu erkennen, daß das ewig Schöne in der Poesie auch die hastige und nervenangreifende Geschäftigkeit unserer Tage durchblitzt."

„Kölnische Zeitung": „Benzmann gilt als ein gründlicher Kenner unserer neueren und modernen Literatur. In jahrelanger liebevoller Arbeit hat er den ganzen Reichtum der romantischen Epoche durchforscht und mit sicherem Gefühl für das künstlerisch Wertvolle und lebendig Fortwirkende die Spreu von dem Weizen gesondert.... Hans Benzmann hat mit seiner Anthologie eine literarische Tat vollbracht. Es ist ihm gelungen, das Zeitalter der Romantik in einem klaren stimmungskräftigen Gesamtbilde lückenlos zusammenzufassen. Literarhistoriker und Laien, Dichter und Künstler werden sich an dem verschwenderischen Reichtum des Buches in gleichem Maße erfrischen und erfreuen. Die Ausstattung des Werkes verdient uneingeschränktes Lob."

## Otto Julius Bierbaum: Das schöne Mädchen von Pao.

Eine chinesische Geschichte. Mit 7 Vollbildern und Buchschmuck von Franz von Bayros. Geb. ca. Mk. 12.—, Luxusausgabe (50 Exemplare vom Dichter u. Künstler signiert) Mk. 25.—.

Diese längst geplante Liebhaber-Ausgabe des Schönen Mädchen von Pao scheiterte bisher an der Schwierigkeit, einen geeigneten Künstler für die Illustrationen zu finden. In Marquis Franz von Bayros glaubt nun Dichter und Verleger den geborenen Illustrator für diese Geschichte der chinesischen Pompadour gefunden zu haben. Seine sieben Bilder entsprechen dem kapriziös-phantastischen Geiste dieser bunt-erotischen Liebesgeschichte voller Pracht und Leben vollkommen. Wie die Dichtung selber einen echt chinesischen Stoff (aus der sog. „wilden Geschichte" der Chinesen, in der sich historische Überlieferung und dichterische Phantasie die Hände reichen) auf durchaus moderne „westliche" Manier behandelt, sodaß das Chinesische daran lediglich zum reichen bizarren Überwurf eines lebendigen Phantasiegebildes von heute wird, so hat auch der Künstler es für sein Recht gehalten, das Chinesische modern zu behandeln und es zum Gegenstande seiner Vorliebe für graziös-mondäne Frauengestalten von raffinierter Eleganz sowohl der nächsten wie der bekleideten Erscheinung zu machen. Diese köstlichen Illustrationen einer köstlichen Geschichte sind nicht nur mit Virtuosität, sondern auch mit Passion gezeichnet. (Erscheint im Dezember 1908.)

## Otto Julius Bierbaum: Fritz von Uhde.

Mit 3 Reproduktionen nach Werken Uhdes. Geh. Mk. 1.80.

Dr. J. A. Beringer in der „Neuen badischen Landeszeitung": „Wer das Büchlein mit Aufmerksamkeit liest, genießt nicht etwa nur eine Paraphrase über die Werke Uhdes oder etwa eine philosophische Ausdeutung

der Stellung Uhdes in der Kunst, sondern gewinnt Aspekte für das Wesen der Kunst überhaupt, lernt das Modische vom Ewigen scheiden und erfährt, wie man Kunst sub specie aeternitatis auffaßt. Das Büchlein Uhde ist also ein Bekenntnis zur Kunst und ihrer Ewigkeitswerte, nicht nur eine Anpreisung von gewissen Kunstfertigkeiten und Handwerktricks... Daß alle die schwierig sagbaren Dinge durch Bierbaums feine und glänzende Diktion überwunden werden und daß er die Probleme ebenso scharf als geistvoll und warm aus dem Dunkel ins Helle rückt, zeugt nicht bloß für die Gründlichkeit und Klarheit des Denkers. Ein Büchlein von dieser feinen, wägenden Bekenntnisart zu lesen, wie es Bierbaums Uhde ist, gehört zum Reizvollsten und Gewinnreichsten, das man sich wünschen kann. Ein Künstler steht hinter dem Büchlein, der mit erkennendem Geist, verstehendem Herzen und geübten Sinnen in der Welt der Kunst zu Hause ist. Gerade ein solches Büchlein trägt in der Zeit der Verwirrung der Kunstbegriffe viel zur Klärung bei. Möchte es viele und aufmerksame Leser finden".

## Otto Julius Bierbaum: Maultrommel und Flöte.

Neue Verse. 4. Auflage. Geh. Mk. 1.25, geb. Mk. 3.—.

Julius Hart im „Tag": „Eigenartig ausgestattet, mit schweren, massigen, liturgischen Lettern auf rauhem unbeschnittenem Papier gedruckt, präsentiert sich Otto Julius Bierbaums neueste Gedichtsammlung: „Maultrommel und Flöte". Der erlesene künstlerische Geschmack Otto Julius Bierbaums hat seinem Geisteskind ein äußerliches Gewand mit auf den Weg gegeben, das mit dem innerlichen Wesen der Gedichte wohl harmoniert und dieses augensinnlich kennzeichnet. Man könnte wohl von einer Hans-Sachsischen und Meistersingerart dieser Verskunst reden . . . Der Widerspruch von einem schwerfälligen und leichthüpferischen Wesen von Derbheit und Gelenkigkeit, von Hölzernheit und Grazie, Nüchtern-Verständigem und Lyrisch-Spielerischem — von Philisterlichem und Zigeunerischem — der Gegensatz von dem runden Bäuchlein und der Schwärmerseele ist doch gerade die Quelle alles Bierbaum-Humors."

Camill Hoffmann in „Die Zeit", Wien: „Die reichen, vielfältigen und zu immer neuer Bewunderung zwingenden Talente dieses Dichters fanden seit jeher ihre feinsten Niederschläge in Versen, sammelten ihre zartesten Essenzen in Gedichten. Er schrieb Buch auf Buch, zuletzt den großzügigen, glänzenden Roman vom Prinzen Kuckuck, Bilder der Welt, wie er sie erlebte, mit künstlerischer Verve projiziert; aber so sehr seine kraftvolle Persönlichkeit durch jede Zeile leuchtet, nur in seinen Gedichtbänden ist sie ganz und restlos eingefangen, ist sie in ihren Wurzelfasern entblößt, ist bis auf den Grund durchsichtig. Er könnte als typischer Lyriker hingestellt werden, als typisch Goethescher Gelegenheitsdichter. Nie hat man bei Bierbaum die Empfin-

dung, er habe ein Gedicht sich ausgedacht, ersonnen. Jedes ist so rund und unabänderlich, als wäre es immer schon dagewesen, wäre nur durch einen äußeren Anlaß sichtbar oder hörbar geworden. Aus irgendeiner geheimnisvollen Spannung des Gemüts ist es ausgelöst. Es schießt hervor, natürlich und schön, ohne eine Spur des Werdens an sich, fertig durch das bloße Erlebnis, das es in die Welt setzte. Es ist „eingefallen", vom Himmel heruntergefallen, ein Geschenk gnädiger Stunde. Die Spontaneität ist es, die ich an Bierbaums Gedichten am höchsten schätze; durch sie sind sie notwendig, echt, frisch, unverzettelt, vollkommen."

## Otto Julius Bierbaum: Prinz Kuckuck.

### Leben, Taten, Meinungen und Höllenfahrt eines Wollüstlings.

In einem Zeitroman. Mit einem Porträt Bierbaums nach einer Lithographie von Karl Bauer. 12. Auflage. 3 Bände geh. Mk. 15.—, geb. Mk. 18.—, Luxusausgabe (100 signierte Exemplare auf Bütten in Halbpergament) Mk. 30.—.

Fritz Engel im „Berliner Tageblatt": „Ein strotzendes Buch, aus dem das Leben wie in tausend Lichtern ins Auge des Beschauers zurückfällt. Der beste Erziehungsroman der letztjährigen Literatur und hocherhaben über alle die Götz Kraffts, die nun durch die Leihbibliotheken spuken. Ein Zeitroman, in dem sich der gehetzte, zwischen Totem und Werdendem hin und her gerissene Charakter der Gegenwart spiegelt.... So sage ich noch einmal: ein starkes, männliches, ernstes Buch, trotz aller Schelmereien. Reif wie es ist, möge es nicht in unreife Hände fallen. Es gehört in die Hände der Erzieher. Nicht in die der Mucker, die unreif bleiben selbst mit grauen Haaren. Sie würden an Bierbaum ein Ketzergericht vollziehen wollen, weil er auf gewisse Entartungen der Zeit mit ruhiger Sachlichkeit und — nebenbei bemerkt — mit stupender Darstellungskunst hinweist."

Dr. Ludwig Finckh in den „Propyläen": „. . . Seid stille: Stilpe, der alte Stilpe, hat den Mund wieder aufgetan. Das ist ein Ereignis in Deutschland, denn wir haben alle seit Jahren eine Lustanwandlung und Sehnsucht danach gehabt, ihn wieder zu begrüßen. Der junge Stilpe heißt Prinz Kuckuck, seine Geschichte ist nicht bloß die eines einzelnen Menschen, sondern die einer ganzen Zeit mit ihren Ansätzen, Ausläufern und Entwicklungen.... Eins ist gewiß, keiner handhabt heute in Deutschland den galanten Roman so in aller Grazie wie Bierbaum; es ist sein wahres Element, und er ist unübertroffen. Ein Buch voll Freude am schönen, am abenteuerlichen, lebendigen Leben, darin das Blut rauscht hin und her und seine Gefäße oft zu sprengen droht."

Julius Albert Wenzel in „Die schöne Literatur": „Bierbaums Zeitroman verdient alle Achtung! In unserer Zeit drei solche Bände zu schreiben, die auch gelesen werden, ist eine Leistung, der unumschränkte Bewunderung gezollt werden muß.



Richard Elchinger



Der Plan des Werkes ist wohl abgewogen, von besonderem Reiz die Vorgeschichte, wo das Leben des Prinzen im Entstehen begriffen ist, von grandioser Wucht die Szene, wo der Vetter in den Abgrund gestürzt wird. Bierbaum ist ein Stilkünstler ersten Ranges. Sein Stil ist außerordentlich nuancenreich, sein Stil ist großzügig und hat Melodie. Eine riesige Kraft und ein mächtiger Wille hat in dieses Buch gebannt: Leben, rücksichtsloses Leben mit seinen Widersprüchen, daß manchen gruseln macht, so daß er lieber die Augen schließen würde, wenn er nur könnte, nur um die Naktheit des Lebens nicht zu sehen."

## Otto Julius Bierbaum: Sonderbare Geschichten.

Drei Kleinoktavbändchen in Karton. Geh. ca. Mk. 7.50, geb. ca. Mk. 10.—, Luxusausgabe (100 vom Autor signierte Exemplare) Mk. 25.—.

Wenn Otto Julius Bierbaum schon immer ob seiner künstlerischen Originalität berühmt war, so hat er in diesen sonderbaren Geschichten sich selbst übertroffen. Es ist ein Buch voll Witz und Würze, das die köstlichste Unterhaltung bietet in einer Reihe vortrefflicher Erzählungen von eigenartigem fesselndem Reiz. Eine jede der Novellen, die mit wenigen Ausnahmen noch nicht veröffentlicht wurden, hält in vollem Maße, was der Titel verspricht, der da lautet: Samalio Pardulus, die Geschichte eines Malers, der ein Ungeheuer war, Schmulius Cäsar, eine Satire in Form einer Gespenstergeschichte, Das vielgeliebte Weib, Das höllische Automobil, Der heilige Mime, Der heftige Kindersegen und so fort. Die sonderbaren Geschichten werden in der gleichen Weise Aufsehen erregen und Beifall und Bewunderung finden wie Bierbaums letztes Werk „Prinz Kuckuck", von dem in verhältnismäßig sehr kurzer Zeit mehr als 10000 Exemplare verkauft wurden. Der selten eigenartige, amüsante Inhalt wie das reizende Gewand der drei Bändchen wird diesen sonderbaren Geschichten ungezählte Freunde gewinnen. (Ausgabe im November 1908.)

## Otto Julius Bierbaum: Stilpe-Komödien.

Zwei Stilpe-Komödien. (Das „Zenacle der Maulesel" und „Die Schlangendame".) 2. Auflage, geh. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.

„Dortmunder Zeitung": „Im Elberfelder Stadttheater erzielten jüngst „Zwei Stilpe-Komödien" einen durchschlagenden Erfolg. Das Ganze ist gespickt mit Witzen und Bosheiten, die namentlich auf Pastor und Staatsanwalt gerichtet sind. Humoristische Episoden verleihen dem Doppelstück echten Lustspielcharakter. — Alles in allem genommen ist Bierbaum der Dichter der Sonnenfreude, des grünen Lebens, der Hoffnung. Überall erstrahlt ihm das Licht der Freude und Schönheit, Freude und Frohsinn trägt er in unsere Alltäglichkeit. Das ist Gewinn. Denn die Freude macht frei und gibt Kraft."

„Österreichische Rundschau": „Auf den Leser, das läßt sich nicht

leugnen, wirken die beiden Stücke überaus amüsant. Bierbaum gehört zu den liebenswürdigen Lästermäulern, die reden können, was sie wollen, ohne daß man ihnen jemals ernstlich böse sein wird."

## Karl Bleibtreu: Der wahre Shakespeare.

1. Auflage: „Das neue Evangelium" und „Shakespeare", Tragikomödie in 5 Akten, geh. Mk. 3.—; 2. und 3. Auflage: „Das neue Evangelium", geh. Mk. 1.—.

„Bremer Nachrichten": „Den, der den Feuerbrand einer neuen verblüffenden Shakespearetheorie ins Lager der Forscher schleudert, nennt Walter Turszinsky bereits einen literarischen „Kolumbus", und wenn kühne Behauptungen, überraschende Aufdeckungen voll zwingender Logik und schnelle Schlußfolgerungen schon den Beweis in sich schließen, dann ist er es auch. Dieser Kolumbus, der nach dem wahren Shakespeare ausgeschifft ist und Land zu sehen glaubt, ist der bekannte Schriftsteller Karl Bleibtreu. . . . . Der heilige Ernst des Verfassers, mehr noch die überraschenden Tatsachen des Buches zwingen förmlich zu der Anerkennung, daß hier in der Tat ein neuer Faden gefunden ist, der vielleicht aus dem Labyrinth des Shakespeare-Rätsels hinausführt."

„Breslauer Generalanzeiger": „. . . Jetzt kommt ein Mann, der oft bewiesen hat, daß er geistreiche Gedanken hat, und der selbst Poet genug ist, um sich in das Wesen des größten Dramatikers zu vertiefen, mit einer neuen Lösung des Shakespeare-Rätsels. Es ist Karl Bleibtreu, der in seinem Buch „Der wahre Shakespeare" den ganzen Apparat seiner geistreichen Kombinationsgabe aufrollt, um zu erweisen, daß die uns unter dem Namen Shakespeare überlieferten Dramen von Graf Roger Rutland verfaßt seien."

## Karl Bleibtreu: Geist. Geschichte einer Mannheit.

Roman, geh. Mk. 6.50, geb. Mk. 8.—.

„Deutsche Zeitung", Wien: „Geist" hält, was der Titel verspricht, es ist ein Buch, in dem Geist und Witz bewundernswert und prachtvoll funkeln und blenden. Wahrlich, ein Geist von unerhörter Schärfe und Schneidigkeit ist hier am Werke und er gibt stellenweise sein Erlesenstes, bewundernswert klare und richtige Ansichten über Deutschland, die Judenfrage, Militarismus, die heutigen Literaturzustände 2c. Es ist fast ein Durchschnitt durch unsere gegenwärtige Kultur, den Bleibtreu gibt."

„Saale-Zeitung", Halle: „Der bekannte Dichter und gefürchtete Satiriker hat Leben und Treiben der Berliner Künstlerwelt in den letzten Jahren Revue passieren lassen. Das Ganze strotzt von Ironie und Satire. Daneben ist dem Ernst genug sein Recht gewahrt. Die seelischen Leiden eines Ausnahmemenschen sind packend geschildert. Offenbar hat hier Bleibtreu viel persönlich Erlebtes dichterisch verarbeitet."

## Paul Brann: Andrea del Sarto.

Drama in 3 Akten nach Alfred de Musset frei bearbeitet. Mit einer Bildbeilage, geh. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.

„Münchener Allgemeine Zeitung": „Paul Brann hat nun seinerseits gewiß das Möglichste getan, das Problem des Andrea del Sarto im deutschen Sinne teils zu vertiefen, teils dramatischer, bühnenfähiger zu gestalten, aber das größte Hindernis lag im Problem selbst, wie es sich der Bearbeiter zur Vorlage genommen."

## Anna Croissant-Rust: Winkelquartett.

Eine komische Kleinstadtgeschichte. 2. Auflage. Geh. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

J. V. Widmann schreibt im „Berner Bund": „Wie alte Meister niederländischer Kunst auf Gemälden drollige und groteske Szenen aus dem holländischen Volksleben dargestellt haben, so hat Anna Croissant-Rust in ihrem „Winkelquartett" mit dem Mittel des psychologischen Romans ein wunderliches Stück Menschentum aus dem süddeutschen Leben zur Veranschaulichung gebracht. . . Ein tragischer Faden ist freilich in all die Komik mit hineingewoben. . . . Aber dieser ernste soziale Einschlag gibt dem komischen Element sowohl hinsichtlich der Charaktere wie des Verlaufs der Handlung recht eigentlich Rückgrat und Halt. Wir genießen ein kunstvolles Spiel und spüren doch überall die tiefe Lebenswahrheit. . . Auch die stilistische Einheitlichkeit macht den Roman zu einem wirklichen Kunstwerk. . . Staunen muß man zuletzt über den ungeheuren Lebensverstand, der mit solchem Tiefblick diese Proletariergeschichte auszuspähen, sie so wahr zu gestalten und mit so vielen drolligen Einzelheiten auszugestalten wußte. . . ."

Gabriele Reuter in der „Neuen freien Presse", Wien: „Der Humor ist nicht die Fähigkeit Spaß zu verstehen und nette Drolligkeiten von sich zu geben, sondern er ist nicht weniger als eine Weltanschauung. . . Zu diesen Lebenshumoristen mit der großen freien menschlichen Seele und dem Mut zu jeder Entdeckung hat sich nun doch eine Frau gesellt. . . Sie hat ein Buch geschrieben, das zu den wenigen wirklich guten humoristischen Romanen der Jetztzeit gehört. Die Frau heißt Anna Croissant-Rust und ihr Buch ist das Winkelquartett. . . . . Ihre vier Leutchen, vor allem das Rosinche und der Kampelmacherfritzl, sind so runde, lebendige, nach allen Richtungen hin plastisch herausmodellierte und so unbändig komisch beleuchtete Gestalten, daß man seine helle Freude an ihnen haben muß."

Otto Julius Bierbaum in der „Zukunft": „Dieses Buch soll allen denen empfohlen sein, die Hartlebens Mahnung beherzigen wollen: Lerne zu lachen, ohne zu grinsen! Es enthält alles, was die komische Muse nur selten auf einmal hergibt: Humor, Witz, Drolligkeit."

## Adele Curry: Gedichte.

Geb. Mk. 3.—.

„Münchener Allgemeine Zeitung": „.. Auch hier klingen Heimatklänge an unser Ohr, süße holde Klänge von ganz außerordentlichem Wohllaut und wunderbarer Reinheit der Form. Die Dichterin singt von ihrem stillen Jugendleben, von dem großen Ereignis, das in dieses eintrat, ihrer froherfüllten Liebe, und von dem kurzen Ehe- und Mutterglück, das hieraus ihr erblühte ... Ein Anhang „Sprüche", aus denen die scharfe Beobachtung der Verfasserin und ihre Kunst, Erlebtes und Geschautes in wenigen Zeilen scharf zusammenzufassen, zu uns sprechen, beschließt das Zeugnis von einem beklagenswert früh dahingegangenen großen dichterischen Talent. Was an diesen Gedichten besonders überrascht, ist neben der Tiefe der Empfindung die Reife und Reinheit der Form."

## Franz Diederich: Die weite Heide.

Stimmungen. Geh. Mk. 2.50, geb. Mk. 3.50.

Ferdinand Gregori in der „Der Bücherfreund": „Solcher echten mattglänzenden Perlen stehen hunderte in kostbarer Kette. Und nicht nur die einfache Heidelandschaft spiegelt sich mit geradezu berauschenden Farbenharmonien in ihnen, auch einer Mutter treues Gesicht schaut heraus, das beglückte Auge der Liebenden und des Kindes. Franz Diederich weist in die Ferne; er verspricht für seine Person und für die lyrische Kunst eine goldene Zukunft."

## Franz Diederich: Worpsweder Stimmungen.

Gedichte. Mit Titelzeichnung von Kar-Krummacher in Worpswede. 2. Auflage. Geh. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.

„Bremer Tageblatt": „Da ist ein Dichter durchs Moor gewandert, ein echter, rechter Dichter. Still versonnen ist er der Poesie des Moores nachgegangen, wie man um die Liebe einer herben, tief innerlichen Frauennatur wirbt ... Diese „Worpsweder Stimmungen" sind in ihrer träumerischen Farbenschönheit der schönsten Poesien eine, die dem Moore gewidmet worden sind ... Wo immer man die „Stimmungen" aufschlägt, überall begegnet man der farbensprühenden, formschönen Sprache einer tiefempfindenden Dichternatur."

## Holger Drachmann: Kärntner Novellen.

Aus dem Dänischen übersetzt von J. C. Poestion. Geh. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.

Georg Brandes in der „Neuen freien Presse": „Vollwüchsig, vollblütig, volltönig ist sein Wesen. In einem halben Jahrhundert hat niemand der dänischen Sprache solchen Gesang entlockt wie er..... Was Oehlenschläger dem Beginne des Jahrhunderts war, wird er, — die Zeit wird es lehren —, dessen Ende gewesen sein, der große Volksdichter voll überströmenden Schaffensdran-

ges, daher genial und trivial, reich, überreich an hohen festlichen Stimmungen und auch nicht arm an Alltagsgedanken, trotz all seiner Besonderheit nie absonderlich."

## Richard Elchinger: Prinzessin Schnudi.

Eine verliebte Geschichte. Mit einer Einführung von O. J. Bierbaum.
4. Auflage. Geh. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.

„Königsberger Allgemeine Zeitung": „. . . . ein loses, entzückend graziöses, allerliebst freches Kunterbunter von Torheiten und Verliebtheiten... Ein paar kleine holde Erlebnisse des stud. phil. Johann Sebastian Meyer mit der liebenswürdigen Prinzessin Schnudi, Tochter der königlich preußischen Regierungsrätin Witwe Amalie Karoline Grün, geb. Haberstroh. Vorgetragen mit Grazie und Geist, durchsprüht von reichem Witz und ausgelassenen Einfällen, ein launiges Capriccio, dem man mit schmunzelndem künstlerischem Behagen lauscht vom skurrilen Beginn bis zum humoristisch besinnlichen Schluß. . . ."

Otto Julius Bierbaum in der „Zukunft": „. . . und nun möge zu recht Vielen die liebenswürdige „Prinzessin Schnudi" selber reden, die nicht bloß einen, sondern viele Schelme im Nacken, das Herz aber auf dem rechten Fleck hat."

## Rich. Elchinger: Thom. Gram oder die Gärten der Venus.

Roman. Geh. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.50, Luxusausgabe (25 Exemplare auf Bütten, in Ganzleder, vom Autor signiert) Mk. 20.—.

Richard Elchinger, dessen Erstling „Prinzessin Schnudi" die freudige Anerkennung Otto Julius Bierbaums und sehr zahlreicher Kritiker der Tagespresse fand und sich eines vollen Erfolges bei einem großen Publikum erfreuen konnte, hat in „Thomas Gram" seinen ersten Roman vollendet. Die bedeutende dichterische Begabung Elchingers, die in selten überzeugender Weise sich in dem Erstlingswerke äußerte, hat hier einen gesteigerten, von allen Schlakken befreiten, ausgeglichenen Ausdruck gefunden, so daß Elchinger durch diesen Roman seinen jungen Ruhm erhöhen und dauernd befestigen wird. (Erscheint im November 1908.)

## Ottomar Enking: Das Sofa auf Nr. 6.

Ein Kleinstadtidyll.
5. Auflage. Geh. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—

„Pfälzische Presse": „Es ist eine übermütige, drollige und zum Teil märchenhafte Geschichte von der Wundertätigkeit eines Sofas, welches nachher als Zeichen der Dankbarkeit und Gnade des Fürsten im Wappen der Kleinstadt prangt."

„Deutsche Nachrichten": „Ein köstliches Sommerbüchlein! Voll des Übermuts und Humors ist jedes einzelne Kapitel. Das Leben und Treiben in dem kleinen Städtchen Bollenstädt, das durch ein ganz merkwürdiges Sofa seiner Badeanstalt zur Großstadt wird, ist ebenso prächtig geschildert, wie die handelnden Personen, die mit der Größe der Stadt wachsen. Jeder,

der der Prüderie abhold ist, muß das Werkchen lesen."

## Hermann Eßwein: Flimperpimper, das große Geldschiff.

Eine prähistorisch-moderne Kulturgroteske. Mit Titelbild von A. Braun-Heilbronn. 2. Auflage. Geh. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

Karl Hans Strobl in „Die Zeit", Wien: „Aus diesem Buch dröhnt ein prächtiges, derbes Lachen. So ein richtiges bajuvarisches Lachen. Ein ansteckendes Lachen, so daß man gleich mitlachen muß, wenn man auch noch gar nicht weiß, um was es sich handelt. ... man wünschte, mit diesem Hermann Eßwein im Münchener Hofbräuhaus hinter einem Maßkrug zu sitzen und mit ihm zu plaudern, bis die Kellnerinnen ungeduldig werden, um noch mehr von seiner grotesken Weisheit zu vernehmen."

## Hanns Heinz Ewers: Das Grauen.

Seltsame Geschichten. 4. Auflage. Geh. Mk. 3.50, geb. Mk. 5.—.

„Leipziger Illustrierte Zeitung": „Ewers ist ein Liebhaber des Außerordentlichen und sucht es mit wahrem Fanatismus. Man staunt über die eigentümliche Verbindung von Wirklichkeit und Phantastik. Alle Grenzen sind verwischt, und gerade dadurch gelingt es dem Dichter, echtes Grauen zu erzeugen. Für zartbesaitete Gemüter hat Ewers nicht geschrieben; wer aber tiefe Erregungen liebt, der lese dieses Buch, mit dem sich der Dichter den großen Phantaster E. T. A. Hoffmann, E. A. Poe, Villiers de l'Isle-Adam, H. G. Wells u. a. an die Seite gestellt hat."

Kurt Aram in der „Frankfurter Zeitung": „Es finden sich hier Arbeiten von einer kalten Pracht des Stils, die außerordentlich ist. Andere wiederum sind von einer Wucht und Gewalttätigkeit, die schaudern macht. Dann wieder versteht er knapp und sachlich zu referieren und dadurch den Geschehnissen einen geheimnisvollen Reiz zu geben. Ich finde hier ein stilistisches Talent von hohem Rang."

## Hanns Heinz Ewers: Die Besessenen.

Seltsame Geschichten. Geh. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.50, Luxusausgabe (25 vom Autor signierte Exemplare auf Bütten in Ganzleder) Mk. 20.—.

„Berliner Zeitung am Mittag": „Hanns Heinz Ewers, dieser moderne Ulysses, dessen verwegenen Fahrten durch ferne Weltteile und fremde Kulturen wir oftmals mit Interesse gefolgt sind, dieser vielgewandertste und keckste unserer jungen Poeten, dessen Phantasie vor den tollsten Kapriolen niemals zurückschreckt, legt uns heute neue Früchte dichterischen Reifens vor. Schon in seinem letzten Werk, der Groteskensammlung „Das Grauen" schien Ewers es auf die Gilde derer abgesehen zu haben, die da ausziehen, das Gruseln zu lernen. E. T. A. Hoffmann verblaßt zu nüchterner Farblosigkeit, die Haschischträume Beaudelaires und Poes muten uns

an wie die Visionen schlummernder Kinderseelen, und selbst Huysmans lästerlichste Satanismen lassen unsere reizverwöhnten Nerven stumpf den unerhörten Sensationen gegenüber, die Ewers in seiner letzten Schöpfung, wie in seinem soeben erschienenen Buch „Die Besessenen" zusammenträgt. . . Ewers ist ein sehr geschickter Erzähler, der die Eindrucksfähigkeit seiner Stoffe erhöht, dadurch daß er sie in kühlster Objektivität darstellt und sich jeder persönlichen Stellungnahme zu seinen epischen Vorwürfen enthält. . . Wir, die wir uns noch eines leisen Einschlags von „Philistrosität" zeihen müssen, werden die interessanten Kulturstudien lesen mit der Hochachtung, die ihrem starken geistigen Gehalt und ihrer vornehmen künstlerischen Form gebühren, aber wir werden doch froh sein, wenn wir ihrer unheimlichen Gesellschaft entraten dürfen."

## Otto Falckenberg: Doktor Eisenbart.

Komödie in 4 Aufzügen. Geh. Mk. 3.—.

Martin Boelitz im „Literarischen Echo": „Aus diesen Spekulationen riß ich mich endlich heraus und las, las — und lachte ein herzerquickliches, lustiges Lachen. Was da vor mir aufwuchs war tatsächlich eine deutsche Komödie, eine breit angelegte, starke, lebensfrohe Dichtung, mit glücklicher Hand gestaltet, mit feinstem Instinkt vertieft und über den Alltag hinausgehoben. . . . Es sei erwähnt, daß der Dichter das Milieu prächtig getroffen hat. . . . Falckenberg hat in diesem Werk einen volkstümlichen Stoff nicht nur zu einem Kulturbild großen Stils geweitet, er hat ihn vor allem mit einer so herzlichen Frische, mit so überlegener Sicherheit angefaßt, die aufrichtige Bewunderung abnötigt. Nicht eine einzige Gestalt finden wir in dem Stücke, die nicht von dem warmen Hauche der Wirklichkeit belebt wäre. Echten, inneren Humor strömen diese Menschen aus, denn Menschen sind es, die uns hier begegnen. In der Behandlung der Sprache hat Falckenberg es zu großer Meisterschaft gebracht, sie ist ein williges Instrument in seinen Händen, jedem Gedanken gefügig."

## Otto Falckenberg: Ein deutsches Weihnachtsspiel.

Geh. 50 Pfg.

Thomas Mann in „Nord und Süd": „Ich sah um die letzten Weihnachten im Münchener alten Rathaus ein „Krippenspiel" dargestellt, das der Dichter Otto Falckenberg nach alten Mustern verfaßt und inszeniert und wozu Herr Bernhard Stavenhagen eine diskrete, wohllautende Musik geschrieben hatte. Nie hat irgendwelches Theater eine reinere, feinere und lieblichere Wirkung auf mich ausgeübt."

## Otto Falckenberg: Schillers Dramaturgie

Siehe Abteilung „Literatur-, Kunst-, Musikgeschichte".

## Wilhelm Fischer in Graz: Der Kaiser von Byzanz.

Romanze. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Professor Karl Bienenstein in der „Tagespost“, Graz: „Es ist ein kerndeutsches Gedicht. Die deutsche Romantik hat auch dieses Werk geboren, und es ist damit Zeugnis gegeben, daß in der Dichterseele noch immer die goldene Sonne der Jugend leuchtet, die strahlend über die grauen Nebel der Weltmüdigkeit unserer Zeit triumphiert.... Dieser Stoff hat nun Wilhelm Fischer Gelegenheit gegeben, sein dichterisches Können von einer ganz neuen Seite zu zeigen. Er, der bisher sein Bestes in der Prosadichtung gegeben, zeigt sich nun auf einmal als Versdichter, dem der Stil mittelalterlicher Heldendichtung so leicht und natürlich aus der Feder fließt, als sei derselbe der selbstverständliche Ausdruck seines künstlerischen Wesens. Ohne durch breite Schilderung des Gegenständlichen, wie das moderne Art ist, unterbrochen zu werden, spinnt sich der Faden der Handlung fort, und doch ist darinnen so viel und so wechselvolle Stimmung, daß man dem Dichter entzückt von Bild zu Bild folgt... Der Dichter hat alle Lieblichkeit, aber auch alle Schauer der Erhabenheit und des Schreckens auf seiner Palette.“

## Wilhelm Fischer in Graz: Der Mediceer.

Renaissancenovellen. 2. Auflage. Geh. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

„Deutsche Zeitung“, Berlin: „Wilhelm Fischer gehört heute zu unseren allerbesten Erzählern. Er vereinigt in sich sozusagen die behagliche Erzählungsweise Gottfried Kellers mit der Gedrungenheit, Knappheit und Gehaltenheit Konrad Ferdinand Meyers. Besonders klar zutage tretend ist diese innere Verwandtschaft im vorliegenden Buche. Fischer hat den gleichen Zug zur pomphaften, großen Linie, aber er hat auch eine ähnliche kühne Phantasie, der allerdings nicht ganz die suggestive, beinahe halluzinatorische Gewalt derjenigen Meyers, dafür aber auch nicht die Manieriertheit eigen ist, die z. B. in der letzten Meyerschen Dichtung trotz großer Anlage und bedeutender Einzelzüge erkennbar war.“

## Wilhelm Fischer in Graz: Die Freude am Licht.

Roman. 10. Auflage. Geh. Mk. 4.—, geb. M. 5.—.

Carl Busse in der „Deutschen Monatsschrift“: „Es ist immerhin ein selten Ding, wenn man heutzutage auf einen Roman stößt, der gleichsam keinerlei Beziehungen hat zu alledem, was an Brüdern um ihn herum ist. Fortwährend mußte ich an „Heinrich von Ofterdingen“ denken, als ich die „Freude am Licht“ las. Man wundert sich des Buches und gewinnt es lieb; man erfreut sich hier an einer reinen Linie, dort an einem schönen, treuherzigen Wort. Das Reine und Treuherzige gibt überhaupt den Grundton.“

Aus der Besprechung in der „Woche“: „Leichter, heller, fröhlicher (als Jörn Uhl) ist das Wesen eines süddeutschen Entwicklungsromans, den Wilhelm Fischer unter dem


Hanno Floerke



bezeichnenden Titel „Die Freude am Licht“ veröffentlicht. Der Weg seines Zenz Paltram, obwohl eines Kindes der Sünde, dem unsere Alltagsmoral sonst das Leben nicht leicht macht, ist von vornherein in lauter Licht und Sonne getaucht. Es ist eine Licht- und Siegernatur, wie sie mit solchem unerschütterlichen Glauben an Freude und Sonne seit langem nicht in unserer Literatur lebendig gemacht wurde.“

## Wilhelm Fischer in Graz: Grazer Novellen.

2. Auflage. Geh. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

Karl W. Gawalowski: „... zeigen ihn die Grazer Novellen bereits auf der Höhe seiner Kunst. Es ist eine reiche Welt, die sich vor uns auftut, reich an tiefer Poesie. Welche Fülle von prächtigen Gestalten, welche Zartheit der Naturschilderung, welche Klarheit der Motivierung! Ueberall eine weise Beschränkung der Mittel, überall ein bezeichnendes Anpassen der Sprache an die Zeit, in die uns die Handlung versetzt. (Folgt Inhaltsangabe der vier Novellen.) Das literarisch wertvollste Stück ist das letzte, „Frühlingsleid“, eine Kindergeschichte von zartestem Dufte und feinster Psychologie, wie sie unsere Literatur ein zweites Mal nicht wieder besitzt. Wer eine Knabengestalt, wie den kleinen Balder, in dessen Herzen unbewußt die Sehnsucht nach dem Ideal als Leitstern seines Tuns lebt, zu schaffen vermag, ist ein Dichter von Gottes Gnaden und hätte er auch sonst keine Zeile geschrieben.“

## Wilhelm Fischer in Graz: Hans Heinzlin.

Erzählung. Geh. Mk. 2.50, geb. Mk. 3.50.

Rudolf Holzer in der „Oesterreichischen Rundschau“: „Die deutsche Novellistik ist mit dieser Erzählung um ein Meisterstück reicher, Diktion und Innerlichkeit schließen sich zu einem harmonischen und ungemein persönlichen Werke. Man schwankt: ist die Eigenart im Ausdruck oder die herbe, aber wundervoll tiefgründige Gemütswelt dieses Dichters mehr zu bewundern? Die Wurzel der wirklich originellen Erscheinung steckt in guter, fruchtbarer, deutscher Erde. Das ist wohl Fischers stärkster und einheitlichster Zug. Er hat die schlichte, geradlinige, unnervöse Erzählerart eines Gottfried Keller. Fischer ist deutsch, wie jene kunstvollen, weitläufigen, stählernen Schlösser alter Burgen, grünend, blühend, männlich wie die Linden in den Höfen solch zerfallener Bauten und er ist so naturgeschwellt, so gemütreich wie die Berge seiner Heimat.“

## Wilhelm Fischer in Graz: Königin Hekabe.

Tragödie in 5 Akten.
Geh. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.

Karl Bienenstein in der „Grazer Tagespost“: „Feierlich und im Gewande wunderschöner und gedankentiefer Verse wallt die Dichtung einher, die ernste Getragenheit antiker Chöre lebt in ihr, aber durchströmt von deutscher Seeleninnigkeit.“

## Wilhelm Fischer in Graz: Lebensmorgen.

Erzählungen. 2. Auflage. Geh. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

Hermann Hesse in der „Züricher Zeitung": „Es gibt Bücher, deren Lektüre Arbeit ist und Kräfte raubt, und andere, wenige, deren Lektüre Erholung und Jungwerden bedeutet, und von dieser Art ist der „Lebensmorgen" von Wilhelm Fischer."

Ludwig Finckh in den „Propyläen": „Ich möchte allen, die ich lieb habe, dieses Buch schenken, und vollends allen, die krank sind und mühselig und beladen; es hat Heilkraft, es bringt zur Genesung . . . Das ist so schön und heilig, so unberührt, man wird froh und lächelt mit und steht auf und tut eine gute Tat . . . In diesen Geschichten liegt echtes Gold: man braucht nur zuzugreifen, um es zu eigen zu haben für immer. Das ist ein Buch für Menschen, die Schönheit mit dem Herzen suchen."

## Wilhelm Fischer in Graz: Poetenphilosophie.

Eine Weltanschauung. Geh. Mk. 5.—, geb. Mk. 6.—.

Der Inhalt des Werkes setzt sich aus folgenden Kapiteln zusammen:

1. Teil: Ursprünglichkeit — Entwicklung — Gottesidee — Göttergestalten — Gottmensch — Leiden — Mitleid — Erkennbarkeit — Moral — Schönheit — Kunst — Gottesverehrung. 2. Teil: Liebe — Scham — Der Zweihänder, ein Intermezzo — Geistige Liebe — Heiligkeit — Artenbildung — Kulturarten — Wandlung — Unzerstörbarkeit — Charakter — Bildung — Schicksal.

Peter Rosegger im „Heimgarten": „Poetenphilosophie. Ein überaus glücklich geprägtes Wort, der einzige Titel, den dieses Buch tragen kann. Dieses Schlagwort kommandiert nicht eine geschlossene Marschroute, man hat Bewegungsfreiheit, die Fischer auch souverän ausnützt. Trotzdem hat sein Buch wissenschaftliche Anlage, es schließt sich gern Satz an Satz, wie Gleichungen und Folgerungen. Eine Kette, der trotz des untrüglichen Kompasses nicht immer ganz leicht zu folgen ist. Und doch ist die Schreibweise klar, vom reinsten Deutsch, und schön, wie es einem Poeten auch auf philosophischem Wege geziemt. Poetisch schön und philosophisch tief ist vor allem der Grundgedanke; dieser ist ein religiöser — von besonderer Art. Das Buch setzt in der modernen Naturwissenschaft ein, schreitet in ihr geradeaus fort bis zu den letzten Konsequenzen, und die letzte Konsequenz alles Naturerkennens — ist Gott . . ."

## Wilhelm Fischer in Graz: Sommernachtserzählungen.

Novellen. Geh. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

„Fränkische Volkszeitung": . . . . . Meisterhaft weiß uns der Dichter in die geheimnisvolle, dämmernde Traumstimmung, mit der die Erzählung ganz durchsättigt ist, hineinzuversetzen. . . Die schwülen, von lieblich hellem Licht durchschienenen kata-

lonischen Sommernächte aber malt der Dichter, ein Künstler mit seltener Kraft und Tiefe der Stimmung, mit sinnbestrickendem Zauber. Von derselben süßen Traurigkeit erfüllt wie die erste Erzählung ist „Eine Brautfahrt"; vollendet gezeichnet ist hier wiederum die Figur der Heldin, einer Frau, die mit der Anmut eines Kindes die Schönheit eines Weibes vereinigt. Die dritte Erzählung „Das köstliche Kleinod" ist ein Kabinettstück feinen Humors. Reizende Schelmereien prickeln in ihm, während ernstere Töne gleichwohl durchdringen. . . Aus Fischers Buch erklingt die Stimme eines echten Dichters. Und wenn man vergleichen wollte, dürfte man ihn, besonders was die Kunst der Stimmung in seinen ersten beiden Geschichten betrifft, keinem Geringeren als Storm anreihen."

## Wilhelm Fischer in Graz: Sonnenopfer.

Roman. 3. Auflage. Geh. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

Peter Rosegger im „Heimgarten": „Eisen. Mit diesem Worte würde ein mehr sachlicher Dichter das Werk bezeichnet haben. Es ist Eisen — dreifach. Die Geschichte spielt in der bekannten Ortschaft südöstlich des steierischen Erzbergs und behandelt den Niedergang und Untergang der uralten Radmeisterschaft. Diese Radmeisterschaft ist eben nur der mehr oder minder willkürliche Rahmen für ein großes Seelengemälde, das an sich nicht an den Erzberg und die Radmeisterschaft gebunden erscheint, sondern auch unter anderen Außenbedingungen möglich ist. Eisen sind ferner die Charaktergestalten, scharf und schnurgerade gezogen, unbiegsam wie Stahl — auch die sanften und liebreichen . . . Sentimental ist das Buch nicht, und von schwüler Liebessinnlichkeit keine Spur. Hingegen durchweht von heiliger Naturverehrung. Auf jeden Fall muß dieses durchgeistigte Werk, das, besonders zum Schlusse, packend wirkt, zu dem allerbesten gerechnet werden, was der Grazer Poet geschrieben hat. Vielleicht ist es geradezu das Beste."

## Wilhelm Fischer in Graz: Sonne und Wolke.

Aphorismen. Geh. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

„Die Zeit", Wien: „Unter dem Titel „Sonne und Wolke" gibt der ein immer größeres Publikum gewinnende Grazer Dichter einen Band Aphorismen heraus. Es ist ein Buch einer reichen Persönlichkeit und einer geklärten Lebenserkenntnis."

## Wilhelm Fischer in Graz: Unter altem Himmel.

Erzählungen. 2. Auflage. Geh. Mk. 2.50, geb. Mk. 3.50.

Hermann Ubell im „Literarischen Echo": „Der große Erfolg seines Romans „Die Freude am Licht" verhilft nun auch den älteren Novellensammlungen des Grazer Erzählers zu neuen Auflagen. Sie hätten sie längst verdient, und daß sie bis heute darauf warten mußten, gehört ins Kapitel vom undurchdring-

lichen Geheimnis des literarischen Erfolges. . . . (Werke) eines echten epischen Dichters, dem die Gnade der Erzählung zuteil geworden ist, die mit dem Anschlag des ersten Tons gefangen nimmt und der man mit der süßen alten Kindeslust bis zum Ende zuhört. Wie viele von den modernen Romanziers und Novellisten haben diesen echten epischen Ton? Schon um seinetwillen müßte uns Wilhelm Fischer auch diesmal willkommen sein, ob er nun alte Legenden der Karolinger- und Kaiserzeit neu gestaltet und ihren wundervollen Tiefsinn in mystischen Farben erglühen läßt oder ein bewegtes Abenteuer aus der seefahrenden Heldenzeit unseres Volkes vorträgt. Mit der antiquarischen Dichtung haben diese Novellen ebensowenig gemein als die „Züricher Novellen" oder eine Erzählung Konrad Ferdinand Meyers."

## Hanns Floerke: Hagia Hybris.

Ein Buch des Zornes und der Weltliebe. Geh. Mk. 5.—, geb. Mk. 6.50.

„Berliner Tageblatt": „Von einem seltsamen Buche habe ich zu berichten, das angefüllt ist von glänzenden Betrachtungen über Kunst und Leben, Religion und Philosophie, Pädagogik und Ästhetik, von kosmischen und pantheistischen Gefühlen, das gesättigt ist von Haß und Liebe, von Weltschmerz und Zorn: das ein Hymnus ist auf das Leben und auf alles, was ihm Glanz gibt und Tiefe. Man hat hier keinen Roman vor sich, sondern den künstlerischen Ausdruck einer Persönlichkeit, die sich gedrängt fühlt, sich der Welt mitzuteilen, und die hofft, auf geistig freie und zur Kunst tendierende Menschen umformend und neugestaltend einzuwirken. . . . Vor allem verblüfft dieses Jauchzen in Farben und Bildern, die oft neu, aber immer glutvoll und hochpoetisch sind. Hier gibt sich ein Gedankenleben völlig aus und in einer Art, die oft an die Romantiker erinnert. Und eine Expansionskraft lebt in diesem Autor, die überall stark durchbricht."

„Literarisches Echo": „Ein herbes und köstliches Buch, ein Buch, durchbebt von Tendenz, das dennoch Dichtung ist; ein ernster, kraftvoller Kampf gegen irdische Gewalten, begleitet von Hochgesang und hoher Liebe. Ein männliches, reinliches und reinigendes Werk, das sich nirgends von der „Kunst" im edlen Sinne entfernt."

## Hanns Floerke: Der Dichter Arnold Böcklin.

## Studien zur niederländischen Kunst- und Kulturgeschichte.

Siehe Abteilung „Kunst-, Literatur-, Musikgeschichte".

## Antonio Fogazzaro: Der Heilige.

Roman 6. Auflage. Geh. Mk. 5.—, geb. Mk. 6.—; 7. u. 8. Auflage. Volksausgabe geh. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.

„Die Grenzboten": „Jeder wahrhaft religiös empfindende Mensch, ohne Unterschied der Konfession, wird dank der vollendeten Darstellungskunst

alle die schweren ethischen Kämpfe, die Fogazzaros Werke füllen, lebhaft mitempfinden. Keine, wenn auch noch so eingehende Inhaltsangabe wäre imstande, dem Leser auch nur eine entfernte Vorstellung von des Dichters Meisterschaft, die nicht minder in der feinen treffenden Kleinmalerei als in der lückenfreien Durchgestaltung der tiefsten Konflikte ruht, vorzuzaubern..."

„Germania", Berlin: „Bei den eigenen Landsleuten hat Fogazzaro schon lange den Ruhm eines Erzählers ersten Ranges und feinen Beobachter des Seelenlebens. Selbst d'Annunzios vielgeförderter Ruhm als Erzähler und Meister der Sprache kann den Glanz nicht verdunkeln noch übertreffen, der Fogazzaro ganz besonders als Romandichter umstrahlt.... Unter diesem Eindruck schließen wir das merkwürdige, sozusagen, einzig dastehende Buch. Wenn die Italiener recht haben, die jene Sorgfalt für klassische Sprachbildung vermissen, die seine früheren Werke stets auszeichneten, so hat dieses nur um so mehr an ethischem Wert gewonnen und kann im Seelenleben gar mancher epochemachend wirken..."

## Antonio Fogazzaro: Gedichte.

Übersetzt und eingeleitet von Otto Händler. Mit einem Bildnis Fogazzaros. Brosch. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.

Fogazzaro war bei uns bisher hauptsächlich durch seine Romane bekannt, nun lernen wir in ihm einen kraftvollen, feinsinnigen Lyriker kennen, der bei aller nationalen Eigenart deutsche Innigkeit und Innerlichkeit besitzt. Die Übertragung, die unter den Augen des Urdichters entstand, ist ein Meisterwerk deutscher Übersetzungskunst. (Erscheint im November 1908.)

## Friedrich Freksa: Das Königreich Epirus.

Komödie in 5 Akten. Geh. Mk. 2.50.

„Heidelberger Zeitung": „Freksa schenkt uns Humor... Die Pointen Freksas tragen ihren Humor zur Hälfte im Wort, zur Hälfte im Bild.. Hier, wie in dem ganzen Werk ist eben doch ein Humor, der tiefer liegt und daher auch starke und tiefe Wirkung übt. Freksa hat mehr noch getan, denn Humor geschaffen; er hat für denselben die Formen gefunden, die sich ihm anpassen. Sein Werk hat die rasch fortlaufende Handlung, die sich nie aufhält, nie verliert. Freksa hat auch den sprachlichen Ausdruck für seine Menschen gefunden. Ein von ebensoviel Kürze wie Schärfe durchzogener Dialog, der das Erlebnis in sprachkünstlerisch bedeutende Sätze formt, ist ein Vorzug des Dichters. Die moderne Bühne deren Komödien zu zählen sind, wird sich das „Königreich Epirus" zu erwerben haben. Es ist nicht nur ein Werk, das künstlerisch hoch steht, sondern auch dazu geeignet, den Schwank, der lange genug ein behäbiges Dasein geführt hat, mitverbannen zu helfen, verlorenen Sinn für echten Humor wieder beleben zu lassen; denn diese Komödie hat Echtheit vom Komödienwesen."

## Friedrich Freksa: Josef Ruederer und das Wolkenkuckucksheim.

Eine Streitschrift. Geh. Mk. —.50.
(Aus dem Buchhandel zurückgezogen.)

## Friedrich Freksa: Ninon de l'Enclos.

Ein Spiel aus dem Barock. Geh. Mk. 2.50.

„Allgemeine Zeitung, München": „Es steckt zum Glück so viel wirkliche Begabung, Geschicklichkeit und Geist in diesem dramatischen Erstling, daß, wie schon gestern kurz gemeldet, ein volles Haus dem jungen Dichter von Anfang an einen vollen Erfolg bereitete. Man freute sich ehrlich des neu entdeckten Talentes und durfte sich freuen."

„Prager Tageblatt": „Im Hebbeltheater gab es heute eine interessante Premiere. Es wurde Ninon de l'Enclos von Friedrich Freksa aufgeführt, einem der begabtesten unter den jüngeren Autoren Deutschlands... Freksa hat es vorzüglich verstanden, diese heikle Anekdote aus dem Geiste der Zeit heraus lebendig zu gestalten und dramatisch wahrscheinlich zu machen. Das Stück hatte warmen Erfolg."

## Georg Fuchs: Don Quijote, Der sinnreiche Junker von der Mancha.

Musikalische Tragikomödie in 3 Aufzügen. Musik von Anton Beer — Walbrunn. — Textbuch, 2. Auflage, 80 Pfg.

Dr. Ed. Wahl in den „Signalen": „Wenn alle Novitäten, die die Intendanz (des Münchener Hoftheaters) uns noch verspricht, auf der gleichen Höhe stehen wie Beers „Don Quijote", so werden wir mit Vergnügen auf einen im besten Sinne ertragreichen Winter zurücksehen können."

## Georg Fuchs: Manfred.

Tragödie in 4 Aufzügen, ausgestattet von Professor Peter Behrens, Liebhaberausgabe Mk. 6.—.

## Georg Fuchs: Tragödien.

Hyperion, Tragödie und Manfred, in einem Bande. Geh. Mk. 2.50, geb. Mk. 3.50.

## Georg Fuchs: Till Eulenspiegel.

Komödie in 5 Aufzügen. 2. Auflage mit Umschlag nach Entwurf von Professor Bruno Paul. Geh. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.

Arthur Eloesser in der „Vossischen Zeitung": „Ein einziger, Georg Fuchs, singt ein Lied vom Leben in seiner Komödie „Till Eulenspiegel". Der volkstümliche Held der alten Schwänke ist bei ihm der Schalk, der stets bejaht. — — Wo er weilt, da wird das Leben unbändiger, stärker, fruchtbarer. Er ist der Necker und Wecker, der auf dem Rücken der Faulen und Verstockten Reveille trommelt, der die Schläfer aufpeitscht, daß sie zu wünschen wagen und das Leben kosten. Er ist auch der Freie, ... der Bauernsohn, der zeugenden Erde adeliger Sproß, der Wanderer, Ungefesselte, dem die Welt gehört, weil sich selbst besitzt und sonst nichts."

## Georg Fuchs: Der Kaiser, die Kultur und die Kunst. — Deutsche Form. — Die Revolution des Theaters. — Wilhelm Trübner und sein Werk.

Diese vier Werke siehe Abteilung: Kunst-, Literatur-, Musikgeschichte.

## Franz Goldhann: Wald und Welt.

Aus dem Tagebuche eines Naturfreundes. Geh. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.

Marie Fuhrmann in „Preußische Jahrbücher“: „Wer eine freie Stunde hat, in der er weder denken noch träumen mag, sondern Lust hat, etwas zu lesen, das ihn dem Lärm entrückt und ihm allerlei Beschauliches, im weiteren Sinne sogar Erbauliches vor die Seele zaubert, der greife zu diesem liebenswürdigen Buch.“

## Nikolaus Gogol: Sämtliche Werke.

8 Bände, die auch einzeln erhältlich. Siehe Abteilung: Gesamtausgaben und Liebhaberdrucke.

## Hans Grasberger: Ausgewählte Werke.

In drei Bänden. Subskriptionspreis eines jeden Bandes geh. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—. Einzelpreis geh. Mk. 5.—, geb. Mk. 6.—.

Band 1: Novellen aus Italien und der Heimat. Mit einer Einleitung von Peter Rosegger und einem Porträt Grasbergers.

Peter Rosegger im „Heimgarten“: Ich tue Paul Heyse nicht weh, Gottfried Keller nicht, und auch Theodor Storm nicht, wenn ich manche Novelle Grasbergers, was formliche Vollendung angeht, diesen Klassikern des Stils an die Seite stelle.“

Hermann Hesse im „Literarischen Echo“: „... Eine von den Novellen „Maler und Modell“, eine Künstlergeschichte aus der Barockzeit, ist sogar ein Meisterstück. Diese kleine psychologische Novelle von der Malersfrau und ihrer Eifersucht auf ihres Mannes Modelle steckt in einem reichen Rahmen entzückender Kulturbildchen aus jener Zeit, da das Gespenst der Pestfurcht und der Türkenkriege eben aufhörte, die Städter zu bedrücken. — Dem verdienstlichen Werk der Herausgeber ist ein guter Fortgang und Erfolg hoffentlich sicher.“

Band 2: Geschichten aus Wien und Steiermark.

„Tägliche Rundschau“, Berlin: „Ein vortrefflicher Erzähler, ein viel zu wenig Gekannter, kommt hier in einer Auswahl zu Wort, die ihm viel Freunde werben muß... Aus seinen „Geschichten“ spricht aber anderseits eine mehr feine, bedächtige als derb volkstümliche Natur; er müßte bei Städtern, die Freude an ländlicher Art haben, besonders beliebt sein, ungeachtet einiger altväterlichen Züge, die zu den berechtigten Eigentümlichkeiten seines Stils gehören... Alles in allem: wahre Menschenkinder mitsamt ihrer Umwelt, nachdenksame Handlungen — ein liebenswertes Buch.“

Band 3: Poetische und mundartliche Werke.

Die Kenntnis und — man darf zweifellos sagen — der freudige Genuß der hier vereinigten poetischen und mundartlichen Werke Grasbergers ergänzt und rundet das Bild dieses prächtigen, liebenswürdigen Menschen und eigenartigen, vortrefflichen Dichters. (Ausgabe im Frühjahr 1909.)

### Hans Grasberger: Einzelausgaben.

Adam und Eva. Eine Wiener Künstlergeschichte. Geh. Mk. 1.50, geb. Mk. 2.50. Die Naturgeschichte des Schnaderhüpfels. Eine literarhistorische Studie. Kart. Mk. 2.—. Ein Triptychon. (Der humanistischen Jugend gewidmet), I. Epigramme; II. Elegien; III. gebundene und freie Rhythmen. Kart. Mk. 2.—. Licht und Liebe. Gedichte. Geh. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—. Maler und Modell. Eine Geschichte aus der Barockzeit. Geh. Mk. 1.50, geb. Mk. 2.50. Maria-Buch. Eine Wallfahrtsgeschichte. Geh. Mk. 1.50, geb. Mk. 2.50. Sieben Kaiserlegenden. Geh. Mk. —.50. Steirische Geschichten. Geh. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.

## Leo Greiner: Das Tagebuch

Gedichte. Geh. Mk. 1.50.

Wilhelm von Scholz im „Tag": „... Klarheit, sichtbare Reife hat die Wildnis gebändigt, hat allen Kräften Raum geschaffen; die dichterischen Wirkungen verdrängen sich nicht mehr, sondern sie steigern sich... Greiners Berührung mit Lenau ist fast nur menschlich, nicht künstlerisch. Er ist sicher weniger Lyriker als Lenau. Aber er denkt und empfindet größer, kosmischer. Lenaus Schwermut hat pathologisch-individuellen Charakter, sie teilt sich selten voll mit. Das schwere und leidende Lebensgefühl Greiners ist so plastisch, so als symbolisches Erlebnis gegeben, mit so dekorativer Kunst gestaltet, daß es den Charakter eines ernsten, alle persönlichen Schmerzgefühle überwindenden Hineinsehens in Welt und Leben annimmt. Es teilt sich dem Leser voll mit. Nicht stört uns wie bei Lenau das Gefühl des Bedrücktseins im Genuß der wundervollen Verse, der dunkelleuchtenden Farben, der weiten, winddurchwehten Landschaften, die in diesem Buche sind. Es ist eine kritisch strenge Sichtung dessen, was Greiner bisher geschrieben hat. Aber darum geht auch der Eindruck des Geschlossenen, nirgends Leeren von ihm aus."

## Arnold Hagenauer: Gottfrieds Sommer.

Aus dem Tagebuche eines Romantischen. Geh. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.

Karl Hans Strobl in dem „Tagesboten für Mähren und Schlesien": „Ein Buch voll inneren Behagens, voll Sommerseligkeit und großer Liebe zur Natur. Es mag aus Aufzeichnungen entstanden sein, die zunächst unmittelbar vor der Natur gemacht wurden. Doch ist dieses Buch eine Einheit geblieben, ein geschlossener und von Blut durchströmter Organismus. In einem Ausschnitt wird ein Menschenschicksal gegeben. Vergangenheit und Zukunft spielen in diese Sommertage hinein. Eine alte, grausam verzehrende, vampyrhafte Liebe wird abgeschüttelt und eine neue, ge-



Friedrich Freksa



sunde Leidenschaft geleitet in eine Zukunft, in der eine geruhige, mit einem leisen ironischen Lächeln geschilderte Häuslichkeit winkt. Arnold Hagenauer, hat uns mit diesem Buch wieder ein hübsches Geschenk gegeben, das sich für heiße Sommertage, die man auf schattigen Waldwiesen zubringen mag, gut eignet."

## Max Hermanny: Gedichte.

Geh. Mk. 3.—, ge . Mk. 4.—.

## Max Hermanny: Der Zug des Todes.

Mit einer Umschlagzeichnung von F. Boehle. Geh. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.

„Mährisch-Schlesischer Korrespondent": „Ein eigenartiges Buch von einem noch eigenartigeren Künstler. Ein Hauch einer tiefen, süßen, melodiösen Schwermut, eine stumme Resignation, gegen welche sich noch die letzte Kraft des Lebens aufbäumt, lagert über dem Buch.... Im Ganzen ein seltsames Buch, eine wundervolle Dichtung voll Kraft, Rhytmus, Stil und Farbe. Das Werk eines Künstlers — ein würdiges und wertvolles Gegenstück zu Schnitzlers „Reigen"."

## Franz Himmelbauer: Gedichte.

Geh. Mk. 1.50.

„Heimgarten": „Von den Prosabänden dieses Poeten .. sagt Hermann Ubell: ‚Der Dichter hat eine mädchenhaft zarte Innigkeit des Empfindens, eine warme deutsche Art, die Dinge dieser Welt anzuschauen, einen herzhaften Humor und die Kraft, auch das Beklemmende darzustellen.' Ein gleiches Urteil gebührt auch den anmutsvollen Gedichten Himmelbauers, die wie ein süßes verlorenes Duften durch die Abendschwüle wehen, wie ein träumerisches Singen, das uns das Herz nicht beschwert und dennoch ein sehnsüchtiges Empfinden weckt nach etwas Liebem, das uns versagt bleibt. Ist das nicht ein Kenzeichnen echter Lyrik?"

## Franz Himmelbauer: Waldsegen.

Prosadichtungen. Geheftet Mk. 2.—, gebunden Mk. 2.50.

## Franz Himmelbauer: Zu den heiligen drei Brunnen.

Geschichten. Geheftet Mk. 2.—, gebunden Mk. 2.50.

## Sophie Hoechstetter: Gotische Sonette.

Einmalige Auflage von 350 numerierten Exemplaren. Geb. Mk. 4.—. (Erscheint im November 1908.)

## Sophie Hoechstetter: Kapellendorf.

Roman, geh. Mk. 3.50, geb. Mk. 4.50.

D. Wittner in der „Königsberger Hartungschen Zeitung": „Die Wünschelrute deutscher Dichtung hat das fruchtbare Erdreich berührt, und die Zauberblume der Romantik ist emporgesprossen. Nicht jene lüstere, vom krankem Gefühlsüberschwang verzerrte Romantik, die einer ganzen

Epoche unseres Geisteslebens zu Spott und Schaden gedieh, sondern jene gesunde, lebensfrohe Romantik junger, frühlingsstarker Menschenkinder, die voll inbrünstigen Glaubens dem Gral des Heils entgegenpilgern. Kapellendorf nennt sich das Werk, das uns zu solcher Freude erblühte; Sophie Hoechstetter die, die es erschuf.... Sophie Hoechstetter hat ein Buch von jungen Menschen für junge Menschen geschrieben. Ein Sommersonnenbuch, darin es von unerhörtem Licht funkelt und blitzt. Aber es ist nicht bloß das Frührot junger Gefühle, das dieses Werk so wärmend und strahlend durchleuchtet, es ist auch die Mittagsglut kluger und klarer Gedanken, die uns erhellend in die Seele fällt. Nachdenkliche Worte bleiben in uns haften, als wollten sie unser Eigentum werden.... Wir hören aus all dem einen scharf beobachtenden, kritischen Geist heraus, der sich mit der duldsamen Güte eines warmblütigen Dichterherzens zu einem volltönenden Akkorde vermählt."

## Sophie Hoechstetter: Vielleicht auch träumen.

Verse, geh. Mk. 2.—.

Julius Hart im „Tag": „Eine Natur, einmal von melancholisch-beschaulicher und von ebenso enthusiastisch-sanguinischer Art geht in etwas schweren, prächtigen Rhythmen einher, wirft, darin am meisten der Richard Dehmelschen Kunst verwandt, in sehr melodisch tief und voll rauschende Verse plötzlich harte und rauhe Sprach- und Metrenblöcke, mischt in eine vornehm-prunkvolle Ausdrucksweise gern naive Worte, setzt paradox absichtlich Poetisches und Prosaisches nebeneinander.... Eine ausgeprägt intellektuelle Poesie, deren Wachsen und Weiterentwicklung man gern folgen wird, wenn man sie einmal kennen lernte."

## Rudolf Huch: Die beiden Ritterhelm:

Roman, geh. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

Hugo Greinz im „Berliner Lokalanzeiger": „Unter den vielen Bildungs- und Entwicklungsromanen, mit denen uns die literarische Mode in den letzten Jahren beschenkte, ragt dieser merklich hervor. Denn nicht oft wurde das organische Emporwachsen eines jungen Menschen aus Familientraditionen, eigenen Neigungen und der ganzen Umwelt im Niedergang und Aufstieg so lebendig in so natürlichen Farben gezeigt."

Willy Rath in der „Täglichen Rundschau", Berlin: „Die beiden Ritterhelm sind ein sehr ernstes und doch heiter anmutendes Buch, ein Werk schönster Reife. .. In der Darstellung selbst und ebenso zwischen Darstellung und Stoff herrscht eine undurchbrochene Einheit, als sei das Ganze mühelos in einem Zuge heruntergeschrieben. Und der Einheit gesellt sich eine außerordentliche Feinheit, die in diskretester Form sehr bedeutsame psychologische und gesellschaftkritische Ausblicke eröffnet. „Die beiden Ritterhelm" — so darf prophezeit werden — gehören im literarischen Heute zu dem wenigen, das bleiben wird."

## Rudolf Huch: Die Familie Hellmann.

Roman. Geh. Mk 6.—, geb. Mk. 7 50.

„Wenn die Kritik übereinstimmend die beiden Ritterhelm als ein literarisches Werk von bleibendem und zwar hohem Wert beurteilt, so gilt dies in weit gesteigertem Maße von seinem neuesten Werk. Ja die Familie Hellmann bedeutet einen Gipfelpunkt nicht nur in Huchs dichterischem Schaffen, sondern auch in der ganzen modernen Romanliteratur. Der größte Vorzug des Romans, die vollendete Einheitlichkeit und packende Gewalt der Stimmung, muß ihm den ungeteilten Beifall aller gewinnen." (Erscheint im November 1908.)

## Rudolf Huch: Eine Krisis.
## Rudolf Huch: Mehr Goethe.

Siehe Abteilung: Kunst-, Literatur-, Musikgeschichte.

## Rudolf Huch: Hohe Schule.

Ein Novellenbuch. Geh. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.

Hans Benzmann in der „Rheinisch-Westfälischen Zeitung": „Rudolf Huchs Novellenbuch Hohe Schule enthält zwei Erzählungen, von denen die eine „Hohe Schule" eine Meisternovelle wegen ihrer strengen Geschlossenheit genannt werden kann. Die feinste und schlichteste Kunst offenbart sich in dieser Novelle, die ich mit dem Worte: echtdeutsch charakterisieren möchte. Der ebenmäßige, eigenartig, spröde, durchgearbeitete Stil erinnert uns an den Otto Ludwigs. Ich möchte die Novelle auch deshalb deutsch nennen, weil deutsche Kleinstadtverhältnisse meisterhaft und im höchsten Grade stimmungsvoll in ihr geschildert werden und weil aus dem psychologisch interessanten Inhalte eine sittliche Idee nicht aufdringlich wohl aber eindringlich zu uns spricht. Die zweite Novelle wirkt wie Tagebuchaufzeichnungen, anscheinend gibt der Verfasser tatsächlich persönliche Erlebnisse in ihr wieder. Prächtig sind in ihr ein paar Beamten von der guten alten Art gezeichnet."

## Rudolf Huch: Preistournier.

Ein Renaissancedrama in vier Aufzügen. Geh. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.

## Rudolf Huch: Teufelslist.

Eine Geschichte aus alter Zeit. 2. Auflage. Geh. Mk. 1.—, geb. Mk. 2.—.

„Leipziger Zeitung": „Rudolf Huch hat sich bekannt gemacht besonders durch ein Buch, in dem er in geistvoller Weise das Fazit zu ziehen unternimmt aus dem gesammten geistigen Streben der Gegenwart und dem beginnenden Jahrhundert gleichsam als Feldgeschrei den Ruf mitgibt: Mehr Goethe! In dem vorliegenden Büchlein geht er auf anderen Bahnen. Es ist ein über die Maßen ausgelassenes Schelmenstücklein, das er hier erzählt, .. sodaß man dem Verlauf der Handlung mit gespanntem Erwartung folgt. Es wird dem lustigen Histörlein nicht an Lesern fehlen."

## Rudolf Huch: Winterwanderung.

Eisgedanken und Frühlingsahnen. 2. Auflage. Geh. Mk. 2.50, geb. Mk. 3.50.

„Der Türmer": „Anmutig und durch einen Beigeschmack feiner Ironie ätzend und oft fast pikant in gutem Sinne liest sich ein gleichwohl gedankenreiches, zu aphoristischer Form neigendes Werk von Rudolf Huch: Winterwanderung. ... ruht man bei diesem eleganten, überlegenen, sicheren Stilisten, dessen Kopf immer seine Empfindungen beherrscht, ordentlich aus. Ein vornehmer Grundton, ein aristokratischer Pessimismus, der sich an Schoppenhauer vertieft hat, zieht durch Huchs Weltanschauung; aber ein oft fein-satirischer, oft grimmiger Humor bildet das angenehme Gegengewicht und läßt steife Feierlichkeit nicht aufkommen. Das geistvolle Buch, wiederum ausgezeichnet durch eine fesselnde Stilistik, ist insoferne eine sehr empfehlenswerte Ergänzung zu des Verfassers bekanntem Buch ‚Mehr Goethe'."

## Karlchen (Karl Ettlinger): Das Tagebuch eines Glücklich-Verheirateten.

Titelzeichnung von Paul Rieth. 8. Aufl.

## In Freiheit dressiert.

Gesammelte Humoresken. Titelzeichnung von Arpad Schmidhammer. 5. Auflage.

## Kraut unn Riewe.

Gesammelte Gedichtcher von eme alde Frankforder. Titelzeichnung von Hermann Dumler. 2. Auflage.

## Unsere Donna.

Das Tagebuch eines modernen Dienstmädchens. Titelzeichnung von Paul Rieth. 7. Auflage.

Preis jedes Buches: geh. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.

„Frankfurter General-Anzeiger": „Gemüt- und humorvoll, stets fein in der Form und pointenreich." „Nord und Süd": „Wer ein so gesundes Lachen auszulösen vermag, verdient den Dank aller fröhlichen Leser." „Die Fackel": „Köstliche Perlen des Humors." „Berliner Tageblatt": „Karlchen ist eine komische Kraft, die alle Instrumente des Witzes, den Situationswitz, den Wortwitz und den gestachelten Witz des Satirikers zu spielen versteht." „Neue Freie Presse": „Ein witziger Kopf; harmlos-ungeniert, doch immer wirksam." „Posener Neueste Nachrichten": „Köstliche Laune, sprudelnder Humor." „Meraner Zeitung": „Eine köstliche Novität auf dem Gebiet des deutschen Humors. Der Humor ist nicht gemacht, frisch und prächtig." „Bremer Nachrichten": „Es prasselt von guten Witzen." „Voigtländer Zeitung": „Überaus feine Satire; entzückend." „Leipziger Abendzeitung": „Ein großer Schatz von Lebensweisheit und Witz." „Berner Bund": „Geistreich und liebenswürdig; auf den Ton des modernen deutschen Lustspiels gestimmt." „Münchner Post": „Ein Erfrischungsgetränk; Karlchen versteht sein Handwerk als Spezialist gegen die Hypochondrie ausgezeichnet."

## E. G. Kolbenheyer: Amor Dej.

Ein Spinozaroman. Mit Buchschmuck von Paul Renner. Geh. Mk. 6.—, geb. Mk. 7.50.

G. Muschner in der „Danziger Zeitung": „Noch vor kurzem sprach ich mit unserem ersten Dramatiker von dem fehlenden Erlöser der deutschen Romandichtung, der den großen Roman uns schenken würde. Als ich dieses Buch aus der Hand legte, hatte ich die instinktive Empfindung: das ist ein großes Werk, das ist vielleicht der große Roman. ... Die Zeit, der Held und seine Umgebung, die mitringenden Geister sind nicht beschrieben, sondern gestaltet mit einer ganz neuartigen, gedrängten Gestaltungskraft. Die notwendigen philosophischen Erkenntnisse sind nicht in Diskussionen gegeben, sondern in schlichter, menschlicher, dichterischer Sprache, so daß die höchsten Geisteswerke als natürliche Lebenswahrheiten herauskommen ... In diesem Buche zieht die Geschichte Hollands vorüber und die Religionsgeschichte der ganzen Menschheit, von Moses und den Propheten über Christus, Talmud, Meimonides, Augustinus, Descartes bis zu Spinoza, und man darf sagen, daß alles dieses nicht langweilig lehrhaft wiedergegeben ist, sondern in leichtverständlicher, dichterischer Form, so daß der Gebildete dieses gehaltvolle Buch mit beschwingter Leichtigkeit lesen kann, und der philosophisch Ungebildete diese schweren Probleme wie Erleuchtungen erfaßt. ... Das Werk ist um so größer, als es nicht nur eine neue Kunstform des Kulturromans bedeutet, sondern auch die Historie in ein neues Licht setzt. Vernunft, Kunst und Leben haben sich hier einzig vereint, wie immer, wenn ein Meisterwerk entsteht."

Kurt Aram in der „Frankfurter Zeitung": „Mit einer Kunstschöpfung, die als solche auch vor aller ästhetischen Schulweisheit besteht, haben wir es bei dem Roman Amor Dej zu tun. Wir haben ein breites, kräftiges Zeitbild vor uns... Dies farbige, bewegte Leben hat der junge Autor mit großem Talent gemeistert. Im Hintergrund aber steht wie eine düstere Wolke das Ghetto. Und aus der Wolke tritt ein kleines Licht und wird größer und größer und breitet nach und nach seinen tiefen Himmelsschein über das ganze Gemälde: Baruch de Spinoza... Uns aber ziemt es, für sein Werk dankbar zu sein."

## Ferdinand Kürnberger: Gesammelte Werke.

8 Bände, die auch einzeln erhältlich. Siehe Abteilung: Gesamtausgaben und Liebhaberdrucke.

## Isolde Kurz: Im Zeichen des Steinbocks.

Aphorismen. 2. Auflage, geh. Mk. 5.—, geb. in Halbpergament Mk. 6.50, in Ganzleder Mk. 8.—.

Helene Raff in „Westermanns Monatsheften": „Die schönsten und wahrsten Aphorismen, die jemals aus einer weiblichen Feder geflossen, sind die von Marie von Ebner-

Eschenbach. Darum liegt schon alles darin, wenn ausgesprochen wird, daß die von Isolde Kurz jenen an Weisheit nicht nachstehen."

Irma Goeringer in der „Frankfurter Zeitung": „Isolde Kurz nimmt fast eine Sonderstellung unter unseren Schriftstellerinnen ein. . . Man hat ein tüchtiges Stück Arbeit hinter sich, wenn man, von Isolde Kurz geführt, „im Zeichen des Steinbocks" wandelt. Aber man freut sich darüber, denn die Früchte, die man am Wege pflückte, sind reif und gesund bis zum letzten Kern und die Blumen, die man nach Hause bringt, schlagen die kräftigen Wurzeln freudig ein in die Erde unsers Gedankengartens."

## Isolde Kurz: Hermann Kurz.

Siehe Abteilung: Kunst-, Literatur-, Musikgeschichte.

## Philipp Langmann: Wirkung der Frau und andere Novellen.

2. Aufl. Geh. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—

„Brünner Zeitung": „Ein ganz eigenartiges Werk liegt da vor uns. . . . Große gewaltige Farbeneffekte bilden den Hintergrund zu feinen psychologischen Analysen. Aufs deutlichste entwickeln sich vor unseren Augen die Charaktere, die man da bis ins kleinste Fäserchen zerlegt findet. . . . Philipp Langmanns neuestes Werk zeigt uns ihn in seiner alten Gestaltungskraft. Es ist ein ungemein farbiges Bilderbuch interessanter Handlungen und scharfgezeichneter Charaktere."

„Grazer Tageblatt": „In diesem Novellenband bietet er uns eine Reihe erstklassiger Arbeiten, die getrost den Meisterwerken zeitgenössischer Novellistik an die Seite gestellt werden können."

## Philipp Langmann: Die Prinzessin von Trapezunt.

Drama in drei Akten. Geh. Mk. 2.—.
(Erscheint im November 1908.)

## Paula Laufen: Im Bannkreis der Musik.

Münchener Roman. Geh. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

„Hamburger Nachrichten": „. . . Die Technik der Verfasserin ist nicht landläufig, die Absicht der Erzählerin nicht vulgär; . . . dem Humor ist nur ein geringer Raum vergönnt. Also mehr eine Lektüre für nachdenkliche und logisch nachempfindende Leser! Die Entwicklung ist konsequent durchgeführt und wird nirgends auf Lücken in der Konstruktion stoßen lassen. Die Typen der modernen Musikerwelt sind treffend gezeichnet; sie nehmen alle unsere Teilnahme in gleichem Maße in Anspruch. . . Der ganze Roman erfreut durch eine sorgsame und feingeistige Behandlung der deutschen Sprache; man fühlt sich nirgends durch eine Flüchtigkeit, eine triviale Wendung oder einen abgeschmackten Vergleich verletzt. Die bilderreiche Ausdrucksweise der Verfasserin hat etwas Aristokratisches; die gewählte aber nicht gesuchte Sprache

regt oft zum Nachsinnen an. . . Das gehaltvolle Buch gewährt, wenn man ihm mit dem erforderlichen Ernst entgegenkommt, mehr als flüchtigen Genuß."

## Rudolf Lothar: Das Glück in der Liebe.

Komödie in 3 Aufzügen. Geh. Mk. 2.—.

## Rudolf Lothar: Herzdame.

Komödie in 4 Aufzügen. Geh. Mk. 2.—.

## Rudolf Lothar: König Harlekin.

Ein Maskenspiel in vier Aufzügen. 3. Aufl. Geh. Mk. 2.50, geb. Mk. 3.50.

Der italienische Dramatiker Rovetta im „Corriere della sera": „Ich fürchte nicht, zu irren, auch nicht, mich der Übertreibung schuldig zu machen, wenn ich versichere, daß es sich hier um eine der stärksten satirischen Dichtungen der letzten dreißig Jahre handelt. Wenn ein Poet von überschwenglicher Einbildungskraft, ein Denker voll tiefer Menschlichkeit und ein zweiflerischer, abgeklärter Staatsmann sich verbündet hätten, eine Komödie zu schreiben, sie hätten alle drei eine seltsamere, kühnere und geschmackvollere Schöpfung, als diesen „König Harlekin" nicht verlebendigen können — ein Kunstwerk, das vor Leidenschaft, Schmerz und Wahrheit bebt, das über und über funkelt von Laune und Scharfsinn — das verwirrt, belehrt, entflammt und anregt, an Weises und Tolles zu denken."

## Samuel Lublinski: Peter von Rußland.

Tragödie in fünf Akten und einem Vorspiel. Geh. Mk. 3.

Franz Schamann in „Die Zeit", Wien: „Wie lebendig, wie kräftig ist dieses Bühnenwerk! Das sind nämlich keine Puppen, die Lublinski in seiner Tragödie sprechen läßt; das sind gewaltige Persönlichkeiten, deren Reden vom Donner der eruptiven Gedanken hallt, an denen Zeiten, wie die des großen Zaren, nicht arm sind. Die Charaktere sind aufs feinste herausgearbeitet; man meint, beim Lesen dieses Werkes einen Spiritisten vor sich zu haben, der die Geister der Menschikows, Dolgorukis, Peter Tolstois, Kikins, Jaguschinskis, Peters und der Katharina zitiert. Ich meine, eine gut besetzte Aufführung dieser Tragödie der Furcht um den Verlust geleisteter Kulturarbeit müßte einen der bedeutendsten Theatererfolge unserer Tage erringen — es steckt nämlich auch viel Theater in diesem Werk."

## Prosper Mérimée: Ausgewählte Novellen.

Ins Deutsche übertragen und eingeleitet von Richard Schaukal. Geh. Mk. 5.—, geb. Mk. 7.— Luxusausgabe (50 numerierte Exemplare auf van Geldern in Ganzleder) Mk. 20.—.

„Neue badische Landeszeitung", Mannheim: „Die Schaukalschen Übersetzungen von sechs der feinsten Novellen Mérimées sind zu tadellosen deutschen Kunstwerken gestaltet. Mit einer außerordentlichen Schmiegsamkeit im Ausdruck sind die

psychischen Werte des französischen Originals erreicht und wiedergegeben. ... Einen Erzähler von der feinen weltmännischen und bezaubernd sachlichen Art wie Mérimée haben wir in Deutschland nicht, weder aus jener unvergleichlichen Zeit feinster gallischer Lebenskultur noch aus unserer eigenen. In der Verschmelzung der graziösen Linien mit feintönigem Farbenauftrage zu einer Harmonie von seltener Grazie und Sattheit liegt der Reiz dieser sechs Novellen. Sie in die deutsche Sprache umgedichtet zu haben, ist ein literarisches Verdienst."

## August Pauly: Aphorismen.

Geh. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.

„Die schöne Literatur": „Muster von gesunden Ideen, auch in der Form klipp und klar, nicht selten überraschende Lichtblitze, die wie von selbst aus dunklen Tiefen aufleuchten, sind die Aphorismen August Paulys; sie sind die Bekenntnisse einer durchaus abgeklärten Individualität."

## Adolf Pichler: Gesammelte Werke.

Vom Verfasser für den Druck vorbereitet. Mit einer biographischen Einleitung von Professor S. M. Prem.

Erste Abteilung: Autobiographisches

Band I. Zu meiner Zeit. Schattenrisse aus der Vergangenheit mit einer biographischen Einleitung von Prof. S. M. Prem. Geh. Mk. 5.—, geb. Mk. 6.—. Band II. Das Sturmjahr. Erinnerungen aus den März- und Oktobertagen 1848. Geh. Mk. 2.50, geb. Mk. 3.50. Band III. Aus Tagebüchern 1849—1900. Geh. Mk. 5.—, geb. Mk. 6.—.

Zweite Abteilung: Prosawerke

Band IV. Allerlei Geschichten aus Tirol. Geh. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—. Band V. Jochrauten. Neue Geschichten aus Tirol. Geh. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.— Band VI. Letzte Alpenrosen. Erzählungen aus den Tiroler Bergen. Geh. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—. Band VII. Kreuz und Quer. Gesammelte Streifzüge. Geh. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—. Band VIII. Aus den Tiroler Bergen. Ein Wanderbuch. Geh. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—. Band IX. Bergwanderungen. Geh. Mk. 4.50, geb. Mk. 5.50. Band X. Allerlei aus Italien. Geh. Mk. 4.50, geb. Mk. 5.50. Band XI/XII. Literarisches. Vermischte Aufsätze geh. Mk. 4.50, geb. Mk. 5.50 der Band.

Dritte Abteilung: Poetische Werke

Band XIII. Marksteine. Gesammelte Dichtungen. Geh. Mk. 3.50. geb. Mk. 4.50. Band XIV. Neue Marksteine. Geh. Mk. 4.50, geb. Mk. 5.50. Band XV. Spätfrüchte. Gedichte verschiedener Art. Geh. Mk. 4.50, geb. Mk. 5.50. Band XVI. Dramatisches. Geh. Mk. 4.50, geb. Mk. 5.50. Band XVII. In Liebe und Haß. Elegien und Epigramme aus den Tiroler Bergen. (Dieser letzte Band erscheint Anfang 1909.)

Das ganze Werk zu dem ermäßigten Preis von Mk. 59.— für das broschierte und Mk. 75.— für das gebundene Exemplar.

In Einzelausgaben sind noch erhältlich:

### Dichterische Werke.

Hymnen. 3. Aufl., geh. Mk. 1.—, geb. Mk. 2.—. In Lieb und Haß. Elegien und Epigramme aus den Tiroler Bergen. 2. Aufl., geh. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—. Die Tarquinier. Trauerspiel in 5 Akten. 2. Aufl., geh. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—. Marksteine. Gesammelte Dichtungen. 2. Aufl., geh. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.

Spätfrüchte. Gedichte verschiedener Art. Geh. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.

Die 5 Bände zusammen zu dem ermäßigten Preis: geb. Mk. 12.—.

## Tiroler Geschichten und Wanderungen.

Band I. Allerlei Geschichten aus Tirol. 6. Aufl. geh. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—. Band II. Jochrauten. Neue Geschichten aus Tirol. 4. Aufl., geh. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—. Band III. Aus den Tiroler Bergen. 4. Aufl., geh. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—. Band IV. Kreuz und quer. Streifzüge. 3. Aufl., geh. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—. Band V. Letzte Alpenrosen. Erzählungen aus den Tiroler Bergen. 3. Aufl., geh. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.

Die 5 Bände zusammen zu dem ermäßigten Preise: geh. Mk. 15.—, geb. Mk. 20.—.

Ferner erschienen:

Der Einsiedler. Eine Erzählung aus den Tiroler Bergen. Geh. Mk. 1.50, geb. Mk. 2.50. Der Anderl und's Resei. Ein Faschingsschwank in Schnadahüpfeln. Geh. Mk. 0.50, kart. Mk. 1.—. In Lieb und Haß. Elegien und Epigramme aus den Tiroler Bergen. Dritte vermehrte Ausg. Prachtausgabe auf Bütten, geh. Mk. 5.—, in Ganzleinen geb. Mk. 7.—.

Professor Brandl in der „Deutschen Literaturzeitung“: „Wenn einmal die Zeit Auslese gehalten hat und die Frage auftaucht, wer hat zu Ende des Jahrhunderts, das mit Goethe und Schiller begonnen, der deutschen Dichtung noch die originellsten Töne geliehen, wird man Adolf Pichler in erster Linie nennen müssen.“

„Allgemeine Zeitung“, München: „Himmelhoch erhaben über den Dorfgeschichten gewöhnlicher Mache lassen sich Pichlers Erzählungen nur mit den Kunstwerken des Meisters der Novelle, Gottfried Keller, vergleichen, an den Pichler mit seiner reizvollen Vereinigung von Feinheit und Schlichtheit sehr häufig erinnert. Adolf Pichlers Schriften gehören zu dem allerbesten, wonach das gebildete deutsche Haus zu allen Zeiten greifen kann.“

Bernhard Münz in der „Nationalzeitung“, Berlin: „Pichler erstrahlt in dem berückenden Glanze eines ganzen Mannes, der harmonisch wollend ins volle Ganze strebt.“

„Braunschweigische Landeszeitung“: „Unter den Erzählern der Gegenwart nimmt Pichler eine der ersten Stellen ein.“

Adolf Bartels in der „Deuschen Heimat“: „Seine Erzählungen gehören zu den Werken echter deutscher Heimatkunst, die jeder Deutsche kennen muß.“

„Berliner Zeitung“: „Man wird diesen Mann einem Gottfried Keller, einem Theodor Fontane vergleichend an die Seite stellen.“

Peter Rosegger im „Heimgarten“: „Der hervorragendste unter den heutigen Dichtern Tirols ist Adolf Pichler. Seine neueste Gabe Kreuz und Quer zeigt ihn als einen ausgezeichneten Volks- und Landschaftsschilderer, der die Vorzüge W. H. Riehls und Adalbert Stifters in sich vereinigt.“

Professor Richard Maria Werner in der Beilage zur Münchener „Allgemeinen Zeitung“: „Die Tagebücher Pichlers können ebensowenig wie jene Hebbels bei einmaliger Lektüre ausgeschöpft werden, man muß sie wiederholt in verschiedenen Stim-

mungen vornehmen, um den einzelnen Gedanken, die sie erregen, mit Selbstständigkeit nachzuhängen, dann aber wird man sie immer höher schätzen und gerne in seiner Nähe haben."

## Edgar Allan Poe: Novellen von der Liebe.

Deutsch von Gisela Etzel. Mit einem Porträt der Virginia Clemm, Poes Frau. Einmalige Auflage von 1000 Exemplaren. Geh. Mk. 3.—, geb. Mk. 5.—, Luxusausgabe (50 Exemplare auf Bütten in Glanzleder) Mk. 15.—.

Enthaltend die Novellen „Eleonora", „Ligeia", „Morella", „Berenice", „Das ovale Porträt" und ein neu aufgefundenes, bisher unveröffentlichtes Gedicht: „Leonainie".

## J. C. Poestion: Eislandblüten.

Ein Sammelbuch neuisländischer Lyrik. Mit einer kultur- und literaturhistorischen Einleitung und erläuternden Glossen. Geh. Mk. 5.—, geb. Mk. 6.—.

Holger Drachmann in der „Neuen freien Presse", Wien: „Alle Isländer sind geborene Epiker und Lyriker — zumeist Lyriker. Sie dichten alle. Und alle dichten sie gut. Dies zeigt Poestion dem deutschen Volke. In der alten lyrischen Kaiserstadt am Donaustrand sitzend, fand sein unermüdliches Auge und band seine künstlerisch-feste Hand einen duftenden Blumenflor der schönsten isländischen Lyrik: Eislandblüten. Lest sie Germanen! Laßt Euch bezaubern von der blühenden Pracht der Sprache, von der hohen Wehmut der Gedanken, von den urfrischen Farben der Landschaft, von dem Adel des Stils, der unmittelbaren Anmut der Form!"

## J. C. Poestion: Isländische Dichter der Neuzeit.

Siehe Abteilung: Kunst-, Literatur-, Musikgeschichte.

## Theodor Poppe: Die Tragödia von Vinzenz Fettmilch.

In fünf Aufzügen. Geh. Mk. 2.—.

## Alexander Puschkin: Sämtliche Werke.

9 Bände, die auch einzeln erhältlich. Siehe Abteilung: Gesamtausgaben und Liebhaberdrucke.

## Anton Renk: Gesammelte Werke.

Gesammelt von Jungtirol.

Band I: Über den Firnen. Unter den Sternen. Mit einer Einleitung von Franz Kranewitter. Geh. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—. Band II: Unter Föhren und Cypressen. Mit einem Porträt Renks. Geh. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—. Band III: Erzählungen. Geh. Mk. 4.50, geb. Mk. 5.50. Band IV: Auf der Wanderung. Geh. Mk. 4.50, geb. Mk. 5.50.

Heinrich von Schullern in „Die Zeit", Wien: „Als einer der begabtesten Lyriker offenbart sich der vor Jahresfrist dahingegangene junge Innsbrucker Anton Renk. . . . Von intimstem Reiz sind seine Märchen und Balladen, von rührender Innigkeit seine Kinderlieder. Kontrastierend zu seinen kräftigen Tönen, welch merkwürdige Feinheit hier und Empfind-

samkeit der Seele! Und andererseits: Neben tiefster Wehmut Momente köstlichsten, gesundesten Humors!"

Karl Bienenstein in „Deutsche Welt": „Wie die ersten beiden Bände der Werke Anton Renks, so lassen uns auch der dritte und vierte erst recht ermessen, was wir an dem noch jungen Dichter verloren haben. . . . Die Märchen sind leuchtend in ihren Farben, gläubig gegenüber dem Wunderbaren, von ethischem Gehalt, der aber ganz in das bunte Märchengewebe versteckt wird. Die Humoresken werden am besten gekennzeichnet, wenn man sie den ähnlchen und besten Schöpfungen Roseggers gleichstellt. . . . Renk begnügt sich nicht damit, das Landschaftliche allein zu schildern, sondern er erzählt zugleich vom Volksleben, von der Geschichte, leitet daraus eigene Gedanken ab und rundet so jedes Kapitel zur Darstellung eines persönlichen Erlebnisses."

## Josef Ruederer: Münchener Satiren.

Geh. Mk. 1.—.

„Neue Hamburger Zeitung": „. . . . Also muß man das Haberfeldtreiben auf dem Papier fortsetzen, folgert der altbayerische Juvenal Josef Ruederer. Und wirklich, wie seine Münchener Satiren bezeugen: der Dreschflegel liegt ihm gut in der Faust, mit dem er den Versippten und Verspezelten, den Teppen, Heuchlern, Knallprotzen und Gewappelten um die Ohren schlägt, daß es nur so kracht."

## Walter von Rummel: L'assesseur de Prusse und anderes.

Mit einer Umschlagzeichnung von F. von Reznicek. Geh. Mk. 2.—.

„Münchener Neueste Nachrichten": „Unter dem Titel L'assesseur de Prusse hat einer der begabtesten jüngeren Münchner Schriftsteller, Walter von Rummel, eine Sammlung kleinerer Erzählungen und Stimmungsbilder vereinigt, die viel Beifall finden werden. Reizvolle und vorzüglich geschriebene Novelletten. . . . Rummel ist vor allem im belebten und natürlichen Dialog und in der Kunst der Schilderung orientalischer Milieus ein Meister."

## Walter von Rummel: Simplizissimus.

Ein deutsches Kriegsbild in vier Akten. Geh. Mk. 2.—.

„Allgemeine Zeitung", München: „Schon mit dem Glücksmärchen erbrachte Rummel den Beweis dafür, daß das Zeug zum Dramatiker in ihm steckt. Im Simplizissimus leuchtet die Intuition des Dichters für das Bühnengemäße noch deutlicher hervor. In einer Reihe von Zeitcharakteren, die mit kräftig klaren Strichen wie altdeutsche derb wahre Holzschnitte gezeichnet sind, entrollt Rummel sein Sittenbild aus der zweiten Hälfte des 30jährigen Krieges."

## Felix Salten: Das Buch der Könige.

Mit Zeichnungen von Leo Kober. Geh. Mk. 1.20.

## Felix Salten: Künstlerfrauen.

Ein Zyklus kleiner Romane. 4. Auflage. Geh. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.

Fritz Baader im „Neuen Stuttgarter Tageblatt": „Ordentlich wohl tut einem das Buch, das einen Meister straffer Novellenkompositionskunst, einen scharfen Psychologen und einen liebenswürdigen Spötter zugleich offenbart. Ein Zyklus kleiner Romane aus dem so alten und doch ewig jungen Born der Künstlerehe geschöpft. Schon Daudet glossierte gerne diese kitzlichste Erfindung aller ehelichen Hasardspiele. Hier gilt's der Frau allein. Alle Typen marschieren auf: Die schwärmerische Verehrerin, die nüchterne Hausfrau, die Dulderin und die Ruhmestrompete eheherrlicher Vorzüge. Alles Typen mit nur ganz leise angedeuteter Individualisierung. Und sie sind mit raffinierter Kunst so fein geschliffen, daß sie sich zu einem glänzenden Geschmeide wirksam einen."

„Münchener Neueste Nachrichten": „Diese kurzen Erzählungen erheben sich zu kleinen Meisterwerken, sobald Salten ironische Töne anschlägt und ein Spottliedel auf das dreieckige Verhältnis Mann-Weib-Kunst singt, ein geschmackvolles, pfeilscharfes und dennoch sehr liebenswürdiges Spottliedel, wie's Wiener Art und Brauch ist. Solch kleine Meisterwerke sind „Die nüchterne Betty", „Clementine auf Besuch", „Die Verehrerin", „Die Ruhende" und noch etliche andere. . . . Immer bleibt seine künstlerische Knappheit ebenso bewundernswert wie sein klarer, schöner Stil."

## Paul Scarron: Der Komödiantenroman.

Aus dem Französischen übertragen und eingeleitet von Franz Blei. Geh. Mk. 8.—, geb. Mk. 11.—, Luxusausgabe (50 Exemplare auf Bütten in Ganzleder) Mk. 20.—.

Paul Scarron, Entdecker und dann Gemahl der späteren Madame de Maintenon, war ein kleiner Abbé, der öfter ins Wirtshaus ging als in die Messe und lieber den lustigen Mädchen seiner Kumpane Küsse gab als den frommen Damen des Adels die Kommunion. Doch das Geld wurde bei solchen Liebhabereien in Paris weniger und weniger, eine fette Pfründe winkte in der Provinz, er folgte der Lockung und übersiedelte in die Gefilde der Langeweile. Eine Entschädigung fand er doch: den Verkehr mit dem fahrenden Volk der Komödianten, von denen Bruscambille sagte, es sei sans souci et quelquefois sans six sous. Aus diesem Umgang entstand später der Komödiantenroman. Die Schicksale, Fahrten und Abenteuer einer wandernden Schauspieltruppe schildert Scarron auf dem reichen Hintergrund der Zeit. So ward der Komödiantenroman ein großes Werk der schöpferischen Laune eines genialen Menschen sowohl als ein getreues, farbenreiches Kulturbild einer interessanten Zeit. Beides gibt ihm den ausgezeichneten Rang, den es in der Literatur einnimmt, beides wird dem seltenen Werke auch heute ungezählte Leser werben, die dankbar sind, daß ihnen die Kenntnis dieses amüsanten, tollen und doch so ernsten Buches

ermöglicht wurde. (Erscheint im November 1908.)

## Josef Schanderl: Erdreich.

Gedichte. Geh. Mk. 2.—.

## Richard Schaukal: Buch der Seele.

Gedichte. Geh. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—. Luxusausgabe (35 signierte Exemplare auf Van Geldern in Ganzpergament) Mk. 15.—.

„Danziger Zeitung“: „In das Reich reiner und wahrer Poesie erhebt uns Richard Schaukal mit seiner Gedichtsammlung: „Das Buch der Seele.“ Es sind Stimmen aus der Innerlichkeit und Tiefe, die hier in wunderbar schwingenden Tönen zu uns sprechen, Stimmen, denen man zuhört wie den Glocken am Feierabend, die nachhallen in der ergriffenen Seele, auch wenn ihr Geläut in der Abendruhe längst verhallt ist, Stimmen, in denen ein Klang der Heimat ist, die wir alle suchen, wir mögen's wissen oder nicht, der Heimat, die nicht von dieser Welt ist. . . .“

## Richard Schaukal: Das Buch der Tage und Träume.

2. verbesserte und vermehrte Ausgabe der „Tage und Träume“. Mit dem Bilde des Verfassers. Titelzeichnung von Heinrich Vogeler.
Geh. Mk. 3.50, geb. Mk. 4.50.

## Richard Schaukal: Einer der seine Frau besucht und andere Szenen.

Geh. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.

## Richard Schaukal: Giorgione

oder Gespräche über die Kunst.

Geh. Mk. 3.—, Luxusausgabe (15 signierte Exemplare auf Bütten in Ganzpergament) Mk. 15.—.

Dr. P. F. Schmidt in der „Frankfurter Zeitung“: „Überhaupt hat Schaukal recht mit allem, was er sagt, von der inhaltlichen Borniertheit des ‚Gebildeten‘ an bis zu den Anklagen gegen die übermächtige Unkultur unserer Tage. . . . Ich wünschte, recht viele möchten diese Dialoge ohne Hochmut lesen und auch einsehen, welch eine Kluft zwischen ihnen und der Kunst liegt, die sie zu verstehen meinen.“

## Richard Schaukal: Kapellmeister Kreisler.

Dreizehn Vigilien aus einem Künstlerdasein. Ein imaginäres Porträt. Einmalige Auflage von 762 numerierten Exemplaren. Geh. Mk. 3.50, Luxusausgabe (15 signierte Exemplare auf echt Japan in Ganzpergament) Mk. 15.—.

Julius Hart im „Tag“: „Schaukals Buch vom „Kapellmeister Kreisler“, eine glühende Rhapsodie von der Kunst und dem Künstler, eine geistreiche metaphysische Träumerei, eine Wackenrodersche Herzensergießung, ist ein Glaubensbekenntnis romantischer Ästhetik. . . Der „Kapellmeister Kreisler“ ist eine ernste Poesie, von reicher alter Kultur.“

Ludwig Finckh in den „Propyläen“: „In kurzen Abrissen hat Schaukal ein glänzendes Bild hingeworfen, seelisch und künstlerisch

tief, blendend an Geist und verblüffenden Einfällen. Ich halte das Buch für Schaukals bestes. Es wäre interessant, diesen feuersprühenden Kopf in all seinen wechselnden Zügen einmal festzuhalten; — der „Kreisler" bildet einen Gipfelpunkt seines Schaffens."

## Richard Schaukal: Leben und Meinungen des Herrn Andreas von Balthesser eines Dandy und Dilettanten.

5. Auflage. Geh. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—. Luxusausgabe (45 signierte Exemplare in Ganzpergament) Mk. 15.—.

Maximilian Harden in der „Zukunft": „Ein graziöses charmantes Buch (passende deutsche Eigenschaftswörter sind schwer zu finden: wir hatten den Typus dieses Buches bisher nicht), das man eine Philosophie für die elegante Welt nennen könnte, das nur ein kultivierter Mensch zu schreiben vermochte, und das für die äußere Kultur der Deutschen Nützliches leisten kann."

Leopold Schönhoff im „Tag": „Es lebt Schick in ihm, altösterreichische Anmut und gesellige Kultur bewegen den Stillen, den Lautlosen. ... ich hatte meine Lust an seinem Vortrag, und in wesentlichen Punkten stimme ich ihm freudig zu. Alles in allem wirkt das Buch wie ein ehrliches Bekenntnis und hat darum Schneid in sich."

„Hamburger Fremdenblatt": „Wer das seltsame Buch liest, verschafft sich einen intimen Genuß und nimmt zu an Weisheit."

## Richard Schaukal: Literatur.

In tyrannos.

Drei Gespräche. Geh. Mk 2.—, Luxusausgabe (15 signierte Exemplare auf Bütten in Ganzpergament) Mk. 15.—.

Otto Hauser in der „Neuen freien Presse", Wien: „Diese beiden Bücher („Literatur" und „Giorgione") sollen jedem angelegentlich empfohlen sein, der gerne einem geistreichen Menschen zuhört, jedem, der an einem klaren, vornehmen Stil eine künstlerische Freude hat, jedem, der aus dem Wirrwarr der soi-disant-Moderne den Weg zur Kunst, der ewigen Moderne, finden will."

## Richard Schaukal: Meine Gärten.

Gedichte. Geh. Mk. 1.50.

## Richard Schaukal: Pierrot und Colombine

oder das Lied von der Ehe.

Ein Reigen Verse. Mit Buchschmuck von Heinrich Vogeler. Geh. Mk. 2.—.

## Rich. Schaukal; Schlemihle.

Drei Novellen. 2. Auflage. Geh. Mk. 2.50, geb. Mk. 3.50. Luxusausgabe (25 signierte Exemplare auf Bütten in Ganzleder) Mk. 15.—.

„Wiener Abendpost": „Sowohl „Mathias Siebenlist" als auch „Elise Hußfeldt" gehören zu den heißesten-dynamisch virtuosesten Arbeiten Schaukals. Vollendet ist die Feinheit der Seelenschilderungen, und so seltsame Menschen hier auch auftreten mögen, nirgends wird der Eindruck des Grotesken erregt. Blicke in dunkle Leben, in starke Naturen,

die von geheimnisvollen Kräften ihre Todeswunde erhielten nnd niederbrechen müssen, weil — sie nun einmal Untergangsmenschen sind. Schlemihle."

„Berliner Tageblatt": „In dem ganzen Buche steckt viel Kultur und viel Können, und nur einer, der die Kulturepochen der Jahrhunderte durchstreifte und im realen Leben der Gegenwart wie Schlemihl seinen eigenen Schatten verlor, konnte es schreiben... Diese Blitzlichtkunst zeigt in satirischer Schärfe und plastischer Klarheit drei grandiose Gestalten... In diesen drei Gestalten beweist Schaukal psychologische Höhenkunst, die er mit geistreichen Ausdrucksmitteln umrankt."

## Richard Schaukal: Von Tod zu Tod

und andere kleine Geschichten.
Geh. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.

## Richard Schaukal: Vorabend.

Ein Akt in Versen. Geh. Mk. 1.50.

## Johannes Schlaf: Der Prinz.

Roman in zwei Bänden. 2. Auflage. Geh. Mk. 8.—, geb. Mk. 10.—.

Wilhelm Hegeler im „Tag": „... eine Waldwildnis, in dessen tiefen Dunkelheiten das Gefühl des Verlorenseins einen beschleicht; doch dann ergreifen einen staunende Entzückungen über die aus tiefem Erdinnern mit gewaltigen Armen zum Himmel strebende Riesen, nie gehörte Vogelstimmen locken und lösen wohlvertraute Empfindungen, denen doch ein Rätselkern innewohnt, und Neues, nie Empfundenes aus...., sodaß man von Erlebniswunderstimmung ganz umfangen und den Wunsch hat, ewig so weiter zu wandern.... Diesem weglosen Wald gleicht der neue Roman von Johannes Schlaf: „Der Prinz", . . ein Buch ursprünglicher Offenbarungen. . . . Aber wie wenig kann das bisher Gesagte von den wunderbaren Gewalten des Buchs einen Eindruck geben: von den Menschen darin, die mit ihren geringsten Zügen, ihren Gesten, ihrem Jargon, ihrem Duft, mit allem, was sie umkleidet und umströmt, in der ganzen schillernden Fülle ihrer Erscheinung und doch in ihres Wesens Zentrum fest ergriffen, vor uns stehen; von seinen dunklen Stimmungsmächten, die das, was nur unter Tag, von Schleiern umwoben, sein rätselvolles Tiefendasein führen kann, unserem ahnenden Gefühl lebendig machen; von seinen prächtigen Schilderungen, die wie im Wandern Blatt und Blume mitnehmen, in sicherem Gefühl, es werde schon ein Strauß daraus, und wiederum von seiner symbolischen Kraft, die Tausendfältiges und scheinbar Disparates in einem einzigen Bild zusammenfaßt.... Von wie wenig Werken kann man sagen: ihr größter Mangel sei ihr zu großer Reichtum!"

## Johannes Schlaf: Meister Oelze.

Drama in drei Aufzügen. Zweite, überarbeitete Auflage. Geh. Mk. 2.—.

Professor Richard M. Meyer in seiner Literaturgeschichte: „Johannes

Schlaf vertiefte seine realistische Dramaturgie zu dem packenden Seelengemälde „Meister Oelze“, in dem er einen Übermenschen der unteren Stände in tödlichem Ringen um das Geheimnis seines Lebens vorführt, wie er trotz allen Bedrängungen durch Schmeichelei und Bedrohung siegreich bleibt.“

## Lothar Schmidt: Der gerettete Selbstmörder.

und andere Novellen.

Geh. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.

„Das literarische Echo“: „. . Sehr drastische Episoden und recht wirksame Aktschlüsse aus der Komödie des Lebens, in der bekanntlich alles anders kommt, als es die mitspielenden Zuschauer erwartet haben. Feiglinge gelten als Helden, Betrüger als Helfer, Lebejünglinge als keusche Knaben, feile Damen als ehrbare Mütter, giftige Menschenverächter als harmlose Clowns, und was dergleichen Figuren und Situationen noch sind, die uns des Lebens Unverstand ohne allzuviel Wehmut genießen lassen. . . Schmidt erzählt gut, straff mit gesunder Derbheit. Was er dem Leben abzulauschen vorgibt, ist alles geeignet, sanfte Heiterkeit, vermischt mit einiger moralischer Entrüstung, auszulösen.“

## Wilhelm von Scholz: Der Besiegte.

Sagendrama. Brosch. Mk. 1.50.

## Wilhelm von Scholz: Der Gast.

Ein deutsches Schauspiel in drei Aufzügen. Mit einem Bildnis des Verfassers. Geh. Mk. 2.50.

## Wilhelm von Scholz: Der Jude von Konstanz.

Tragödie in 4 Aufzügen mit einem Nachspiel. Geh. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.50.

„Rheinisch-Westfälische Zeitung“: „Nach langen Tagen ohne Frucht und Freude hat endlich wieder einmal ein Dichter zu uns gesprochen. . . . Einen Menschen zu schaffen, so lebendig in seinen Leiden, daß er einwächst in unser Leben, als eine Erscheinung von bleibender Beredsamkeit: solch ein Wesen wandeln machen, ist eines ungewöhnlichen Dichters Tat.“

## Wilhelm von Scholz: Der Spiegel.

Gedichte. 2. Auflage. Geh. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.50.

Richard Schaukal in „Die Gegenwart“: „Von Scholz, dessen „Spiegel“ einen Lyriker von Tiefe, visionärer Macht und seltsamer Melodik erwiesen hat, sind vorlängst „Gedanken zum Drama“ herausgekommen, die eine Fülle anregendster Einfälle, merkwürdigster Ergebnisse darbieten. . . . Scholz ist eine versonnene Natur von Hebbels wuchtigem Stamme, diesem weithin schattenden Stamme, dessen Wurzeln ins Herz der Mystik tauchen. . . So geht der Dichter Scholz selbst auch immer wieder ans Werk, und an seinem gewundenen Wege zu immer höheren und reineren Einsichten in das Wesen dieses unheimlichen „Spiegels“ unser selbst, der Welt, hinterläßt er merkwürdige Bildungen, dramatische Versuche, die



Felix Salten



bald ins Lyrische verfluten, bald im Thematischen ringend untergehen. Der Dichter Scholz hat den Dramatiker, den er so von Angesicht zu Angesicht erkennen durfte, in sich selbst noch nicht erlöst, aber er stellt einen Lyriker von Bedeutung vor, der alles hat: Mark und Contour und alle süßen und schaurigen Schatten der Ungewißheiten, alle Reflexlichter des langsam im Unendlichen kreisenden ‚Spiegels'."

## Wilhelm von Scholz: Deutsches Balladenbuch.

Enthaltend die neueren deutschen Balladen von Bürger bis Liliencron. Eingeleitet und herausgegeben von Wilhelm von Scholz. Geb. Mk. 5.—.

„Kölnische Zeitung": „Das Deutsche Balladenbuch ist unbestritten die beste Sammlung, die wir aufzuweisen haben ... Ein reifer, gesunder Geschmack, ästhetisches Feingefühl und gründliche Literaturkenntnis haben hier zusammengewirkt und so ein Werk zustande gebracht, das in seiner Art als mustergültig bezeichnet werden kann. .. Eine gedankenreiche und klar geschriebene Abhandlung über Ursprung, Entwicklung, Wesen, Bau, Sprache, Stoffgebiet und Arten der Ballade leitet das Buch ein... Es wäre wirklich zu beklagen, wenn das Volk und die Gebildeten an diesem Balladenborn gleichgültig vorübergingen, ohne daraus immer wieder einen erfrischenden Trunk zu tun gegen den Straßenstaub und Maschinenlärm des Werkeltages."

Hans Benzmann in „Nord und Süd": „... Die Sammlung kann als eine durchaus geschmackvolle und ästhetisch originelle bezeichnet werden. Der Herausgeber ist in bezug auf die Auswahl von Balladen hauptsächlich in Frage kommender Dichter sehr sorgfältig gewesen, und es ist ihm gelungen, von Dichtern wie Heine, Hebbel, Mörike, die Droste, Justinus Kerner, Kopisch, Rückert, Eichendorff usw. ein vollkommenes und lebendiges Bild ihrer Persönlichkeit zu geben. Von den Epigonen hat Scholz nur das Beste aufgenommen. Allen Liebhabern deutscher Balladenkunst sei dieses Buch in erster Linie empfohlen."

## Wilhelm von Scholz: Gedanken zum Drama

und andere Aufsätze über Bühne und Literatur.

## Wilhelm von Scholz: Hebbels Dramaturgie.

Siehe Abteilung: Literatur-, Kunst-, Musikgeschichte.

## Wilhelm von Scholz: Hohenklingen.

Eine Zeit in Bildern und Gestalten. Mit Titelzeichnung und Vignetten von Hans Heise. Brosch. Mk. 2.50.

## Wilhelm von Scholz: Mein Fürst.

Ein Akt. Brosch. Mk. —.50.

## Heinrich von Schullern: Genußmenschen.

Drei einaktige Dramen: „Tante Julchens Diamanten" — „Die Sirene" — „Satisfaktion". Geh. Mk. 2.—.

Karl Bienenstein in „Die Deutsche Welt", Berlin: „Man muß anerkennen, daß sich Schullern als Dramatiker ebenso wie als Romanzier durch lebenswahre Charakteristik auszeichnet, daß er über das Handwerkszeug des Dramatikers mit Sicherheit verfügt und auch eine feine Stimmungskunst nicht vermissen läßt."

## Arnulf Sonntag: Gedichte.

Geh. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.

## Arnulf Sonntag: Virgines.

5 Akte: Erna — Luise — Jeanette — Clara — Lili. Geh. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.

## Hedwig von Soyters: „Die gebrochenen Geistes sind".

Roman. Geh. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

Alfred von Mensi in der „Allgemeinen Zeitung", München: „Es ist ein Erstlingsroman, aber einer, der entschiedenes Talent verrät. Talent zum Beschreiben, noch mehr zum Beobachten. Die wenig heitere Krankengeschichte spielt zum größten Teil in einer schweizerischen Nervenheilanstalt, später in München. Wir lernen eine Menge Menschen kennen: fast alle mehr oder minder „gebrochenen Geistes". Eine Lektüre für Ärzte und Kranke, eine zeitgemäße Warnung für Gesunde, die nicht krank werden wollen.... Im ganzen ist der Wurf sicher und gewandt. Zweifellos wird die kluge und welterfahrene Verfasserin, zudem wenn sie sich sympathischeren und gesünderen Stoffen zuwendet, ein dankbares Publikum finden und Erfolg haben."

## August Strindberg: Am offnen Meer.

Roman. 3. Aufl. Geh. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.50.

Hans Land: „Dies ist meines Wissens das einzige Dichterwerk, in dem die Welt der Nietzscheschen Herrenmoralgedanken eine künstlerische Gestaltung und bleibenden Wert erfuhr. Der Roman enthält Szenen von Shakespearischer Gewalt und besitzt einen besonderen feinen Reiz darin, daß er von Strindbergs eifrig betriebenen Naturstudien sehr bedeutsame Proben aufweist."

Peter Altenberg: „Am offnen Meer" ist eines der wenigen Bücher, die ich bewundere."

Maximilian Harden: „Seit ich „Am offnen Meer" las, bewundere ich Strindberg."

## August Strindberg: Das rote Zimmer.

Roman. 3. Auflage. Geh. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.50.

Ola Hansen: „Das rote Zimmer wirkte wie die Feuerglocke in der Nacht: alles fuhr auf und überall sah man den ersten Schein in den Fenstern. Aber es wirkte auch wie ein Morgen-

geläute zur Frühmesse. Wenn man sich den Schlaf aus den Augen rieb, sah man, daß der rote Schein an der Sonne hang, die aufging."

## August Strindberg: Die gotischen Zimmer.

Roman. 3. Auflage. Geh. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.50.

Knut Hamsun: „Immer mit Freude kehre ich zu Strindberg zurück; er hat mich mehr beschäftigt als irgend ein anderer Geist, und hat mich am meisten gelehrt. Für mich ist er die interessanteste Dichtergestalt seines Landes (vielleicht seiner Zeit), ein überlegenes Talent, ein Gehirn zu Pferde, das seine eigenen Wege reitet und die meisten anderen weit hinter sich läßt."

## August Strindberg: Die Inselbauern.

Roman. Geh. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.50. (Erscheint im Dezember 1908.)

## August Strindberg: Ein Blaubuch.

Die Synthese meines Lebens. Geh. Mk. 5.50, geb. Mk. 7.—.

## August Strindberg: Ein neues Blaubuch.

Geh. Mk. 5.50, geb. Mk. 7.—.

Nils Kjaeer in „Verdens Gang": „Inhaltsreicher als irgend eine Aphorismensammlung der Neuzeit — chaotischer wie der Koran — unterhaltender als irgend ein Roman schärfer als die meisten Pamphlete — — mystisch wie die Kabbala — aufrichtig wie Rousseaus erste Bekenntnisse, Strindbergisch im Guten wie im Bösen, mit dem Gepräge seiner unvergänglichen Originalität, jeder Satz wie magische Schrift sich vom Dunkel abhebend, so ist dieses Blaubuch. Noch einmal hält der große Dichter Gericht über seine Zeit, streitbar wie der Held von Lützen verkündet er seinen Glauben."

A. Beetschen in der „Straßburger Post": „Ein ernstes Buch, und für den, der zwischen den Zeilen zu lesen versteht, ein ergreifendes Buch. Die Quintessenz eines ganzen Menschenlebens, eines Dichter- und Philosophenlebens will es enthalten. ... Es handelt sich um ein Lebensbrevier, eine Art großzügigen Tagebuchs, dem vielleicht nur die Tagebücher Friedrich Hebbels an die Seite zu stellen sind. ... Es ist eine für den Leser praktische Eigentümlichkeit dieses in Gelbleinen gebundenen „Blaubuchs", daß jedes der darin behandelten Themen gerade eine Seite an Raum beansprucht. Man sieht, dem Autor war es darum zu tun, die, wie er wußte, seinen bisherigen Lesern wohl etwas schwer verdauliche Kost so mundgerecht als möglich zu machen."

## August Strindberg: Elf Einakter.

Fräulein Julie — Gläubiger — Paria — Samum — Die Stärkere — Das Band — Mit dem Feuer spielen — Vorm Tod — Erste Warnung — Debet und Kredit — Mutterliebe

Geh. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

„Budapester Tageblatt“: „Der Einakterabend läßt einen der eigenartigsten und genialsten von allen lebenden Bühnenschriftstellern zu Worte kommen. Von August Strindberg, den seine leidenschaftliche und geistreiche Behandlung sexueller Probleme berühmt gemacht hat, gelangt zunächst der Einakter „Gläubiger“ zur Aufführung, der den ganzen fanatischen Frauenhaß des Schweden in einer Liebeskatastrophe von überwältigender Kraft schildert.“

## August Strindberg: Gesammelte Romane.

5 Bände: Am offnen Meer, Das rote Zimmer, Die gotischen Zimmer, Die Inselbauern, Schwarze Fahnen.

Geh. Mk. 18.—, geb. Mk. 25.

(Erscheint im Dezember 1908.)

## August Strindberg: Historische Miniaturen.

4. Auflage.

Geh. Mk. 4.50, geb. Mk. 6.—.

Professor Ferdinand Gregori im „Kunstwart“: „Der jahrzehntelang unruhige Kämpfer Strindberg bringt jetzt ein seltsames Buch der Ruhe auf den allgemeinen Lesetisch. Von Moses bis zum Triumph der Guillotine in der französischen Revolution führt er uns durch ein Museum von zwanzig kostbaren Bildern. Das Gymnasium sollte sich dieser Schilderungen bemächtigen, es würde seinen hungrigen Zöglingen in wenigen Stunden zwanzig einschneidende geschichtliche Epochen tief ins Gedächtnis prägen. .. Die Kunst der Kurzgeschichte, die schon wiederholt bei Skandinaviern bewundert werden konnte, scheint in diesem Werke ihren Höhepunkt erreicht zu haben. .. Nirgends tritt sein beträchtliches Wissen hervor, und nirgends fehlt es. In jeder Zeile zeigt sich der Dichter und in jeder verbirgt sich der Gelehrte.“

Moritz Necker in „Die Zeit“, Wien: „Die Größe des Stils, die Sicherheit in der Zeichnung, die Kunst der Knappheit im Wort, die Schärfe des Urteils in Strindbergs „Historischen Miniaturen“ verdienen geradezu Bewunderung.“

## August Strindberg: Kammerspiele.

(Wetterleuchten. — Die Brandstätte. — Gespenstersonate. — Der Scheiterhaufen.)

Geh. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.50.

„Berliner Börsenzeitung“: „Strindberg wird in Berlin nicht so oft gespielt, wie er es verdiente. Er ist und bleibt überhaupt ein unverstandener, einsamer Mensch, der sich den einmal ausgemachten Kategorien nicht einfügt.... Ibsens und Björnsons Art ist hart wie der Granit oder der kristallinische Schiefer ihrer Heimat; durch Strindbergs Werk wühlen die Dämonen und weit entfernt ist es von der unnahbaren, unmenschlichen Heroenpose der anderen. Björnson und Ibsen sind am letzten Ende naiv, kennen nicht den Zweifel an sich selbst. Strindberg hat kein Dogma, an das er

glaubt und das er lärmend predigen könnte, er ist ein Skeptiker, ein Ironiker und steht mit seiner Kompliziertheit der deutschen Psyche näher. Wir sind so sehr gewohnt, in einem skandinavischen Dichter einen Volksredner und Agitator zu sehen, daß uns dieser Schwede, der nichts weiter ist als ein Künstler, unheimlich ist. Er ist anders als unsere Erwartungen, und deshalb bringt die Gegenwart seine Stunde nicht. Vielleicht wird man in den Jahrhunderten einsehen, daß er größer war als Ibsen."

## August Strindberg: Schwarze Fahnen

Sittenschilderungen am Jahrhundertwechsel. Roman. 4. Aufl. Geh. Mk. 5.—, geb. Mk. 6.50.

Marie Herzfeld in „Die Zeit", Wien: „Eine flammende grandiose Satire — ein Buch der glänzendsten Seiten und Stellen, ein Buch der prachtvollsten, kühnsten Paradoxe, ein Buch zum Weinen, Auffahren, Widersprechen, zum Nachdenklichwerden — kurz ein wahrer, voller Strindberg, den man vielleicht heiß bewundert und dabei sicher nicht leiden kann."

„Neue Hamburger Zeitung": „August Strindberg, den ich nicht anstehe, nach Ibsens Tode als das originalste Genie unter den lebenden Autoren zu bezeichnen. . . . Wir halten uns an das Buch als Dichtung und freuen uns ihrer als eines Meisterwerkes des schwedischen Meisters, in dessen Lande alljährlich der Nobelpreis an — ausländische Poeten vergeben wird."

## August Strindberg: Schwedische Miniaturen.

Geh. Mk. 5.50, geb. Mk. 7.—.
(Erscheint im November 1908.)

## August Strindberg: Schwedische Schicksale und Abenteuer.

Geh. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.50.

In Einzelausgaben sind noch folgende Werke zu haben:

Blumenmalereien und Zierstücke. Geh. Mk. 1.—. Das Geheimnis der Gilde, Drama. Geh. Mk. 1.—. Der bewußte Wille in der Weltgeschichte. Geh. Mk. 1.—. Der Scheiterhaufen. Der Kammerspiele viertes Stück. Geh. Mk. 1.50. Der Silbersee. Geh. Mk. 1.—. Der Vater, Trauerspiel. Mit einem Vorwort von Emile Zola. Geh. Mk. 1.—. Die Brandstätte. Der Kammerspiele zweites Stück. Geh. Mk. 1.50. Die Hemsöer, Drama. Geh. Mk. 1.—. Die Insel der Seeligen, Erzählung. Geh. Mk. 1.—. Die Kleinen und die Großen. Geh. Mk. 1.—. Die Nachtigall von Wittenberg, Ein Lutherdrama. Geh. Mk. 1.—. Ein freies Norwegen. Geh. Mk. 1.—. Eine Ehegeschichte. Geh. Mk. 1.—. Eine Hexe, Erzählung. Geh. Mk. 1.—. Eine Kindersage. Geh. Mk. 1.—. Einsam. Geh. Mk. 2.—. Erich XIV, Drama. Geh. Mk. 1.—. Fabeln. Geh. Mk. 1.—. Folkungersage, Drama. Geh. Mk. 1.—. Frau Margit, Schauspiel. Mit einem Vorwort und einem Vorspiel. Geh. Mk. 2.—. Fräulein Julie, Drama. Geh. Mk. 1.—. Gespenstersonate. Der Kammerspiele drittes Stück. Geh. Mk. 1.50. Herren des Meeres, Erzählung. Geh. Mk. 1.—. Kameraden, Komödie. Geh. Mk. 1.—. Königin Christine, Drama. Mit dem Essay: Meine schwedisch-historischen Dramen. Geh. Mk. 1.—. Märchen. Geh. Mk. 2.—. Russen im Exil. Geh. Mk. 1.—. Schwedische Natur. Geh. Mk. 1.—. Schweizer Novellen. Geh. Mk. 2.50.

Sylva Sylvarum. Mit einer Radierung von Hans Thoma. Geh. Mk. 2.—. Totentanz, Drama. Geh. Mk. 2.—. Wetterleuchten. Der Kammerspiele erstes Stück. Geh. Mk. 1.50.

## August Strindbergs Werke.

Deutsche Gesamtausgabe unter Mitwirkung von Emil Schering als Übersetzer vom Dichter selbst veranstaltet.

I. Abteilung: Dramen. 1. Band. Frühlingsanbruch (Dramen des Zwanzigjährigen), um 1870. Meister Olof. Der Friedlose. Anno achtundvierzig. 2. Band. Romantische Schauspiele (Dramen des Dreißigjährigen), um 1880. Das Geheimnis der Gilde. Frau Margit. Glückspeter. 3. Band. Dramen des Vierzigjährigen, um 1890. Der Vater. Kameraden. Die Hemsöer. Die Schlüssel des Himmelreichs. 4. Band. Elf Einakter, um 1890. Fräulein Julie. Gläubiger. Paria. Samum. Die Stärkere. — Das Band. Mit dem Feuer spielen. Vorm Tode. Erste Warnung. Debet und Kredit. Mutterliebe. 11. Band. Märchen- und Traumspiele, um 1900. Die Kronbraut. Schwanenweiß. Ein Traumspiel. 12. Band. Dramen des Sechzigjährigen, um 1910. Kammerspiele: Wetterleuchten. Die Brandstätte. Gespenstersonate. Der Scheiterhaufen.

II. Abteilung: Romane. 1. Band. Das rote Zimmer, 1879. 2. Band. Die Inselbauern, 1887. 3. Band. Am offnen Meer, 1890. 4. Band. Die gotischen Zimmer, 1904. 5. Band. Schwarze Fahnen, 1904.

III. Abteilung: Novellen. 1. Band. Schwedische Schicksale und Abenteuer, 1883. 3. Band. Schweizer Novellen, 1885. 7. Band. Historische Miniaturen, 1905. 8. Band. Schwedische Miniaturen, 1906.

IV. Abteilung: Lebensgeschichten. 1.—2. Band. Der Sohn einer Magd, 1887. 3. Band. Die Beichte eines Toren, 1888. 4. Band. Inferno, 1897. Legenden, 1898. 5. Band. Entzweit, 1902. Einsam, 1903. Erscheinen 1909.

V. Abteilung: Gedichte. Ein starker Band. Wundfieber, 1883. Schlafwandler, 1883. — Liebeslyrik, 1902. Hexameter, 1902.

VI. Abteilung: Wissenschaft, Philosophie. 4.—5. Band. Philosophische Schriften: Ein Blaubuch, 1906—8.

## Camillo V. Susan: Mit bunten Schwingen.

Gedichte. Geh. Mk. 2.50.

„Deutsches ‚Wiener Tageblatt‘“: „Es ist ein frischer, fröhlicher, lebensstarker und echt männlicher Klang, der hier von der ersten bis zur letzten Seite angeschlagen ist.“

## William Makepeace Thackeray: Gesammelte Werke.

I. Serie: 12 Bände, die auch einzeln erhältlich.

Siehe Abteilung: Gesamtausgaben und Liebhaberdrucke.

## Alexander Tschertkoff (Joh. Wiegand und Wilh. Scharrelmann): Krieg.

Schauspiel in 3 Akten. Geh. Mk. 2.—.

Wilhelm von Scholz im „Tag“: „Mir liegt das Buch eines höchst aktuellen Dramas vor, das jüngst in Hannover mit Erfolg aufgeführt worden ist . . . In diesem Stück spricht nicht der Tragiker zu uns; aber das Maß an Grausamkeit im Verfasser ist genau das, dessen der Tragiker benötigt. (Das z. B. Goethe fehlte!) — Das Stück hat auch sonst Verdienste. Es bringt

die Greuel und das Elend des Krieges gut zur Anschauung. Es ist in warmer Liebe für den Frieden geschrieben. — Das Stück ist wirkungsvoll und führt den Krieg sehr geschickt bis an den Ausbruch der Revolution, in welche die Friedensglocken hineinläuten. Es bringt klare, scharf umrissene Typen."

## Iwan Turgenjew: Sämtliche Werke

12 Bände, die auch einzeln erhältlich. Siehe Abteilung: Gesamtausgaben und Liebhaberdrucke.

## Verbene Junkers Liebe.

**Ein Roman, dem Toten Oskar Wilde von einem ungenannten Autor gewidmet. Geh. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.**

## Theodor Volbehr: König Bob.

**Eine Urwaldgeschichte aus dem Innern Afrikas. Reich illustriert von Paul Neuenborn. Kartonniert Mk. 3.50.**

W. von Oettingen im „Tag": „Auf eine ausgezeichnete Tiergeschichte darf nachdrücklich hingewiesen werden. Sie führt die Darstellung unter scharfer und richtiger Charakterisierung der verschiedenen Tiergattungen, mit erstaunlich plastischer Phantastik und mit gemütlicher, echt niederdeutscher Erzählerlaune, unterhaltend, spannend und unvermerkt ergreifend in knappen Schilderungen durch. Ich meine den „König Bob" von Theodor Volbehr, dem feinen selbständigen Denker... Eine ganz vorzügliche Ergänzung erhält dies hübsche, farben- und gedankenreiche Märchen durch die Illustrationen, die Paul Neuenborn beigesteuert hat. Wer kennt nicht den Münchner Meister des Tierbildes und der Tierkarikatur? Hier hat er in energischer und dem Druck sich völlig anpassender Holzschnittmanier die Phantasiegeschöpfe des Dichters realistisch verkörpert. Beneidenswert der Dichter, der einen solchen Illustrator fand — und einen Glückwunsch dem Zeichner, dem solch ein Text den Anlaß gab, ein so harmonisch schönes Werk zu schaffen!"

## Ernst Wachler: Rhein-Dämmerungen.

Gespräche auf dem Lande. Mit einer Ansicht von Rolandseck und dem Siebengebirge. Mk. 1.50.

Maurice von Stern in der „Ostdeutschen Rundschau": „Das Ganze ist die Totalität des modernen deutschen Renaissancegedankens und durchdringt als solche das gesamte deutsche Kulturleben: eine Unternehmung, die großartig genannt werden müßte, selbst wenn sie mit geringeren ästhetischen Mitteln in Szene gesetzt worden wäre. Was wir alle ersehnen, hat hier poetisch greifbare Substanz gewonnen."

## Ernst Wachler: Schlesische Brautfahrt.

Schauspiel in vier Aufzügen. Geh. Mk. 2.—.

## Ernst Wachler: Unter den Buchen von Saßnitz.

**Ein Sommer-Festspiel in fünf Aufzügen. Geh. Mk. 1.50.**

## Ernst Wachler: Unter der goldenen Brücke.

Gedichte und künstlerische Prosa. Geh. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.

Fritz Lienhard in der „Täglichen Rundschau": „Und auch in Wachlers Schriften will denn doch eine so volle Gedankenader zutage, daß die herrschenden Anschauungen in jeder Beziehung damit rechnen müssen. Hier sind Vergleiche mit dem engherzigen Naturalismus und sonstigen kleinen Ismen der Gegenwart lächerlich. . . ."

## Ernst Wachler: Widukind.

Trauerspiel mit Chören. Geh. Mk. 2.—.

Weitere Werke von Wachler siehe Abteilung: Literatur-, Kunst-, Musikgeschichte.

## Hermann Wagner: Die rote Flamme und andere Novellen.

2. Auflage, geh. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.

Johannes Schlaf im „Tag": „Heute Erstlingsbücher selbst talentvoller junger Autoren lesen bedeutet selten eine Freude. Und doch: welch eine Freude und welch ein ganz eigenartiger Reiz kann es sein, das Erstlingsbuch eines wirklichen jungen werdenden Könners zu lesen! Ein solches Erstlingsbuch ist der Novellenband „Die rote Flamme" von Hermann Wagner, einem jungen deutsch-böhmischen Dichter... Selbst der anspruchvollste Leser wird von seiner Lektüre einen starken sympathetischen Eindruck nachbehalten und etwas von jenem Chok erfahren, den einem das Erstlingsbuch eines starken Talentes mitteilt."

## Viktor Wall: Morgendämmerung.

Roman. Geh. Mk. 5.—, geb. Mk. 6.—.

Karl Hans Strobl im „Tagesboten aus Mähren und Schlesien": „Viktor Wall gibt als Erstlingsbuch einen Erziehungsroman. . . . Viktor Wall hat ein gutes und tapferes Buch geschrieben und uns ein schönes Versprechen für die Zukunft gegeben."

Professor R. M. Werner in der „Deutschen Literaturzeitung": „ . . wird man den Roman als Probe eines ausgesprochenen Talents anerkennen müssen. Jedenfalls muß man sich seinen Namen merken und kann seiner weiteren Entwickelung mit Interesse entgegensehen."

## Arthur von Wallpach: Tiroler Blut.

Gedichte. Gebunden Mk. 3.—.

Karl Bienenstein im „Literarischen Echo": „Es ist rein künstlerisch genommen die reifste und schönste Gabe, die uns der Dichter bisher beschieden hat, und man sagt gewiß nicht zu viel, wenn man das Buch zu den lyrischen Großtaten unserer Zeit rechnet."

„Heimgarten": „. . . Der Dichter und der Denker durchdringen einander in den Gedichten dieses Buches in seltener Weise. Die tiefsten Gedanken treten klar und fest aus dem Wohlklang feingefügter Verse. Das Wissen hat die Kunst

dieses Dichters ohne Unterlaß befruchtet und vertieft; jedoch es nahm ihr nichts, es bedrohte nicht ihre Ursprünglichkeit... In wenigen Dichtern ist heutzutage die deutsche Sprache so lebendig als in Wallpach."

## Wilhelm Weigand: Agnes Korn.

Drama in drei Akten. Zweite Auflage. Geh. Mk. 2.—.

Mathieu Schwann in der „Vossischen Zeitung", Berlin: „Einen reichen Kranz von Dichtungen hat Weigand gewunden, und wie wenn wir durch weite Gefilde sommerlicher Reife dahinschritten, so ist es uns, folgen wir des Dichters Pfad. Denn ein Dichter ist er ganz und gar... Agnes Korn ist eine Dichtung aus dem modernen Leben. Zwei Menschen, erfüllt von großen Ideen, erfahren die Unzulänglichkeit ihrer Kraft zu ebenso großer Tat. Also ein hochinteressantes psychologisches Problem, dessen schöne Ausgestaltung in voller Harmonie steht zu dem, was der Dichter wollte."

## Wilhelm Weigand: Der Abbé Galiani.

Siehe Abteilung: Kunst-, Literatur-, Musikgeschichte.

## Wilhelm Weigand; Der Gürtel der Venus.

Eine Tragödie in fünf Akten. Geh. Mk. 3.—.

Josef Sprengler im „Literarischen Handweiser": „Ein lyrisches Schauspiel in Versen ist Weigands Dichtung. Man hat Weigands Sprache einmal mit der Klassizität C. F. Meyers verglichen. Ja; doch gesellt sich der edlen Linie ein ganz moderner Farbenton, die suggestive Melancholie und purpurne Feierlichkeit Hofmannsthals, jenes geheimnisvolle, dunkle Verwachsensein mit den leblosen Dingen und den toten Zeiten."

„Pester Lloyd": „Es steckt Blut und Farbe in diesem Buche und eine ungewöhnliche Kraft der Charakterzeichnung. Auch manch kostbarer Gedanke blitzt darin auf und die psychologische Verknüpfung der Personen ist von höchster Kultur."

## Wilhelm Weigand: Der Messiaszüchter und andere Novellen.

Geh. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

Otto J. Bierbaum in „Die Zeit", Wien: „Wilhelm Weigand, der Meister des Essays, zeigt sich hier auch als Meister der Novelle. . . . Das Weigandsche Novellenbuch sollte sich niemand entgehen lassen, der poetische Erzählungskunst zu würdigen weiß. Es ist ein wahres Labsal es zu lesen, schon um seines klaren köstlichen Deutsch willen. Das köstlichste an Stil enthält wohl die glänzende Münchhauseniade: Frauenschuh, die man schlechthin als eine der wertvollsten Prosastücke der neueren deutschen poetischen Literatur bezeichnen darf und die auch den

Vergleich mit unseren berühmtesten aller Kabinettstücke nicht zu scheuen braucht."

## Wilhelm Weigand: Die Frankenthaler.

Roman. 3. Auflage. (10. Tausend.) Geh. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—, in Halbleder Mk. 6.—.

„Münchener Neueste Nachrichten": „... In dieser Entstehung von Weigands Buch liegt wohl auch der merkwürdige Zauber edler Reife begründet, den es ausströmt. Weigand fesselt durch seine feinziselierte, klare Erzählungsweise, wie durch die nachfühlende Einsicht, mit welcher er die Seelenregungen seiner Helden verfolgt. Das ganze Kunstwerk atmet eine feine literarische Kultur und ist ganz außerordentlich persönlich; aus jeder Zeile spricht der Verfasser selbst; keine Zeile ist inhaltsleer, die Sprache vollendet schön und rein. In der Schilderung der fränkischen Kleinstadt, die mit ihrer Spießbürgerlichkeit und ihren ergötzlichen Typen den Hintergrund der Geschichte bildet, webt ein eigenartig abgeklärter, über den Dingen stehender Humor. Das Buch ist im großen und ganzen seiner Handlung nach kein Buch der Freude. Trotzdem sind „Die Frankenthaler" wohl als humoristischer Roman anzusehen, wie gewisse Bücher Wilhelm Raabes, die wir mit feuchten Augen und lächelndem Munde aus der Hand legen. . . . So kennzeichnen sich die „Frankenthaler" auch in der Form als das Werk eines Dichters. . . . Solche Bücher wachsen dem Leser ans Herz."

## Wilhelm Weigand: Die Renaissance.

Ein Dramenzyklus.

I. Tessa. Eine Tragödie in fünf Akten. Zweite Auflage. Neue Ausgabe. II. Savanarola. Eine tragische Dichtung in fünf Akten. Zweite Auflage. III. Cäsar Borgia. Eine Bühnendichtung in einem Vorspiel und fünf Akten. IV. Lorenzino. Eine Tragödie in fünf Akten. Dritte Auflage. Neue Ausgabe. — Jeder Band geh. Mk. 2.50, geb. Mk. 3.50.

Max Beyer in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung": „Dichter von der Einfachheit und Schlichtheit Wilhelm Weigands ringen sich langsam durch, um vielleicht noch lange zu dauern, wenn die Modegötzen längst vergessen sind.... Die Probleme mußten von vornherein einen geborenen Dramatiker reizen. Weigand hat lange an seinen vier Renaissance-Dramen gefeilt, wie sie jetzt vorliegen, stellen sie sich als Dichtungen dar, die wir den wundervollsten Werken, die sich mit der Schilderung dieser Zeit beschäftigen, an die Seite stellen dürfen. Nach den vielen Werken voll weichlicher Stimmungsmalerei, nach all dieser Nervenkunst und psychologischen Zerfaserung wirken diese Dramen auf uns wie ein wieder warmer Frühjahrssturm, der die letzten Spuren des Winters vertreibt, voll froher Verheißung auf eine kommende neue, schöne Zeit. Das moderne Drama ist reich an problematischen Naturen, schwankenden Stimmungsmenschen, aber die großen, überragenden Gestalten fehlen ihm. Weigand hat es wenigstens versucht,

solche zu schaffen, und sein Versuch ist ihm in einigen vortrefflich geglückt. Sein Cäsare Borgia ist eine großartige Verkörperung jener gewaltigen Menschen. Aus seiner intimen Kenntnis jener Zeit und seinem psychologischen Scharfblick heraus hat Weigand seinen Helden gestaltet, ohne durch unnützes Beiwerk die Gunst eines sensationslüsternen oder rührseligen Theaterpublikums erhaschen zu wollen.... Als besonders wirksam und bei einer Bühnenaufführung gewiß von packendster, hinreißender Kraft möchte ich noch den grandiosen dritten Akt bezeichnen. Wer diesen Akt schrieb, der ist ein geborener Dramatiker."

## Wilhelm Weigand: Florian Geyer.

Ein deutsches Trauerspiel in fünf Akten. Neue Ausgabe. Geh. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.

Oskar Bulle in der „Allgemeinen Zeitung", München: „... Diesem Ernste in der künstlerischen Arbeit, dieser inneren Wahrhaftigkeit entstammen die gereiften und wohldurchdachten Darstellungen einer wildbewegten Welt, wie sie uns in den fünf Akten des Dramas aus dem Bauernkriege entgegentreten ... In der Erfassung und Darstellung vieler ineinander spielender Bewegungen des kulturellen Lebens müssen wir ihm die Meisterschaft zuerkennen... Auf jeden Fall hat Weigand in seinem Florian Geyer das Milieu jener fränkischen Bauernerhebung wahrer, weniger gekünstelt und geschraubt und deshalb wirkungsvoller dargestellt, als Gerhart Hauptmann in seinem gleichbetitelten Drama."

## Wilhelm Weigand: Gedichte Auswahl.

Brosch. Mk. 1.50, geb. Mk. 2.50; Luxusausgabe (auf Bütten in Ganzleder) Mk. 4.—

„Preußische Jahrbücher": „... Er ist eine reife Seele und seine Erlebnisse sind die von reifen Menschen, die durch den Schmerz zur Freude drangen. Er führt uns in eine eigene Welt mit reiner, klarer Luft und Sonnenglanz. Etwas Lichtes webt in allen seinen Gedichten und spinnt uns ein, zart, mild, friedvoll und freudig. ... Eine tiefgesunde, dabei hoch verfeinerte, abgeklärte Natur!... Diese harmonische Natur beherrscht auch die Form mit Sicherheit. Eigenartige, reiche, an Empfindung und Anschauung sehr inhaltvolle Wortbildungen und Wendungen schmücken seine Sprache und verleihen ihr Wohllaut und Farbenglanz."

## Wilhelm Weigand: In der Frühe.

Neue Gedichte (1894—1901). Geh. Mk. 4.—, geb. 5.—. Liebhaberband (in Halbleder) Mk. 6.—.

Kieler Post: „... Schönheit! das ist eigentlich das rechte Wort für das Endziel Weigandscher Lyrik. Alles muß in Schönheit enden. Oder: was dem Dichter dasselbe ist — Harmonie. Harmonisch ist, wie seine Dichtung ersehen läßt, sein ganzes Wesen. Und in Schönheit und Harmonie, wie ihr Inneres, so sieht

diese allem Häßlichen und Unedlen abgeneigte Natur alles, was sie umgibt, die ganze Welt. Schon die ersten Abschnitte des Buches bergen zahlreiche Gedichte, die man getrost als Kleinode neuerer Lyrik bezeichnen kann. Aber in vollster Schönheit zeigt sich die Muse Weigands in der dritten Abteilung ‚Primavera‘."

## Wilhelm Weigand: Michael Schönherrs Liebesfrühling
### und andere Novellen.

Geh. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

„Münchener Neueste Nachrichten": „Will man den tiefen Gehalt dieses Buches ganz in sich aufnehmen, dann muß man es in stillen, andächtigen Stunden lesen. Denn es ist weder eine Zerstreuungslektüre, noch haben die einzelnen Stücke jenen „spannenden" Inhalt, der dem Durchschnittspublikum so sehr wünschenswert erscheint, es ist vielmehr ein Buch, dem man sich mit ähnlichem Ernst und mit gleicher Sammlung nahen soll, wie Gottfried Kellers einzigem Roman vom „Grünen Heinrich". Für ernsthafte Menschen bedeutet die Lektüre dieser fünf Novellen Tage voll Sonnenschein mitten im Winter. ... Einige der Gestalten, die Weigand in seinen Novellen hingesetzt hat, bilden geradezu eine dauernde Bereicherung der deutschen Literatur, und man muß schon bei Gottfried Keller und Wilhelm Raabe anfragen, wenn man ähnliche Gestalten finden will."

## Paul Wertheimer: Gedichte.

Geh. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.

J. J. David im „Neuen Wiener Journal": „Es sind viele und schöne Verheißungen in dem Buche. Erfüllen sie sich ganz, so werden wir einen ganzen Dichter mehr haben. Einen Dichter von der Art Konrad Ferdinand Meyers, denke ich. ... Es steckt entschiedene Begabung darin; vor allem gibt sich Wertheimer unbefangen und natürlich. Er hat Gedanken und er hat Bilder: er freut sich jeder Schönheit und besonders herzhaft des Lebens."

## Paul Wertheimer: Neue Gedichte.

Geh. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.

Johannes Schlaf in den „Propyläen": „Ein frisches, persönlich belebtes, liebenswürdiges, wohl auch hie und da anmutiges und, scheint es, wahres und aufrichtiges Temperament und Talent bewährt Paul Wertheimer."

Richard Specht in „Die Zeit", Wien: „. . In dem Komprimierten dieser lyrischen Medaillons liegt sein größter Vorzug; nicht minder im Wohlklang und der Reinheit der Verse. Etwas schmiegsam und sinnlich Wienerisches liegt oft in seinen Strophen. Schon in Wertheimers erster Sammlung waren dies die erfreulichsten Töne. Sie klingen in der neuen fort, die formell üppiger, reicher an Bildern und ernster an Gedanken ist."

## Johannes Wiegand: Das jüngste Gericht.

Dramatische Dichtung in drei Akten. Geh. Mk. 1.50

„Hamburger Fremdenblatt": „Das Werk bildet durch die scharfe Zeichnung seiner zahlreichen, bedeutenden Charakterköpfe, die verschiedenen Lebensauffassungen, die jede einzelne dieser Persönlichkeiten vertritt, und die Fülle von Ideen, die sich in ihnen verkörpern und im lebendigsten dramatischen Gegensatze aufeinander platzen, auch eine höchst anregende Lektüre, zumal das Problem der ganzen Dichtung in seiner außerordentlichen, weltgeschichtlichen Tragweite direkt im Parallelismus zu der Erscheinung Christi und den sich an diese knüpfenden großen Menschheitsfragen steht."

## Johannes Wiegand: Frühlingsstürme.

Schauspiel in drei Akten. Zweite veränderte Auflage. Geh. Mk. 1.50.

## Johannes Wiegand: Golgatha.

Zwei Dramen. („Die letzte Fahrt", Ein Seedrama, und Judas „Ischariot", Szenen aus der Nacht von Golgatha). Geh. Mk. 2.—.

J. Baers im „Protestantenblatt": „Vor kurzem ist ein Drama von J. Wiegand erschienen, welches sich „Judas Ischariot, Szenen aus der Nacht von Golgatha" betitelt. Der Dichter gibt in ihm eine sehr beachtenswerte Probe seines dramatischen Talentes. Knapp, anschaulich, wuchtig ist die Sprache, charakteristisch die Zeichnung der handelnden Personen, die ganze kurze Handlung (in einem Aufzug) spannend und zum Teil, namentlich gegen den Schluß, von ergreifender Tragik. . . Ihm voraus geht ein Seedrama „Die letzte Fahrt" von demselben Verfasser. Die Dichtung ist gleichfalls in seiner erschütternden Tragik von tiefgehender Wirkung und zeugt von großer dichterischer Kraft."

## Johannes Wiegand: Leidenschaften.

Drei Geschichten.
Geh. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.

## Johannes Wiegand: Philister.

Lustspiel in drei Akten. Geh. Mk. 2.—.

„Der Volkserzieher": „Das Lustspiel „Philister" von Johannes Wiegand wurde in Bremen zum erstenmal gegeben und erzielte einen durchschlagenden Heiterkeitserfolg. Die geschmackvoll ausgestattete Buchausgabe erschien gleichzeitig. Die Handlung ist überaus einfach, dabei nirgends monoton, immer lebendig und von überschäumender Lustigkeit. Das Drama führt in treffender Weise die Sucht, mühelos zu Reichtum zu gelangen, ab, ist aber bei aller Ironisierung doch nicht rein satirisch; echter goldener Humor schimmert darüber. So ist der künstlerische Kern des Stückes gesund, und verbürgert seine Dauer. Charakteristik und Milieu siud durchaus gut ge-

lungen. Die „Frühlingsstürme" sind ein Lustspiel echt deutschen Stils und erheben sich wesentlich über das übliche Schwankniveau."

## Johannes Wiegand und W. Scharrelmann: Krieg.

Siehe unter: Alexand. Tschertkow.

## Paul Wilhelm: La Valliére.

Dramatische Dichtung in einem Vorspiel und fünf Akten. Geh. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.50; Luxusausgabe (20 vom Autor signierte Exemplare auf Bütten in Ganzpergament) Mk. 10.—.

## Paul Wilhelm: Welt und Seele.

Neue Gedichte.
Geh. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.

Rainer Maria Rilke im „Deutschen Dichterheim": „Es ist ein schönes Buch. Und was ihm einen ganz besonderen Wert schenkt: es ist ein ernstes und aufrichtiges Buch. Es ist eine Weltanschauung darin, und jedes Gedicht erfüllt die Pflicht, ein neues Stück anzufügen dem Bilde der Persönlichkeit, welche groß und frei hinter den Versen emporwächst und über sie. . . ."

Karl Bienenstein in „Die Gesellschaft": „. . . . Neben dem Reichtum tiefer schmerzgeborener Gedanken, neben der bezaubernden Wärme und ergreifenden Innerlichkeit seiner Gefühle, verfügt er auch über eine Darstellungskunst, die an keinen geringeren erinnert als an Detlev von Liliencron. (Die Gedichte) werden ihm einen Ehrenplatz unter den Meistern moderner Dichtung sichern!"

## Alois Wohlmuth: Die kleine Residenz.

Komödie in drei Akten.
Geh. Mk. 2.—.

„Bremer Nachrichten: „Die Schilderung des Hofschranzentums und einer verlotterten adligen Familie, die den Herrn Hofkapellmeister zu gern für die Tochter ködern möchte, ist ganz prächtig. Überhaupt verfügt die Komödie über einen schlagenden Witz, über einen flotten Humor und einen ätzenden Sarkasmus, so daß auch die Lektüre derselben einen Genuß gewährt."

## Alois Wohlmuth: Ferienträume.

Mit Umschlagzeichnung von Franz Rauch und Vignetten von Franz von Stuck. Geh. Mk. 1.—, geb. Mk. 2.—.

Karl Fuchs in „Die schöne Literatur": „Frisch, fromm, fröhlich und frei ist das, was Wohlmuth, seines Zeichens kgl. bayrischer Hofschauspieler, als poetische Frucht seiner Ferienwanderungen heimgebracht hat. Das ist alles gesunder, reiner, sprudelnder Wein; der Geist Scheffels und Baumbachs weht in diesem Liede. Von solch frischer Ware nur recht viel und weniger von den Verdrehtheiten eingebildeter Dekadenten, die nur in Schmerz und Resignation schwimmen!"

## Alois Wohlmuth: Großstadtkericht.

Volksschauspiel in drei Aufzügen.
Geh. Mk. 2.—.

## Alois Wohlmuth: Reiseszenen.

Mit einer Umschlagzeichnung von E. Thöny. Geh. Mk. 2.—.

„Münchener Zeitung": „Daß unser Hofschauspieler Alois Wohlmuth nicht nur ein darstellender Künstler von nicht gewöhnlicher Gestaltungskraft ist, sondern auch als Mann der Feder reich begabt ist, hat er schon zu wiederholten Malen bewiesen. „Reiseszenen" nennt er das schmucke Buch, das soeben im Verlag von Georg Müller in München erschienen ist. Schon einmal hat Wohlmuth die köstlichen Ferientage besungen. Es war ein Buch voll Humor und Poesie, das der Künstler unter dem Titel Ferienträume seinen vielen Verehrern damals reichte. Und jetzt sind's wieder Ferien-Erinnerungen, die Wohlmuth in lebendig geschriebenen Essays festhält. . . . Man fühlt überall den scharfen Beobachter heraus, der nicht nur sieht, der auch schaut. Mit den Augen des Künstlers, des Philosophen und — es darf gesagt werden — des Dichters. Mögen recht viele zu dem trauten Buch greifen. Es bereichert unser Wissen und befruchtet unser Gemüt."





Franz von Bayros

Aus de la Sale, Die hundert neuen Novellen

# Katalog

## Zweite Abteilung

## Literatur-, Kunst-, Musikgeschichte

u. a.



## Julius Bahnsen: Wie ich wurde. Was ich ward.

Nebst anderen Stücken aus dem Nachlaß des Philosophen herausgegeben von Rudolf Louis. Mit einem Porträt Bahnsens. Geh. Mk. 8.—, geb. Mk. 10.—.

Hans Benzmann in den „Hamburger Nachrichten“: „Julius Bahnsen war einer der radikalsten Denker des vorigen Jahrhunderts. Ein Schüler Schopenhauers, führte er in konsequentester Weise dessen pessimistische Philosophie zu ihrem absoluten Ende. . . Neben Kant, Schopenhauer, Stirner und auch Nietzsche ist Bahnsen als einer der Befreier des 19. Jahrhunderts zu nennen. . . Und so war sein ganzes Leben ein Leben unter Lasten, ein Leben in Ketten, und vergebens bäumte sich sein Genius gegen Druck und Drang empor. Und so wuchs aus einer solchen kraftvollen und kühnen, wie wahrhaftigen und selbstständigen Natur ein tragischer Heroismus empor. . . Einen besonderen Reiz des Buches bildet eben diese Intimität des Erzählens. So wird jeder, der es liebt, den Geist selbstständiger und herber Persönlichkeiten unmittelbar auf sich wirken zu lassen, gerade in diesem Buche sein Genüge finden und mit Rührung und Ergriffenheit den Bekenntnissen dieses Lebenskämpfers und großherzigen edlen Menschen folgen.“

## Adolf Bartels: Ein Berliner Literaturhistoriker.

Dr. Richard M. Meyer und seine Literaturgeschichte. Geh. Mk. —.50.

## Adolf Bartels: Jeremias Gotthelf.

Sein Leben und seine Werke. 2. Auflage. Geh. Mk. 2.50, geb. Mk. 3.50.

Hermann Ubell in der „Wiener Abendpost“: „In dem vorliegenden Buche des bekannten Weimaraner Literarhistorikers Bartels findet diese neue Schätzung des Schweizer Dichters den umfassendsten und motiviertesten Ausdruck; es darf vor allen auf das Verdienst einen Anspruch erheben, Gotthelf zum ersten Male vom Standpunkte der modernen Literatur aus betrachtet und ihm seine Stellung innerhalb der literarischen Gesamtentwicklung des 19. Jahrhunderts angewiesen zu haben. . . Als Proben sind ganze große Abschnitte aus den Romanen und je eine humoristische und tragische Novelle („Elsi, die seltsame Magd“, die Keller Goethes „Hermann und Dorothea“ an die Seite stellte) eingeschaltet; das Ganze ist vorläufig die beste Einführung in das reiche Werk des großen alten Dichters, die wir besitzen.“

## Beethoven-Jahrbuch

Siehe unter Th. von Frimmel.

## Otto Julius Bierbaum: Fritz von Uhde.

Siehe Abteilung: Romane, Novellen, Gedichte, Theater.

## Karl Borinski: Die Rätsel Michelangelos

Michelangelo und Dante

Mit 44 Illustrationen auf 29 Tafeln. Geh. Mk. 8.—, geb. Mk. 10.—

Otto Erich Deutsch in „Die Zeit", Wien: „Der Untertitel dieses herrlichen Michelangelobuches heißt: Michelangelo und Dante. Und das ist die Grundstimmung des Werkes, das, aus echter Begeisterung entstanden, mit profunder Sachkenntnis verfaßt und in einem erfrischend schlichten Stil geschrieben ist. Der Eingang ist dem Thema: „Michelangelo als Dichter", der mittlere Teil den Grabdenkmälern gewidmet. Seine Höhe erreicht das Buch aber in den Kapiteln über die sixtinische Kapelle, ihre Decke und ihr Altargemälde. . . . Das Erfreuliche und Herzerquickende an seinem Buche ist, daß er trotz seines reichen literarischen Rüstzeuges nicht in den Fehler der Archäologen alten Stils verfällt: die durch das Schrifttum angeregte bildende Kunst als deren plumpe Magd, als Illustration zu verkennen. Besonders reizvoll ist es, an Borinskis Führerhand zu verfolgen, wie der kongeniale Michelangelo seinem Lieblingsdichter die Haupt- und Grundideen der „Divinia comedia" abfühlt und absieht mit erstaunlicher Ausnützung und Belebung der traditionellen Mittel seiner alten Kunst. Jetzt offenbart sich auch hierin, was wir schon aus den Dichtungen Michelangelos kannten: das weiche, liebevolle, für die Welt zu hohe Gemüt des überzeugten geistigen Junggesellen."

Professor Ernst Steinmann in den „Monatsheften für Kunstwissenschaft": „Das neue Buch Borinskis wird jeder benutzen müssen, der sich in die unergründlichen Probleme der Kunst Buonarrotis versenkt!"

## H. Braune: Max Slevogt,

der Künstler und sein Werk.

Mit vollständigem Katalog der Werke des Künstlers und ca. 130 meist vollseitigen Bildbeilagen, ca. Mk. 20.—, geb. ca. Mk. 25.—. (Erscheint voraussichtlich im Dezember 1908.)

## Houston Stewart Chamberlain und Friedrich Poske: Heinrich von Stein und seine Weltanschauung.

Nebst Heinrich von Steins „Vermächtnis".

2. Aufl. Geh. Mk. 1.50, geb. Mk. 2.50.

Dr. W. Koch im „Allgemeinen Literaturblatt": „Mit fühlbarer Liebe und in prächtiger Sprache schildert Chamberlain das Leben eines außergewöhnlich begabten jungen Deutschen, der 1887 im Alter von 30 Jahren gestorben ist. . . . Das Büchlein ist bei der Bedeutung, die die Ästhetik heute wieder findet, sehr interessant und wird nicht ohne Nutzen, auch nicht ohne Hochachtung vor dem aufrichtigen Wahrheitssucher gelesen werden."

## P. N. Coßmann: Hans Pfitzner.

Heft 1 der Münchener Broschüren Mk. 1.—

„Mainzer Tageblatt": „So wird auch in späterer Zeit niemand, der sich mit dem Künstler, wie mit der Musik unserer Zeit befassen will, der Broschüre entraten können. Allen Musikfreunden jedoch sei diese temperamentvolle Schrift auf das wärmste empfohlen."

## Das Leben des Benvenuto Cellini

von ihm selbst geschrieben.

Siehe Abteilung: Gesamtausgaben und Liebhaberdrucke.

## Deutsche Dramaturgie.

herausgegeben von Wilhelm von Scholz. Band I: Hebbels Dramaturgie. Drama und Bühne betreffende Schriften, Aufsätze, Bemerkungen Hebbels, gesammelt und ausgewählt von Wilhelm von Scholz. Geh. Mk. 4.50, geb. Mk. 6.—. Band II: Schillers Dramaturgie, Drama und Bühne betreffende Schriften, Aufsätze, Bemerkungen Schillers, gesammelt und ausgewählt von Otto Falckenberg. Geh. Mk. 5.—, geb. Mk. 6.50.

„Hamburger Nachrichten": „.. Ein Auszug aus dem gesamten Schaffen ihres Lebens ersteht vor den Augen des Lesers. Ich halte dieses Verfahren in Plan und Anlage für ganz vorzüglich und glaube, daß dank dieser übersichtlichen Anordnung des Stoffes zur Prüfung und genauen Kenntnisnahme der deutschen Bühnenliteratur unendlich viel Klarheit und sachliches Urteil erzeugt wird, woran es bisher beim großen Publikum oft noch gefehlt hat. Die Darbietung des mit großem Fleiß und reifem Verständnis ausgesuchten Wissenswertesten erspart mühsames Studium und leitet doch nicht etwa zur Flüchtigkeit, zur mühelosen Aneignung oberflächlicher Kenntnisse an, sondern gibt im Gegenteil weit eher den Ansporn, nun weiter einzudringen und zu forschen, wo schon der Überblick so anregend und belehrend wirkt."

## Alois Dreyer: Franz Pocci,

der Dichter, Künstler und Kinderfreund.

Mit zahlreichen zum Teil unveröffentlichten Illustrationen (nach Zeichnungen Poccis). Gebunden Mk. 5.—.

Professor Wolfgang von Öttingen im „Tag": In einer sorgfältigen und reich illustrierten Zusammenstellung und Besprechung des weitverstreuten Lebenswerkes hat Alois Dreyer dem von ihm hochverehrten Manne ein Denkmal gesetzt. Diese Pietät ist dankbar zu begrüßen.... Das Wort beherrschte Pocci als ein Meister wenigstens des treffenden Knittelverses als des wahren Idioms seiner geliebtesten Phantasiegeschöpfe. Scherzt er, um in die neckische Form ein Ernstes und Tiefes zu kleiden, so quillt ihm der reiche Humor unerschöpflich über die Lippe, und die Fülle seiner wohlmeinenden Lebensweisheit findet Töne, Wendungen und Bilder von entzückender Frische und Anmut."

Professor Max Koch in der „Schlesischen Zeitung": „Dreyers Monographie bringt neben Illustrationen aus den „Fliegenden Blättern" den Kinderbüchern, Kalendern, Komödienbüchleins auch eine ganze Reihe bisher unbekannter Zeichnungen Poccis. Für die Geschichte des Humors in der deutschen Kunst sind Poccis Arbeiten eine ergiebige Quelle. Kein Freund des Humors sollte sich das Vergnügen entgehen lassen, diesen mannigfaltigen Reichtum Poccischer Kunst, wie Dreyers Buch sie in guter Ausführung bietet, kennen zu lernen und wie mit dem Zeichner

und lustig gemütvollen Dichter auch mit dem prächtigen Menschen Pocci sich zu befreunden."

## Otto Falckenberg: Schillers Dramaturgie.

Siehe unter Deutsche Dramaturgie.

## P. Fechter: Grundlagen der Realdialektik.

Ein Beitrag zur Kenntnis der Bahnsenschen Willensmetaphysik. Geh. Mk. 2.—.

## Karl Federn: Die Wahrheit über den Prozeß gegen die Gräfin Linda Bonmartini-Murri.

Mit einem Porträt Linda Murris. 2. Auflage. Geh. Mk. 2.50.

Björnstjerne Björnson in der „Frankfurter Zeitung": „.. Und jetzt hat ein vortrefflicher Psychologe und Schriftsteller Dr. jur. Karl Federn mit deutscher Gründlichkeit ihrer Sache die Arbeit fast eines Jahres gewidmet und als Resultat schlagende Beweise von dem Irrtum der gerichtlichen Behörden vorgelegt. Die Ereignisse selbst sind in Karl Federns Werk meisterhaft beleuchtet. . . "

Hans R. Fischer in der „Gegenwart": „. . . . So wandelte sich bei mir bald die Unfreude zur hellsten Freude und Bewunderung für das Tun eines Mannes, der mit Herz Scharfsinn und Treue dem Recht zum Rechte verhelfen will. Federns Buch, durch das bei strengster Sachlichkeit doch ein starker, dichterischer Zug geht, sollte überallhin dringen, denn es bringt dauernde Werte."

## Karl Federn: Essays zur vergleichenden Literaturgeschichte.

Geh. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.50.

Hanns von Gumppenberg in den „Münchener Neuesten Nachrichten": „Der Verfasser, als Essayist bereits vorteilhaft bekannt, erweist sich in diesen neuen Essays als gedankenvoller und feinsinniger Betrachter englischer, italienischer und deutscher Poesie. Besonders sympathisch berührt die Absicht und Fähigkeit, große Zusammenhänge aufzudecken, wie das beispielsweise in dem Aufsatz „Dante und der Subjektivismus" geschieht; sehr treffend sind auch die der Übersetzungskunst gewidmeten allgemeinen Ausführungen."

„Basler Zeitung": „Modern! Literatur — moderne Essays, glänzend geschrieben, fesselnd packend. Fein ausgeführte Kabinettstücke reihen sich diese „Versuche" wie Perlen aneinander und verbreiten einen „Charme", dem sich niemand entziehen kann, der überhaupt Essays zu würdigen versteht. . . ."

## Hanns Floerke: Der Dichter Arnold Böcklin.

Geh. Mk. 1.—

„St. Galler-Blätter": „Manches Buch und Büchlein haben wir schon über ihn gelesen, aber selten hat uns eines solche Freude gemacht als das vorliegende. . . . Er beweist lebendig und überzeugend das Dichtertum des Malers aus der überquellen-

den Fülle seiner Naturanschauung und aus seinem innigen Verhältnis zur Natur. Mit Freudigkeit und warmer Hingabe zeigt Floerke wie Böcklins Bilder erlebt sein müssen. . . . Es ist ein schönes Büchlein, das jeden Kenner Böcklinscher Bilder schon allein der eingehenden Behandlung der bedeutendsten Gemälde wegen lieb sein muß."

## Hanns Floerke: Studien zur niederländischen Kunst- und Kulturgeschichte.

Die Formen des Kunsthandels, das Atelier und die Sammler in den Niederlanden vom 15. bis 18. Jahrhundert. Mit 4 Bildbeilagen. Geh. Mk. 7.—, geb. Mk. 8.50.

Professor W. v. Oettingen im „Tag": „Es gibt Bücher, die bei flüchtiger Durchsicht das Vorurteil erregen, ihr Inhalt sei wie dürre Herbstblätter welk und unerfreulich, während sie dem, der sie liest, eine desto größere Fülle ganz blühend lebendigen Inhalts darbieten. . . . Zu jenen anfangs nicht eben einladenden, dann aber desto tiefer einwirkenden Büchern gehören Hanns Floerkes „Studien zur niederländischen Kunst- und Kulturgeschichte"; sie verdienen aus dem Gehege der Spezialliteratur hervorgehoben und einem größeren Publikum vorgestellt zu werden, das heißt dem Publikum, das auch für unsere Kunst der Gegenwart ein Herz hat. . . ."

## Theodor von Frimmel: Beethovenjahrbuch.

Herausgegeben von Th. von Frimmel. Band I: Mit einer Bild- und drei Faksimile-Beilagen. Geb. Mk. 5.—. Band II: (Erscheint im Januar 1909).

„Die Zeit", Wien: „Eine „Sammelstelle der Beethovenforschung" soll das vorliegende Jahrbuch sein, eine Übersicht sämtlicher Einzelstudien über Beethoven und seine Umgebung soll es geben, die eine Zersplitterung des Materials verhindern oder wenigstens die Möglichkeit bieten soll, die zerstreute Literatur wieder zusammen zu finden. Wir wollen es gleich sagen, daß das Jahrbuch diesen Zweck in vorzüglicher Weise erfüllt. . . . Schon dieses Verzeichnis (aller von Beethoven stammenden oder auf ihr Bezug habenden Schriften &c.) macht das Buch unentbehrlich für jeden künftigen Beethoven-Forscher, der reiche Inhalt der Artikel wird für jeden Musikfreund eine willkommene Lektüre bilden."

Otto Keller im „Bayerischen Kourier": „Keines Künstlers Leben ist so mit seinen Werken auf das innigste verknüpft als das Beethovens, und nur derjenige kann Beethoven verstehen und wirklich lieben lernen, der jedes Detail seines Lebensganges kennt."

Rudolf Louis in den „Münchener Neuesten Nachrichten": „Der reiche, ungemein interessante Inhalt, den schon dieser erste Band bietet, läßt diesen Versuch als völlig geglückt erscheinen, und berechtigt zu der Erwartung, daß das Frimmel'sche Beethovenjahrbuch bei allen Bewundern Beethovens — und wer wäre das nicht? — willkommene Aufnahme finden werde."

## Theodor von Frimmel: Beethoven-Studien.

### Band I: Beethovens äußere Erscheinung.

Mit einer Heliogravüre und zahlreichen Abbildungen im Text. Geb. Mk. 5.—.

„Neue Freie Presse", Wien: „Die Bildniskunde, die durch Frimmels unermüdlichen Fleiß zu einer wohlbestellten Wissenschaft geworden, hat in letzter Zeit den Porträts großer Männer mannigfache Aufmerksamkeit gewidmet. Frimmel, der in seinen Beethoven-Studien so viel Neues zu Tage gefördert, was auf Person, Leben und Kunst des unsterblichen Meisters Bezug hat, veröffentlicht nun die Ergebnisse seiner Arbeiten, welche die äußere Erscheinung Beethovens herzustellen suchen. . . . Es ist rührend zu lesen, wie Frimmel mit unausgesetztem Fleiße an diesen Schädelresten studiert und alle mechanischen Hilfsmittel anwendet, um das Bild wieder herzustellen, das dies gewaltige Beinhaupt ursprünglich bot. Mit der Zauberkraft des Forschers ruft er die Figur des toten Beethoven, wie die des einst lebendigen, in die Wirklichkeit zurück."

### Band II: Bausteine zu einer Lebensgeschichte des Meisters.

Mit vier Bildtafeln. Geb. Mk. 5.—.

Richard Wallaschek in „Die Zeit", Wien: „Man gewinnt aus diesen Erzählungen eine so unmittelbare Vorstellung von dem Wesen und der Lebensweise des großen Mannes, daß kein Beethovenverehrer diese mit großer Liebe und Sachkenntnis geschriebenen „Bausteine" Frimmels ungelesen lassen sollte."

Rudolf Louis in den „Münchener Neuesten Nachrichten": „Man wird keine von ihnen lesen, ohne einen wirklichen Gewinn, eine tatsächliche Bereicherung seiner Erkenntnis Beethovens, des Menschen und des Künstlers, davongetragen zu haben. Als ein wahres Muster, wie man durch kritische und methodische Benutzung kleinster, vereinzelt betrachtet, unscheinbarer und oft einander sogar widersprechender Daten zu einem lebendigen und anschaulichen Gesamtbilde zu gelangen vermag, kann die umfangreichste Studie des Bandes, die über Beethovens Klavierspiel, gelten, deren zusammenfassendes Schlußergebnis als Probe aus dem ungewöhnlich interessanten und vom Verleger höchst splendid und geschmackvoll ausgestatteten Buche hier Platz finden möge."

## Theodor von Frimmel: Gemalte Galerien.

2. umgearbeite Auflage. Geh. Mk. 1.60.

## Theodor von Frimmel: Geschichte der Wiener Gemäldesammlungen.

Erster Band. Erstes Kapitel. Die kaiserliche Gemäldesammlung. Mit zahlreichen Illustrationen. Geh. Mk. 20.—, geb. Mk. 21.—. In Einzellieferungen: I. Einleitung Geh. Mk. 2.50. II. Die kaiserliche Gemäldesammlung. Geh. Mk. 7.50. III. Die italienischen Meister in der kaiserlichen Gemäldesammlung. Geh. Mk. 3.50. IV. Die alten niederländischen und

deutschen Meister und die modernen Gemälde ebendort. Geh. Mk. 6.50. — Erster Band. Drittes Kapitel. Privatsammlungen des achtzehnten Jahrhunderts. Mit 20 Abbildungen. Geh. Mk. 8.—, geb. Mk. 9.—. (= Lieferung V der Galeriestudien.) — Erster Band. Viertes Kapitel. Die Gemäldesammlung in der Akademie der bildende Künste. Mit zahlreichen Abbildungen. (= Lieferung IV der Galeriestudien.) Geh. Mk. 8.—, geb. Mk. 9.—.

## Theodor von Frimmel: Kleine Galeriestudien.

Neue Folge. Gebunden Mk. 15.—.

In Einzellieferungen:

Lieferung 1: Die Gemäldesammlung in Hermannstadt. Mit 6 Abbildungen und 3 Faksimiles. Geh. 3.60. (Vergriffen). Lieferung 2: Von den Niederländern in der k. Gemäldesammlung in Wien. Geh. Mk. 2.40. Lieferung 3: Die Gräflich Schönborn-Buchheim'sche Gemäldesammlung in Wien. Mit 2 Vollbildern und 6 Abbildungen im Text. Geh. Mk. 3.—. Lieferung 4: Die Sammlung Figdor in Wien. Mit 14 Textbildern. Geh. Mk. 3.—. Band 5: Methodik und Psychologie des Gemäldebestimmens. Mit 11 Textbildern. Geh. Mk. 3.—.

J. Neuwirth im „Allgemeinen Literaturblatt": „Mit einer überraschenden und wohltuenden Sicherheit beherrscht Frimmel das ungemein umfangreiche Material für die wissenschaftliche Darlegung dieser kurz skizzierten Tatsachen der Galeriegeschichte. Ohne Ermüdung folgt man den stets sachlich bleibenden, so viel Neues und Wissenswertes bietenden Ausführungen. Die Angaben über die Bilder selbst wollen zumeist nur ergänzen, verzichten aber nirgends auf die Ergebnisse vergleichender Studien, die manches Überraschende enthalten."

Friedrich Schütz in der „Neuen Freien Presse", Wien: „Deshalb ist es dankenswert, wenn ein Wiener Kunstgelehrter, Theodor von Frimmel, daran geht, die Geschichte unserer Sammlungen zu schreiben. Diese Absicht erfordert eine Fülle von Wissen und Fleiß, denn die Wiener Galerien reichen nach ihrem Ursprung und ihrer Fortbildung in aller Herren Länder. Ihre Kunstwerke, die so häufig ruhelos gewandert, auf die Echtheit zu prüfen, vermag nur ein Forscher, der gewissenhaft keine Mühe und Entfernung scheut, um als Statistiker und Registrator die Bewegung des ganzen Kunsthandels in Evidenz zu halten. Wirklich gewann Theodor von Frimmel diesen Vorzug nach unzähligen Ausflügen in die Ferne und nach jahrelanger Beobachtung. Nun erhielt der trockene Stoff, der so gewonnen wurde, in einer schlichten Darstellung fesselndes Leben."

## Theodor von Frimmel: Modernste Kunst.

Eine Skizze. Geh. Mk. 2.—.

„Hamburger Nachrichten": „Der besondere Wert des Buches ist darin zu suchen, daß es einen Überblick gewährt über die heute in der bildenden Kunst und Architektur herrschenden Stilarten und über die den verschiedenen Richtungen beizuzählenden Künstler. Daß ein vorurteilsloser und in jeder Beziehung den Stoff beherrschender, insbesondere auch gründlicher Mann, diese Skizze entworfen hat, kommt ihr besonders zu statten."

„Lechners Mitteilungen“: „Wer sich in dem Wirrsal modernster Kunst zurechtfinden will, der wird diese Schrift mit großem Gewinn lesen.“

## Georg Fuchs: Der Kaiser und die Zukunft des deutschen Volkes.

Dritte Auflage von „Der Kaiser, die Kultur und die Kunst“. Betrachtungen über die Zukunft des deutschen Volkes. Aus den Papieren eines Unverantwortlichen. Geh. Mk. 1.—, geb. Mk. 2.—.

Inhalt: Weltmachtstellung und Kultur. Von der werbenden Kraft nationaler Kultur. Zur Psychologie des Entarteten. Die Kultur der Maschinen-Zivilisation und das Imperium der Zukunft. Kulturkampf. Alter und neuer Adel. Wilhelm II. und die neue Kultur. Das deutsche Heer als moderne Kulturform. Goethe und die Zukunft. Die Kultur der Arbeit und die soziale Frage. Der Kaiser und die Kunst. Kultur und Kunst.

„Allgemeine Zeitung“, München: „Freuen wir uns, daß wir wieder einmal eine feste und geschlossene schriftstellerische Persönlichkeit hier vor uns stehen sehen, einen Mann voll Feuer und Geist, dessen Worte eine wahre und heilige Überzeugung atmen, wenn er auch keinen der starken Flecken an unserem Volkstume schönfärberisch verdeckt.“

## Georg Fuchs: Deutsche Form.

Betrachtungen über die Berliner Jahrhundert-Ausstellung und die Münchener Retrospektive. Mit einer Einleitung „Von den letzten Dingen in der Kunst“. Geh. Mk. 6.—, geb. Mk. 7.50.

Inhalt: I. Buch „Gedanken über bildnerische Form“; II. Buch „Aus der guten alten Zeit“ („Alt-Berlin“, „Alt-Hamburg“, „Alt-Frankfurt“, „Alt-München“ 2c.); III. Buch „Die Bilanz der Romantik“; IV. Buch „Die Neuorganisation der deutschen Form im 19. Jahrhundert“; V. Buch „Deutsche Form der Schaubühne“ (Stilistisch-historische Begründung der Ziele des Münchener Künstler-Theaters); VI. Buch „Die Verwirklichung der deutschen Form.“

Ernest Seillère im Pariser „Journal des Débats“: „Un critique d'art plein d'originalité et de talent, M. Georg Fuchs, vient de publier a Munich un essai d'esthétique, la „Forme allemande“ qui mérite d'attirer et de retenir notre attention. . . .“

Professor Theodor Vollbehr in der „Deutschen Literaturzeitung“: „Es ist allemal ein Genuß, die Bekenntnisse eines temperamentvollen Menschen zu lesen, und deshalb ist die Lektüre des vorliegenden Werkes ein ästhetischer Genuß, wie es die Lektüre der Chamberlainschen Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts und die geharnischten Feuilletons des Rembrandtdeutschen waren. . . Wer an dem Feuerwerk eines leidenschaftlichen Geistes sich freuen kann, auch wenn die Feuerwerkskörper friedliche Zuschauer in Schrecken versetzen, der wird an diesen Betrachtungen seine Freude haben.“

## Georg Fuchs: Die Revolution des Theaters.

Ergebnisse aus dem Münchener Künstlertheater.

Mit ca. 15 Bildbeilagen. Preis (voraussichtlich) ca. Mk. 5.—. Inhalt:

I. Das Theater als Kulturproblem. II. Vom Zweck und Stil der Schaubühne. III. Der Schauspieler. IV. Bühne und Haus. V. Drama. VI. Oper. VII. Varieté. VIII. Aus der Vorgeschichte des Künstlertheaters. IX. Neue Bühnenkunst und Theatergeschäft. Anhang: Die prinzipiellen Ergebnisse des Künstlertheaters im Spiegel der Kritik.

Dieses Buch des Begründers und dramaturgischen Leiters des Münchener Künstlertheaters ist für die gesamte Theaterwelt von der allergrößten Bedeutung. Es gibt überhaupt in der ganzen neueren Theaterliteratur kein Buch, das dem Praktiker des Theaters wie dem Amateur eine solche Fülle von Material und Anregung zur Verfügung stellt, wie hier geboten wird. Über die Fragen, die hier aufgerollt werden, muß jeder mit sich ins Reine kommen, der dem Theater Interesse entgegenbringt. (Erscheint im Dezember 1908.)

## Georg Fuchs: Wilhelm Trübner und sein Werk.

124 Reproduktionen seiner Hauptwerke mit begleitendem Text und einer Einleitung. Von Prof. Wilhelm Trübner autorisiertes Hauptwerk über die gesamte bisherige Produktion dieses Meisters. Preis Mk. 18.—. Gebunden Mk. 23.—.

Professor Richard Muther in „Die Zeit", Wien: „Man fühlt stets, daß dahinter ein Mann steht, der etwas zu sagen hat, nicht einer, der nur Worte macht, damit Bogen sich füllen. Das Beiwerk überwuchert auch die Hauptsache nicht. Trotz aller Abschweifungen verliert er seine eigentliche Aufgabe, die künstlerische Persönlichkeit Trübners herauszuschälen, nicht aus dem Auge. Und wenn man erwägt, wie unendlich schwer es ist, über Künstler zu schreiben, deren Bedeutung nur im „Wie", nicht im „Was" ihrer Werke liegt, kann man Trübner nur Glück wünschen, daß er gerade in Fuchs seinen Exegeten gefunden hat."

Franz Rieffel in der „Frankfurter Zeitung": „Es gibt über Trübner und seine Lebensarbeit ausführliche und zuverlässige, im tatsächlichen Teil auf Trübners eigenen Mitteilungen beruhende Rechenschaft und fügt den Mann und das Werk in seine Umgebung ein. Es ist persönlich und ideenreich und scheut Seitenwege nicht, um besseren Ausblick zu gewinnen. Die Hauptwerke werden glossiert und veranschaulicht. Zu loben ist, daß man (bei den Reproduktionen) keine anspruchsvolle Technik, sondern Autotypie gewählt hat. Trotz des kleinen Umfangs sind die Bilder im Ton gut herausgekommen."

## Grüne Blätter für Kunst und Volkstum.

I. Fritz Lienhard: Literaturjugend von heute. Eine Fastenpredigt. II. Adolf Bartels: Wilhelm Raabe. III. Fritz Lienhard: Deutsch-evangelische Volksschauspiele. Anregungen. IV. Heinrich Sohnrey: Der kleine Heinrich. Ein Waisenknabe aus dem Westen und eine Ansiedlergestalt aus der deutschen Ostmark. V. Willy Pastor: Gustav Theodor Fechner und die durch ihm erschlossene Weltanschauung. VI. Oskar Schwindratzheim: Offener Brief an den Bürgermeister einer deutschen Kleinstadt. VII. Robert Mielke: Das deutsche Pfarrhaus und die Volks-

kunst. VIII. Adolf Bartels: Heimatkunst. Ein Wort zur Verständigung. IX. Ernst Wachler: Heimat- und Volksschauspiel. 2. verbesserte Auflage. X. und XI. Dreiunddreißig Lieder aus des Knaben Wunderhorn gesammelt von L. Achim von Arnim und Clemens Brentano. XII. S. M. Prem: Adolf Pichlers Leben und Schaffen. — Jedes Heft 15 Pfg., bei Subskription auf 12 Hefte je 10 Pfg.

## Karl Heckel: Hugo Wolf in seinem Verhältnis zu Richard Wagner.

Mit einem Porträt Hugo Wolfs. Geh. Mk. —.50.

„Bayreuther Bätter": „Eine hübsche Studie, mit Kenntnis des Tatsächlichen, Verständnis des Seelischen entworfen."

## Rudolf Huch: Eine Krisis.

Betrachtungen über den gegenwärtigen Stand der Literatur. Geh. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.

Maximilian Schick in den „Internationalen Literatur- und Musikberichten": „Rudolf Huch, der geistvolle Verfasser von „Mehr Goethe" unterzieht in diesem Buche die gegenwärtige Lage unserer Literatur einer eingehenden Untersuchung. Die eigenartigen, oft kühnen, aber niemals banalen Ideen und Gedankenschlüsse, die er dabei zieht, sind sehr geeignet unser regstes Interesse in Anspruch zu nehmen. Man könnte dieses Buch vielleicht als eines der stärksten Dokumente der Reaktion des modernen Geistes gegen die lange Herrschaft des Realismus und Materialismus betrachten."

## Rudolf Huch: Mehr Goethe.

7. Auflage. Geh. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.

„Westermanns Monatshefte": „Und nun komme ich zu einem der eigenartigsten und selbständigsten Bücher, die jeden Namen Goethe auf ihren Schild geschrieben haben. Das Buch von Rudolf Huch „Mehr Goethe!" hat ja inzwischen seinen breiten Weg in die deutsche Leserwelt gefunden, es bedarf also der Empfehlung kaum noch; sonst würde ich es zunächst einmal, bevor ich mich irgendwie kritisch mit ihm beschäftige, allen ohne Ausnahme aufs angelegentlichste empfehlen müssen. . . Es ist ein frisches, mutiges und gesundes Buch, das aus seinem Herzen keine Mördergrube macht, keck und dreist, ohne viel gelehrten Ballast im Schulsack, mitten in die Dinge hineinspringt und alle graue Theorie zum Teufel jagt."

## Eugen Kilian: Dramaturgische Blätter.

Geh. Mk. 7.—, geb. Mk. 8.50.

„Bühne und Welt": „Der Umstand, daß Kilian mit dem ganzen Rüstzeug des literar-historisch geschulten Forschers und mit der praktischen Erfahrung des langjährigen Theatermannes an seine Arbeit geht, macht seine Arbeit sowohl für den Gelehrten wie für die Leute vom Bau interessant und wertvoll. . . . Überall finden wir eine Fülle eigener Gedanken und praktischer Vorschläge."

## Eugen Kilian: Goethes Faust auf der Bühne.

Beiträge zum Probleme der Aufführung und Inszenierung des Gedichts. Geh. Mk. 2.50, geb. Mk. 3.50.

Professor Richard M. Meyer in „Die Zeit", Wien: „Ein literarisch gebildeter und technisch geübter Regisseur legt seine Anschauungen über die beste Aufführung unseres größten Dichterwerkes vor und begleitet sie mit historischen Rückblicken und kritischen Seitenblicken. . . . So kann man durchweg mit dem Verfasser übereinstimmen."

## Eugen Kilian: Mein Austritt aus dem Verband des Karlsruher Hoftheaters.

Ein Wort der Aufklärung. 2. Auflage. Geh. Mk. 1.20.

## Eugen Kilian: Schillers Wallenstein auf der Bühne.

Beiträge zum Probleme der Aufführung und Inszenierung des Gedichts. Geh. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.

## Isolde Kurz: Hermann Kurz.

Ein Beitrag zu seiner Lebensgeschichte. Mit 9 Bildbeilagen und einem Gedichtfaksimile Geh. Mk. 6.—, geb Mk. 7.50.

Jakob Grathwohl in der „Württembergischen Zeitung": „Ich möchte das Buch unserem Volke ans Herz legen, weil es von einer trefflichen Frau geschrieben ist, die gescheite, helle und fast klassische Worte zu sagen hat und mit hörbarem Herzschlag die simple und schwere Lebensgeschichte eines nun lange unter der Erde ruhenden deutschen Dichters vorzutragen weiß. Sein Blut verleugnet sich nicht. Es ist eine Lust, ihr zu lauschen."

Viktor Klemperer in der „Täglichen Rundschau", Berlin: „Man möchte dieses so inhaltreiche und künstlerisch gestaltete Buch neben Freitags Bilder aus der deutschen Vergangenheit stellen. Und etwas Besseres läßt sich einem deutschen Werke dieser Art wohl kaum nachsagen."

## Rudolf Louis: Anton Bruckner.

Mit 14 zum Teil unveröffentlichten Porträts und Faksimiles. Geh. Mk. 5.– , geb. Mk. 7.—.

„Süddeutsche Monatshefte": „Mit seinem „Anton Bruckner" hat Louis ein rundes, sprechend ähnliches, in der höchst wirksamen, aber nie äußerlich effektvollen Verteilung von Licht und Schatten ganz ausgezeichnetes Charakterbild gegeben. Ein Gelingen, das um so höher anzuschlagen ist, als der Tondichter sein Dasein und sein Werk erst vor wenig Jahren beschloß. Ist dies Louis jetzt schon geglückt, so liegt das wohl daran, daß in ihm Philosoph und Künstler sich vortrefflich ergänzen. . . . All das bringt Louis mit gewinnender Wärme, mit kluger, diskreter Beredsamkeit anschaulich und überzeugend zur Darstellung. Umfassendere Bruckner-Biographien werden später erscheinen — aber kaum je eine, die, wie die von Louis, in besonders glücklicher Mischung des gescheiten und des gehobenen Tones geschrieben ist und daher im

Leser eine angenehm temperierte Stimmung des längeren nachdämmern läßt."

## Rudolf Louis: Die deutsche Musik der Neuzeit.

Mit zahlreichen Porträts und Notenfaksimiles. Geh. Mk. 6.—, geb. Mk. 8.50.

Eine abgerundete Darstellung der Musik und der musikalischen Bestrebungen seit Richard Wagner existierte bisher nicht; deshalb wird dieses Werk Louis von allen Musikfreunden aufs freudigste begrüßt werden. Das Buch ist in 7 Abschnitte gegliedert. Einleitend wird das Problem des musikalischen Fortschrittes behandelt. Danach gibt der Verfasser einen bei den Haupterscheinungen, wie Strauß, Pfitzner, Mahler, Humperdinck, Reger ꝛc. jeweils länger verweilenden Überblick über die moderne Produktion auf dem Gebiete des musikalischen Dramas, der Symphonie, der Kammermusik, der Kirchen- und Hausmusik und beschäftigt sich in den letzten beiden Kapiteln auch noch mit der Musikwissenschaft und Kritik, sowie mit der Ausübung und Pflege der Tonkunst. (Erscheint anfangs Dezember 1908.)

## Rudolf Louis: Klose und seine symphonische Dichtung „Das Leben ein Traum".

Heft 3 der Münchener Broschüren. Mit einem Porträt Kloses. Geheftet Mk. —.50.

„Münchener Neueste Nachrichten": „Louis hat hier eine Erläuterung geschaffen, die für alle, die dem Verständnis einer nicht zu leicht zu erschließenden Künstlernatur näher kommen wollen, unentbehrlich ist."

## Carel van Mander: Das Leben der niederländischen und deutschen Maler.

Textabdruck nach der Ausgabe von 1617. Übersetzung und Anmerkungen von Hanns Floerke. 2 Bände. Mit 40 Bildertafeln. Geh. Mk. 30.—, geb. Mk. 36.—.

Dr. Carl Müller-Rastatt im „Hamburger Correspondent": „Einen sehr glücklichen Gedanken hatte Hanns Floerke, als er „Das Leben der niederländischen und deutschen Maler" von Carel van Mander ins Deutsche zu übersetzen beschloß. Das Werk wird nicht nur jedem, der sich mit altniederländischer Kunst beschäftigt, sondern auch jedem, der für die Kulturgeschichte des 14. und 15. Jahrhunderts sich interessiert, eine wertvolle Gabe sein. Carel van Mander, der niederländische Poet und Maler, hat in diesem Werk, ein nordisches Gegenstück zu Vasaris Künstlerbiographien geliefert, das mindestens so wertvoll und interessant ist, wie diese. Floerke hat, um die wissenschaftliche Brauchbarkeit seiner Publikation zu erhöhen, der Übersetzung den niederländischen Text gegenübergestellt. Als erwünschter Schmuck sind Malerbildnisse nach Stichen eingefügt."

## Paul Marsop: Weshalb brauchen wir eine Reformbühne?

Ein Versuch. Geh. Mk. —.60.

## Robert Mielke: Der Einzelne und seine Kunst.

Beiträge zu einer Ökonomie der Kunst. Geh. Mk. 2.50, geb. Mk. 3.50.

Hermann Muthesius im „Centralblatt der Bauverwaltung": „Das Buch bietet eine solche Fülle von Anregung und ist mit so reinem Empfinden und so echter Begeisterung für die gute Sache geschrieben, daß es die wärmste Empfehlung verdient."

## Münchener Künstlertheater.

Ausstellung München 1908.

Herausgegeben vom Verein Münchener Künstlertheater. Mit Beiträgen von Professor Adolf von Hildebrand, Professor Toni Stadler und Georg Fuchs. Geh. Mk. 1.–.

## Münchener Künstlertheater.

Ausstellung München 1908.

Textbuch: „Die Maienkönigin", Schäferspiel in einem Aufzug nach dem Französischen des Favart von Max Kalbeck, Musik von Gluck, und „Das Tanzlegendchen", ein Tanzspiel in drei Akten, entworfen von Georg Fuchs, Musik von Hermann Bischoff. Geh. Mk. –.30.

## Moritz Necker: Marie von Ebner-Eschenbach.

Nach ihren Werken geschildert. Mit dem Bildnis der Dichterin. Geh. Mk. 3.–, geb. Mk. 4.–.

„Leipziger Zeitung": „Wir haben das Buch mit Vergnügen, Nutzen und zur Bereicherung unserer Kenntnisse und unserer Einsicht in das Wesen der trefflichen Erzählerin gelesen und so wird es wohl auch dem Leserkreis ergehen."

## A. M. Pachinger: Die Mutterschaft in der Malerei und Graphik.

Mit einem Vorwort von Professor Dr. Gustav Klein und 130 Illustrationen und Bildbeilagen. Inhalt: Einleitung — Schwangerschaft — Die gebärende Frau — Die Wochenstube — Die stillende Mutter — Patrone, Glaube und Aberglaube — Schlußwort. Geh. Mk. 8.—, geb. Mk. 10.—.

„Antiquitäten-Rundschau": „Es ist eine durchaus wissenschaftliche Leistung und bietet von kunsthistorischen und kulturhistorischen Gesichtspunkten angesehen eine Fülle interessanter Resultate. Möge das Buch recht viele Leser finden."

## Pier Desiderio Pasolini: Die Säkularjahre.

Eine historische Vision.

Aus dem Italienischen übersetzt von Meta von Salis-Marschlins. Geh. Mk. 10.–, geb. Mk. 12.–.

„Deutsche Literaturzeitung": „Auf den Inhalt dieser hervorragenden Arbeit von neuem einzugehen, ist unnötig, da er bereits auf Grund der italienischen Originalausgabe eingehend gewürdigt wurde. Was die Übersetzung betrifft, so ist der dichterische phantasievolle Schwung, mit dem das Werk geschrieben ist, von der als Schriftstellerin bekannten Übersetzerin gut nachgebildet worden."

## J. C. Poestion: Isländische Dichter der Neuzeit

in Charakteristiken und übersetzten Proben ihrer Dichtung. Mit einer Uebersicht des Geisteslebens auf Island seit der Reformation. 2. Ausgabe. Geh. Mk. 20.—.

Professor Dr. Adolf Brieger in den „Internationalen Literaturberichten": „Das neueste Werk des berühmten Gelehrten bietet noch mehr als es verspricht. . . . Die Übersetzungen sind gut, zum Teil vorzüglich, und das ganze Buch bietet nicht nur dem Fachmann, sondern jedem, der sich für die Weltliteratur interessiert, die reichste und genußvollste Ausbeute."

## Friedrich Poske.

Siehe unter H. St. Chamberlain und F. Poske.

## Eugen Schmitz: Max Regers Sinfonietta.

Mit einem Porträt Regers. Heft 4 der Münchener Broschüren. Geheftet Mk. —.50.

## Wilhelm von Scholz: Gedanken zum Drama

und andere Aufsätze über Bühne und Literatur.

Geh. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.50.

Karl Hans Strobl in „Die Zeit", Wien: „Dieser Band Essays vereinigt eine Anzahl von tiefgründig verankerten und gedankenreichen, auch stilistisch fein gearbeiteten Aufsätzen.... Ein Spintisierer über das Dramatische, ein Ringer um die Erforschung des Wesentlichen spricht sich hier aus und fesselt überall mit neuen und energisch ausgedrückten Ideen."

## Wilhelm von Scholz: Hebbels Dramaturgie.

Siehe unter Deutsche Dramaturgie.

## O. Schwindrazheim: Studien aus Deutschhausen.

Ein Märchen. Geh. Mk. 2.50, geb. Mk. 4.—.

„Allgemeine Zeitung", München: „In angenehm erzählender Form wird an charakteristischen Formen deutscher Haus- und Städtegestaltung der durch Scheinwesen und Erwerbshaft innerlich verarmten Neuzeit ein Spiegel entgegengehalten, das trauliche deutsche Bürger- und Bauernhaus in seiner naiven Ehrlichkeit und Schönheit dem heutigen Verlangen nach „Stil"erneuerung als Muster gezeigt."

## Heinrich von Stein: Giordano Bruno.

Gedanken über seine Lehre und sein Leben. Neu herausgegeben von Friedrich Poske. Geh. Mk. 1.—, geb. Mk. 2.—.

„Berliner Fremdenblatt": „Die Schrift ist ein Jugendwerk des durch dichterische wie durch philosophisch-ästhetische Leistungen wohlbekannten Verfassers. Mit sicherem Blick hat H. von Stein die lebenskräftigen Elemente in der Philosophie Brunos erkannt."

## Karl Voll: Vergleichende Gemäldestudien.

Mit 50 Bildertafeln. 2. Auflage. Geh. Mk. 7.50, geb. Mk. 9.—.

Dr. Rosa Schapire in „Die Lehrerin": „Jedem, dem es Ernst ist um ein Verhältnis zur bildenden Kunst, sei das Studium von „Ver-

gleichende Gemäldestudien" aufs angelegentlichste empfohlen. Die Aufgabe, die sich Voll gestellt hat, hat er glänzend gelöst."

„Wiesbadener Tagblatt": „Ein ganz ausgezeichnetes Werk und unseres Erachtens das beste pädagogische Erzeugnis der letzten Jahre sind Karl Volls „Vergleichende Gemäldestudien". Indem immer zwei Bilder verglichen werden, kommen alle wichtigen Kunstfragen zu anschaulicher, deutlichster Erläuterung. Dabei lernt man auch unvermerkt ein gutes Stück Kunstgeschichte."

## Ernst Wachler: Die Läuterung deutscher Dichtkunst im Volksgeiste.

Eine Streitschrift. Zweite Auflage. Geh. Mk. 2.–.

Fritz Lienhard in der „Täglichen Rundschau", Berlin: „In Wachlers Schriften will eine so volle Gedankenader zutage, daß die herrschenden Anschauungen in jeder Beziehung damit rechnen müssen."

## Ernst Wachler: Über Otto Ludwigs ästhetische Grundsätze.

Eine philosophische Untersuchung. Geh. Mk. 2.—.

## Ernst Wachler: Wie die deutschen Theater die Kunst fördern.

Studie. Mit einer statistischen Übersicht. Geh. Mk. —.60.

## Wilhelm Weigand: Der Abbé Galiani.

Essay. Mit einem Porträt Galianis. Geh. Mk. 3.—.

Maximilian Harden in der „Zukunft": Wilhelm Weigand gibt auf knappem Raum ein ungemein feines und packendes Bild französischer Kultur; ein Bild, wie es nur einem Kenner des achtzehnten Jahrhunderts und einem starken Darstellungstalent gelingen konnte."

## Felix Weingartner: Carl Spitteler.

Ein künstlerisches Erlebnis.
Heft 2 der Münchener Broschüren.
Geh. Mk. 1.—.

„Rheinisch-westfälische Zeitung": „Diese Schrift gibt mehr als eine reine Analyse der Werke Spittelers. Weingartner fühlt sich veranlaßt, Streiflichter auf das Kunstverständnis unserer Zeit zu werfen, zieht hochinteressante Vergleiche zwischen Nietzsche und Spitteler... „Und die Welt wird Karl Spitteler finden", so schließt er, aber nicht wenig wird Weingartners feinsinniges Buch dazu beitragen, das allen Freunden moderner Kunst auf das angelegentlichste empfohlen sei."




Franz von Bayros

Aus Diderot, Die geschwätzigen Kleinode





# Katalog

## Dritte Abteilung

## Liebhaberdrucke und Gesamt-Ausgaben



## Ludovico Ariosto: Der rasende Roland.

Übersetzt und eingeleitet von Alfons Kißner. Mit mehreren Bildbeilagen. Titel und Einbandzeichnung von Peter Halm. 2 Bände. Einmalige Auflage von 835 numerierten Exemplaren. Geh. Mk. 30.—, geb. in Halbfranz Mk. 36.—, Luxusausgabe (Nr. 1—35 auf van Geldern in Ganzleder) Mk 65.—.

„Pester Lloyd": „Es ist geradezu bewundernswert, welche Schmiegsamkeit Kißners Sprache besitzt. Die lebhaften Schilderungen Ariosts, deren innere Wärme sie bloß vor der Schwülstigkeit Bojardos schützte, seine Heiterkeit und der plötzliche Humor, der die Stimmung des lustigen, höfischen Ferrara in die Verse bannte, sind mit glücklichem Geschick in deutschen Reimen belebt worden. Ariosts „Rasender Roland" ist das schönste Denkmal der Renaissanceliteratur. Der „Rasende Roland" ist der deutschen Kultur schon längst ans Herz gewachsen. Goethe begeisterte sich an seinem reichen, glücklichen Poetenton, und allen deutschen Dichtern, die wandernd durch Italien reisten, wurde dieses unerschöpfliche Gedicht zum angenehmen Begleiter. Sein Zauber liegt in der Kunst, die bestaunten Überreste der Renaissance-Epoche mit lebendigem, frohem Menschenvolke zu bereichern."

„Zeitschrift für Bücherfreunde": „Die neue Übertragung von Alfons Kißner hat die Ottaverime in geschlossener Einheitlichkeit ganz köstlich verdeutscht. Dazu tritt eine kluge und feine Einleitung und ein knapper Anmerkungsapparat mit den notwendigen historischen und literarischen Erläuterungen. . . Die Ausstattung ist würdig, ohne kapriziöse Finessen, der Halbledereinband mit seinem reichen Rückenschmuck sehr hübsch und auch dauerhaft."

## Ludovico Ariosto: Komödien und Satiren.

Übersetzt von Alfons Kißner. (Erscheint 1909.)

## Heinrich Bebels Schwänke.

Zum ersten Male in vollständiger Übertragung herausgegeben von Albert Wesselski. 2 Bände. Einmalige Auflage in 1035 numerierten Exemplaren. Einfache Ausgabe in Ganzpergament mit Deckelpressung Mk. 27.– ; Luxusausgabe (Nr. 1—35 auf van Geldern in gepreßtem Schweinsleder) Mk. 60.—.

Max Lorenz im „Berliner Tagblatt": „Bebels Schwänke sind heute eine der kostbarsten Fundgruben für die mittelalterliche Schwankdichtung; in ihnen finden sich alle Gegenstände, die der Humor des Volkes für seine satirischen und witzigen Absichten brauchte. Von hoffärtigen Rittern und dummen Bauern, schlauen Kaufleuten, verliebten Mägdlein und tugendlosen Frauen, Schelmen aller Art, besonders aber von der edlen Klerisei sind hier Züge zusammengetragen, die in ihrer rücksichtslosen Derbheit die schärfste Charakteristik von den Berufen und Ständen, vom Geist- und Seelenleben jener Tage geben. . . . Albert Wesselski, ein feiner Kenner dieses Gebietes und ein berufener Vermittler zwischen einst und jetzt, darf für diese Ausgabe die beste Anerkennung genießen.

Er hat die Sammlung in ein sonderlich gut gelungenes Deutsch übertragen, das der alten Klang- und Bildfarbe nichts nimmt und sie doch für die heutige Generation leicht lesbar macht. Seine Anmerkungen sind reichlich und gründlich. Auch heute noch werden die Schwänke Bebels jede griesgrämige Stunde mit der kernigen Gemütlichkeit unserer Altvordern erfüllen. In diesem Humor liegen schon die Keime, die unser eben heimgegangener Wilhelm Busch zu kräftigsten Pfleglingen zu ziehen berufen war."

## Clemens Brentano: Sämtliche Werke.

In 18 Bänden. Unter Mitwirkung von Heinz Amelung, Victor Michels, Julius Petersen, August Sauer, Erich Schmidt, Franz Schultz, Reinhold Steig herausgegeben von Carl Schüddekopf. Mit zahlreichen Bildbeilagen und Faksimiles. Einband entworfen von Paul Renner. Einmalige Auflage von 1600 numerierten Exemplaren. Subskriptionspreis: Mk. 6.– für den broschierten, Mk. 8.50 für den in Halbleder gebundenen Band. Luxusausgabe (Nr. 1—100 auf Van Geldern in Ganzleder) Mk. 16.—. Inhalt: Band I bis III Gedichte. Band IV Romanzen vom Rosenkranz. Band V Godwi. Band VI bis VIII Kleine Schriften. Band IX Lust- und Singspiele. Band X Die Gründung Prags. Band XI und XII Märchen. Band XIII und XIV Übersetzungen und religiöse Schriften. Band XV bis XVII Briefe. Band XVIII Kritischer Apparat, Nachträge und Gesamtregister. — (Im November 1908 erscheint Band V: „Godwi oder Das steinerne Bild der Mutter", herausgegeben von Heinz Amelung; die anderen Bände folgen in Abständen von drei bis vier Monaten, zunächst Band IV: „Romanzen vom Rosenkranz", herausgegeben von Victor Michels, und Band VI: „Jugendschriften", herausgegeben von Franz Schultz.)

## Giacomo Casanova: Erinnerungen.

Übersetzt und eingeleitet von Heinrich Conrad. 14 Bände, ein jeder mit zahlreichen Bildbeilagen Einmalige Auflage von 1600 numerierten Exemplaren. Einfache Ausgabe (in Halbpergament) Mk. 10.— der Band, Luxusausgabe Nr. 1—100 auf Van Geldern in Ganzpergament) Mk. 20.— der Band. (Bisher erschien Band I—XI.)

Fedor von Zobeltitz in den „Hamburger Nachrichten": „Es läßt sich nicht streiten — ein Mann von Geist war dieser große Abenteurer, der als Sohn einer unbekannten Schauspielerin, als armer Teufel in die Welt zog, um sie für sich zu erobern. . . Der Abenteurer, der im unerschöpflichen Lebensdrang alle Genüsse des Lebens auszukosten suchte, tritt zurück hinter dem Historiker und Sittenschilderer, der uns mit köstlicher Frische und oft genug mit dramatischer Verve, mit staunenswerter Unbefangenheit und feiner Feder ein Bild des 18. Jahrhunderts entwirft. „So veredelt sich ein Lebensroman," schreibt Bartholo, „nach der gewöhnlichen Auffassung nur voll der unzüchtigsten Bilder zu einem Werk der ernsten Clio, dergleichen die neuere Literatur kein anderes aufzuweisen hat. Casanovas Memoiren sind das vollendetste, ausführlichste Gemälde, nicht allein der sittlichen und Gesellschaftszustände des 18. Jahrhunderts, das der französischen Staats-

umwälzung voranging, sondern auch der Spiegel des Staatslebens in seinen individuellsten Zweigen, der Kirche, der Denkweise der Nationen, der Vorurteile der Stände: der Abdruck der Philosophie, also des innersten Lebens des Zeitalters." . . . Auch in den Erinnerungen Casanovas zeigt sich Conrad als tüchtiger Übersetzer. Die Übersetzung liest sich recht flott und vor allem ist sie die einzige, die wenigstens einigermaßen authentisch ist. Von besonderem Interesse ist das in den Anmerkungen und Anhängen verstreute historische und kulturgeschichtliche Material und die Beigaben des Bildlichen. Überhaupt muß die Ausstattung der neuen Casanova-Ausgabe gelobt werden, die sich also auch äußerlich vorteilhaft von ihren Vorgängern unterscheidet. Ende des Jahres soll die Ausgabe geschlossen vorliegen, die natürlich auch nicht für Kinder bestimmt ist, die aber von der gebildeten Welt nur mit Freude begrüßt werden kann."

## Der Hofmann des Grafen Baldesar Castiglione.

Übersetzt, eingeleitet und erläutert von Albert Wesselski. Einmalige Auflage von 1000 numerierten Exemplaren. Mit mehreren Bilderbeigaben nach zeitgenössischen Kunstwerken. 2 Bände. Einfache Ausgabe: broschiert Mk. 20.–, in Halbpergament Mk. 25.—; Luxusausgabe (Nr. 1—35 auf van Geldern in Ganzpergament) Mk. 50.—.

Professor Ludwig Geiger im „Literarischen Echo": „Dieses Werk wird uns jetzt in einer großen Ausgabe vorgelegt, der man das vollste Lob spenden kann. Das Werk ist gewiß eines der eigenartigsten der Renaissance. Gerade dieses Buch ist eines derjenigen, die den Zauber einer vergangenen Zeit heraufbeschwören. Bei einem solchen war es höchst angebracht, es in vornehmster Ausstattung, mit allen Zutaten der Kritik und Gelehrsamkeit vorzuführen."

Hans Bethge in der „Breslauer Zeitung": „Albert Wesselski, ein wissenschaftlich geschulter Spezialist, gibt uns jetzt den „Hofmann" in zwei stattlichen Bänden ungekürzt und mit vortrefflich orientierenden Anmerkungen versehen heraus. Man muß diesem geschmackvollen Übersetzer und Editor Dank wissen für seine sorgfältige Arbeit. Jakob Burkhardt hat aus diesem Werke mit Vorliebe geschöpft, er liebte und empfahl es sehr; man wird es daher begreifen, wenn ich mir erlaube, auf den „Cortegiano" hinzuweisen als auf ein Dokument der lebensfreudigen Renaissance, wie wir nicht viele besitzen."

## Das Leben des Benvenuto Cellini

von ihm selbst geschrieben.

In vollständiger Übertragung mit zahlreichen Anmerkungen von Heinrich Conrad. Mit einer Einleitung von Hanns Floerke. 2 Bände mit 20 Bildbeigaben nach Kunstschöpfungen Cellinis und Buchschmuck von Paul Renner. Einmalige Auflage von 650 numerierten Exemplaren. Einfache Ausgabe broschiert Mk 22.—, in Halbleder gebunden Mk. 30.—; Luxusausgabe (Nr. 1—50 auf Van Geldern in Ganzleder) Mk. 50.—.

## Hanns Floerke: Über das Leben des Benvenuto Cellini.

Der Umstand, daß Goethe zu seiner Cellini-Übersetzung eine sehr lückenhafte, von Mißverständnissen und Ungenauigkeiten wimmelnde Ausgabe der „Vita" benutzt und seinerseits manches übergangen hat, ließ eine neue Übersetzung dieser wichtigsten italienischen Selbstbiographie wünschenswert erscheinen, um so mehr, als seit wenigen Jahren der Text des Originalmanuskripts endgültig festgestellt worden ist.

Über den Wert der „Vita" sich zu verbreiten ist überflüssig: daß es Goethe gereizt hat, sie zu übersetzen, sagt mehr als alle Auseinandersetzungen und seien sie noch so treffend.

Die Luft der großen Jahre des Cinquecento weht durch diese Erinnerungen, die ein Mensch von ungebändigter Leidenschaft, großartigem Selbstbewußtsein, erstaunlicher Offenheit und zuweilen auch von rührender Selbsttäuschung in einem durchaus ursprünglichen, unverbildeten Stil niederschrieb.

Es ist sehr schwer, zu dem Menschen Cellini in bestimmter Weise Stellung zu nehmen; denn in einem Augenblick zieht er an, im andern stößt er ab, im einen liebt man ihn, im andern ärgert man sich über ihn oder haßt ihn gar, einmal weckt er Bewunderung, dann wieder Kopfschütteln oder Verachtung, man vermag ihn weder ganz anzunehmen noch ganz abzulehnen, aber immer wird man von ihm gefesselt. Schließlich empfindet man in ihm ein Problem, das einen selbst sehr nahe angeht und fühlt sich dadurch ernsthaft beschäftigt, bis man sich vielleicht dessen erinnert, was Goethe über ihn gesagt hat: „In einer so regsamen Stadt, zu einer so bedeutenden Zeit, erschien ein Mann, der als Repräsentant seines Jahrhunderts und vielleicht als Repräsentant sämtlicher Menschheit gelten dürfte. Solche Naturen können als geistige Flügelmänner angesehen werden, die uns mit heftigen Äußerungen dasjenige andeuten, was durchaus, obgleich oft nur mit schwachen, unkenntlichen Zügen, in jeden menschlichen Busen eingeschrieben ist." — Wer dieses Wort erst nach der Lektüre der „Vita" unter die Augen bekommt, liest diese vielleicht noch einmal und — findet es in vollem Umfange bestätigt. — Der Übersetzung, die der Frische des Originals nur wenig nachgibt, geht eine Untersuchung über das gegenseitige Verhältnis der Goetheschen Übersetzung, des von ihm benutzten und des Originaltextes, ferner ein Essay über den Künstler Cellini und eine Übersicht über seine letzten Lebensjahre voraus.

## Der im Irr=Garten der Liebe herumtaumelnde Cavalier.

Oder Reise= und Liebes=Geschichte eines vornehmen Deutschen von Adel, Herrn von St., welcher nach vielen, so wohl auf Reisen, als auch bey andern Gelegenheiten verübten Liebes=Exzessen, endlich erfahren müssen, wie der Himmel die Sünden der Jugend im Alter zu bestraffen pflegt. Ehedem zusammen getragen durch den Herrn E. v. H. Nunmehro aber allen Wollüstigen zum Beyspiel und wohlmeinender Warnung in behörige Ordnung gebracht, und zum Drucke befördert von einem ungenannten. (— Johann Gottfried Schnabel —) Herausgegeben von Paul Ernst. Einmaliger Neudruck in 750 numerierten Exemplaren, im Charakter der Zeit gedruckt und in Ganzleder gebunden Mk. 25.—.

„Berliner Tageblatt": „..Sein ‚herumtaumelnder Kavalier' ist ein sogenanter „galanter Roman". Da das Werk heute außerordentlich selten geworden ist, hat sich der Verlag durch diese Ausgrabung entschieden ein Verdienst erworben. Schnabels Werk atmet durchweg den naiven italienischen Geist. Die Liebesabenteuer, die Schnabel schildert, entspringen nicht der Eitelkeit oder Galanterie, sondern der sinnlichen Leidenschaft in ihren heißesten Ausbrüchen. Aber diese Leidenschaft wird bei Schnabel zuweilen von Gefühl durchtränkt und durch das poetische Rankenwerk verschönt. Natürlich sickert das norddeutsche Element oft genug durch, besonders in Dingen der Religion und der Moral ist er urdeutsch. Aber was den Roman als ein lebendiges Werk genießen läßt, ist der unverlöschliche Gesamteindruck, daß hier versucht wird, Selbsterlebtes in künstlerischer Form wiederzugeben. Seine Plumpheit im Ausdruck und der Mangel an Form, besonders in der Schilderung derb=erotischer Szenen, fällt nur uns auf, aber nicht, wenn man ihn aus seiner Zeit heraus betrachtet. Er hat eine klare, ruhige Sprache, und sein Stil ist einfach und natürlich. Er erzählt schlicht und treuherzig, nicht ohne schöne poetische Wirkung. Er gibt ehrliche Arbeit."

## Denis Diderot: Der japanische Prinz.

Übersetzt und herausgegeben von Lothar Schmidt. Mit fünf Bildern von Franz von Bayros. Einmalige Auflage von 1100 numerierten Exemplaren. In Ganzleder gebunden Mk. 12.—, Nr. 1 bis 50 auf van Geldern in Ganzpergament Mk. 25.—.

Inhalt: „Der japanische Prinz", „Eine wahre Geschichte", „Frau von La Carlière".

Goethe an Zelter: „Diderot ist Diderot, ein einzig Individuum; wer an ihm oder seinen Sachen mäckelt, ist ein Philister, und deren gibt es Legionen. Wissen doch die Menschen weder von Gott, noch von Natur, noch von ihresgleichen dankbar zu empfangen, was unschätzbar ist."

## Denis Diderot: Die geschwätzigen Kleinode.

Nach einer angeblich von Lessing gefertigten Übersetzung des 18. Jahrhunderts neu herausgegeben von Lothar Schmidt. Mit sieben Illustrationen

von Franz von Bayros. Einfache Ausgabe Mk. 12.—, Luxusausgabe (50 Exemplare auf Bütten in Ganzpergament) Mk. 25.—. (Vergriffen.)

## Die Briefe des Abbé Galiani.

Aus dem Französischen übertragen von Heinrich Conrad. Mit Einleitung und Anmerkungen von Wilhelm Weigand und mit 6 Bildbeilagen. 2 Bände. Einmalige Auflage von 835 numerierten Exemplaren. Einfache Ausgabe (in Halbleder) Mk. 20.—, Luxusausgabe (auf van Geldern in Ganzpergament) Mk. 50.—.

Maximilian Harden in der „Zukunft": „Vor vierzehn Tagen sprach ich hier von Fernando Galiani, dem Polyhistor und Volkswirt, Diplomaten und Lebenskünstler; auch von seinen Briefen. Seitdem hat Herr Georg Müller, der Münchener Verleger, dem wir die wunderschöne Rabelais-Ausgabe und manches andere gute Buch danken, mir „Die Briefe des Abbé Galiani" geschickt und mich gebeten, ein paar Fragmente daraus zu veröffentlichen. Ich tue es gern; und bedaure nur, daß ich, weil mir der Raum fehlt, nicht noch mehr Proben geben kann. Denn dieses Buch ist einfach zum Entzücken; für den connaisseur wie für den Laien; der Inhalt wie das schlicht-noble Gewand. Die Übersetzung (von Heinrich Conrad) liest sich auf mancher Seite wie ein gutes deutsches Original. . . Wie reich an Reizen dieses Buch ist (das den deutschen Leser den Abbate Galiani erst recht kennen lehrt), auf wie anständige Art es das Gehirn amüsiert: davon gibt das Einleitungsfragment, geben die gekürzten Briefstückchen leider nur noch eine schwache Vorstellung."

## Nikolaus Gogol: Sämtliche Werke.

Historisch-kritische Ausgabe in 8 Bänden unter Mitwirkung hervorragender Gelehrter und Übersetzer herausgegeben von Dr. Otto Buek. — Der Subskriptionspreis der einfachen Ausgabe ist ca. 4 Mk. für das broschierte und ca. 5.50 Mk. für das gebundene Exemplar; der Einzelpreis ist um je 1 Mark höher; der Preis der Luxusausgabe (150 numerierte Exemplare auf Bütten in Ganzleder) ist 15 Mark für den Band. — Zuerst erscheint der Roman: Tote Seelen (im Dezember 1908).

## E. T. A. Hoffmann: Sämtliche Werke.

Historisch-kritische Ausgabe in vierzehn Bänden mit Einleitungen, Anmerkungen und Lesarten von Carl Georg von Maaßen. Mit zum Teil unveröffentlichten Zeichnungen und Bildern, Noten und Handschriften in Faksimilereproduktion. Einmalige Auflage von 1600 numerierten Exemplaren. Einfache Ausgabe (auf Hadernpapier) broschiert Mk. 5.—, in einem einer alten Ausgabe nachgebildeten Halblederband Mk. 7.— jeder Band. Mit Erscheinen des 3. Bandes werden diese Preise auf Mk. 7.—, bezw. Mk. 10.— erhöht. Luxusausgabe (Nr. 1—100 auf Bütten in Ganzleder) Mk. 15.— der Band. Inhalt: 1. Bd. Fantasiestücke in Callots Manier (Bereits erschienen). 2. Bd. Die Elixiere des Teufels (Bereits erschienen). 3. Bd. Nachtstücke (Erscheint im Januar 1909). 4 Bd. Seltsame Leiden eines Theaterdirektors. Klein Zaches. 5.—8. Bd. Die Serapionsbrüder. 9. Bd. Lebensansichten des Katers Murr. 10. Bd. Prinzessin Brambilla. Meister Floh. 11. und 12. Bd. Letzte Erzählungen. 13. Bd. Musikalische Schriften. 14. Bd. Kleine Schriften.

„Literarisches Zentralblatt": „Zwar ist es ja keinesfalls das literarhistorische Interesse in erster Linie, daß

seit ein paar Jahren einen Hoffmann-Neudruck nach dem andern ans Tageslicht bringt und so auch jetzt eine große auf 14 Bände berechnete Ausgabe entgegennimmt. Aber ebenso sicher befriedigt die durchaus wissenschaftliche Anlage dieses gediegenen Unternehmens, das die verlegerisch wie bibliophil gleich wagelustige Firma Georg Müller in München unter der Obhut eines deutlich mit Liebe und echtem Verständnis eingearbeiteten Spezialisten hier eröffnet, die Ansprüche philologischer Benutzer und Kritiker. Denn diese müssen sowohl die sehr vernünftigen Grundsätze von C. G. von Maaßens Vorwort voll billigen, als auch deren Bestätigung im ersten Bande freudig anerkennen. Die numerierten 1500 hergestellten Exemplare dieser nicht nur absichtlich ganz vollständigen, sondern auch bewußt-vornehmen Liebhaber-Ausgabe fanden, wie man hört, schon großenteils ihre Abnehmer. Beim Fortschreiten kommen wir auf den bereits unleugbaren Gehalt und Wert der eindrucksvollen Leistung im Zusammenhang zu sprechen."

## Ferdinand Kürnberger: Gesammelte Werke.

**Herausgegeben von Otto Erich Deutsch. 8 Bände. Geh. ca. Mk. 5.—, geb. Mk. 6.— jeder Band. (Der erste Band erscheint im Dezember 1908.)**

Oskar Blumenthal in der „Neuen freien Presse": „So manche Gesamtausgabe ist nur ein großes Ehrengrab, das die Pietät einem Toten weiht, um sich mit seinem Andenken endgiltig abzufinden. In Ferdinand Kürnbergers Werken aber wird lautes und bewegliches Leben herrschen. Aus manchem Band wird ein Kampfton hervorklingen, wie wenn Stahl und Stein aufeinanderschlagen. Wenn wir die Blätter umwenden, so wird uns manchmal zu Mute sein, als wenn wir ein elektrisches Knistern hören. Aus jeder Seite wird ein Lebendiger zu uns reden, und ihr werdet erstaunen, wie viel er uns zu sagen hat."

Anton E. Schönbach in der „Wiener Abendpost": „Kürnberger bildet als Mensch und Autor ein nicht mehr auszuscheidendes Ferment in unserer Literatur, dessen Treibkraft wir noch lange unserer Schwäche zu Hilfe rufen werden."

## Die Liebesbriefe des Fräulein Julie von Lespinasse.

**Deutsch von Arthur Schurig. Mit einer Einleitung von Wilhelm Weigand. Mit 2 Bildbeilagen. Titel und Einband von Professor Peter Halm. Einmalige Auflage von 885 numerierten Exemplaren. Einfache Ausgabe broschiert Mk. 12.—, in Halbleder gebunden Mk. 15.—. Luxusausgabe (Nr. 1 bis 35 auf van Geldern Bütten in Ganzleder) Mk. 30.—.**

Dr. Hartmann in der „Königsberger Hartungschen Zeitung": „Und diese Briefe verdienen freilich eine eigene Ausgabe. Sie sind ein Stück Menschentum und Menschenleiden, zu dem es nur wenige Seitenstücke gibt. Ein Feuerbrand in trockene Buchstaben gefaßt. Ein Drama, dessen psychologische Wahrheit und Tiefe kein Dichter je übertroffen hat. Die Zahl der schönen Liebesbriefe



Paul Renner

Aus Die ergötzlichen Nächte des Giovan Francesco Straparola

Siehe Seite 154.



der Weltliteratur ist groß; aber andere Menschen, Dichter, Politiker, galante Damen oder Fürstinnen haben dann und wann, zu gewissen Zeiten, schöne Liebesbriefe geschrieben — die Lespinasse dagegen ist Liebesbriefschreiberin schlechthin. Sie ist eine Königin auf diesem Gebiet. . . . So entrollt sich in diesem einzigen Buche vor uns das Bild einer Menschenseele und eines Menschenlebens, dem weniges zur Seite zu stellen ist, und wer sich einmal mit den Liebesbriefen der Lespinasse befaßt hat, für den wird die Sammlung künftighin zu der bewußten Galerie der „besten Bücher" zählen, die der englische Rationalismus nicht müde wird, aufzustellen."

## Epigramme des Clément Marot.

Übersetzt von Margarete Beutler, herausgegeben von Friedrich Freksa. Mit Buchschmuck von Paul Renner. Einmalige Auflage von 350 Exemplaren. In Ganzpergament gebunden Mk. 20.—.

## Michel de Montaigne: Gesammelte Werke

in acht Bänden. Historisch-kritische Ausgabe mit Einleitungen nnd Anmerkungen unter Zugrundelegung der Johann Joachim Bodeschen Übertragung herausgegeben von Wilhelm Weigand und Otto Flake. Einmalige Auflage von 1600 numerierten Exemplaren. Einfache Ausgabe: broschiert Mk. 5.—, in Halbleder gebunden Mk. 7.50 der Band; Luxusausgabe (Nr. 1—100 auf van Geldern in Ganzleder) Mk. 16.—. Band I und II sind bereits erschienen; als nächster folgt Band VII (im Dezember 1908).

Hans Benzmann im „Hamburger Fremdenblatt": „Diese Neuausgabe ist in der Ausstattung ganz im Stile der Zeit Bodes gehalten, in Druck, Papier und Einband, und ist als ein Meisterwerk moderner Buchausstattungskunst zu bezeichnen. . . . So pikant und persönlich er auch berichtet, er ist immer mit seinem Esprit bei der Sache. Zu der außerordentlich natürlichen, mehr heidnischen als christlichen Denkweise kam diese natürliche kunstlose und doch kraft ihrer Grazie, kraft ihrer Einfachheit fein künstlerisch wirkende Form. Auf eines wird in den vielen Aufsätzen über Montaigne nicht allzu oft hingewiesen auf seinen frischen und feinen und manchmal starken, ja genialen Humor. Oft ist es, als maskierten die Szenen den Spötter, und hinter dem breiten gesunden Lachen der alten Menschen kichert verständnisinnig der Sarkasmus des neuen. . . Ein Signum mehr, wie sehr dieser feine kluge nnd doch natürliche Mensch zu uns gehört."

## Perlen älterer romanischer Prosa.

Herausgegeben von Hanns Floerke und Albert Wesselski.

### Band I/III: Die Novellen des Franco Sacchetti, Bürgers von Florenz.

Aus dem Italienischen übersetzt und eingeleitet von Hanns Floerke. Mit einem Bildnis des Verfassers. Drei Bände. Einmalige Auflage von 850 numerierten Exemplaren. Einfache Ausgabe (in Halbpergament) Mk. 36.—, Luxusausgabe (Nr. 1—50 auf Holländisch-Bütten in Ganzpergament) Mk. 60.—.

Band IV: Die Sprichwortnovellen des Placentiners Antonio Cornazano.

Zum ersten Male verdeutscht von Albert Wesselski. Einmalige Auflage von 850 numerierten Exemplaren. Einfache Ausgabe (in Halbpergament) Mk. 8.—, Luxusausgabe (Nr. 1—50 auf Bütten in Ganzpergament) Mk. 20.—.

Band V/VI: Die hundert neuen Novellen des Anthoine de la Sale.

Übersetzt und eingeleitet von Alfred Semerau. Mit 10 Bilderbeilagen von Franz von Bayros. Zwei Bände. Einmalige Auflage von 850 numerierten Exemplaren. Einfache Ausgabe (in Halbpergament) Mk. 28 —, Luxusausgabe (Nr. 1—50 auf Bütten in Ganzpergament) Mk. 50.—.

Band VII: Die Novellen Girolamo Morlinis.

Zum ersten Male übersetzt, eingeleitet und erläutert von A. Wesselski. Mit 6 Bildbeilagen von Franz von Bayros. Einmalige Auflage von 850 numerierten Exemplaren. Einfache Ausgabe (in Halbpergament) Mk. 18.—, Luxusausgabe (Nr. 1—50 auf Bütten in Ganzpergament) Mk. 30.—.

Band VIII/IX: Die ergötzlichen Nächte des Giovan-Francesco Straparola von Caravaggio.

Aus dem Italienischen übersetzt und eingeleitet von Hanns Floerke. Mit 10 Bildbeilagen von Paul Renner. 2 Bände. Einmalige Auflage von 850 numerierten Exemplaren. Einfache Ausgabe (in Halbpergament) Mk. 28.—, Luxusausgabe (Nr. 1—50 auf Bütten in Ganzpergament) Mk. 60.—.

Band X/XI: Das Heptameron oder Die Erzählungen der Königin Margareta von Navarra.

Eingeleitet, übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Alfred Semerau. Mit Faksimilereproduktion der 74 Vollbilder und 144 Titel- und Schluß-Vignetten von Freudenberg u. a. 2 Bände. Einmalige Auflage von 850 numerierten Exemplaren. Einfache Ausgabe (in Halbpergament) ca. Mk. 30.—, Luxusausgabe (Nr. 1—50 auf Van Geldern in Ganzleder) ca. Mk. 60 —.

# Hanns Floerke: Über Perlen älterer romanischer Prosa.

„Das Übersetzen ist und bleibt eines der wichtigsten und würdigsten Geschäfte in dem allgemeinen Weltverkehr.“ Goethe.

Was bei der Lektüre alter italienischer Novellen zuerst in die Augen springt, ist ihr Realismus. Die Geburt der Novelle und die Geburt des neuzeitlichen Realismus fallen annähernd in dieselbe Zeit. Das Mittelalter, bis gegen Ende des XIII. Jahrhunderts, wußte nichts vom Realismus, weil der mittelalterliche Mensch in seiner religiösen Befangenheit, seinem asketischen Wahn und seinem dumpfen Aberglauben die Dinge und Geschehnisse fast immer durch ein seltsam gefärbtes Medium sah. Die Folgen der Kreuzzüge: die enge Berührung mit dem Orient, das Aufblühen des Seehandels und die Entwicklung der

italienischen Städte schufen hier Wandel. Scharf umrissen erhoben sich je länger je mehr eigenartige Individuen aus der gleichförmigen Masse und wurden als solche erkannt. „Mit Ausgang des XIII. Jahrhunderts aber beginnt Italien von Persönlichkeiten zu wimmeln; der Bann, welcher auf dem Individualismus gelegen, ist hier völlig gebrochen; schrankenlos spezialisieren sich tausend Gesichter.“ Die Welt ward bunter, mannigfaltiger und bewegter, und entsprechend schärften sich die Augen für die Besonderheiten des Einzelnen, ergötzten sich an den Bizarrerien, die diese Befreiung des Menschen, wie er in Wirklichkeit war, von dem Menschen, wie er nach dem Wunsch von Äkstatiker und Asketen sein oder wenigstens scheinen sollte, mit sich brachte, und es entstand eine Fülle von Beobachtern, die einen besonders sicheren Blick für die Schwächen ihrer Mitmenschen zeigten. Die Beobachtungsfreude, die mit Dante anhebt, ist den Italienern seitdem in Fleisch und Blut übergegangen.

Die Kunst des Sehens zog notwendig die Kunst des Mitteilens nach sich. Auf den Plätzen und an den Straßenecken von Florenz, im Kreise der Müßigen, wurde sie zuerst geübt, hier schärfte sich die Fähigkeit des pointierten witzigen Erzählens, und was der Gatte an neu Erlauschtem mit nach Hause brachte, gab die Frau, die bisher, wenn sie

„den Flachs vom Rocken spann,
Erzählte der Familie Geschichten,
Von den Trojanern, Fiesole und Rom“,

ihren Nachbarinnen weiter.

In den ältesten Novellensammlungen, namentlich in den „Hundert alten Novellen“ findet sich zwar noch manches Trümmerstück aus der überwundenen alten Zeit, das in die Kategorie der „Geschichten von den Trojanern, Fiesole und Rom“ gehört, aber mit Francesco da Barberino war hier der Realismus erwacht und die alten Stoffe werden immer mehr mit modernen Zügen belebt, die der persönlichen Beobachtung des Verarbeiters zu danken sind. Boccaccio nimmt (ebenso wie die „Hundert alten Novellen“) seine Stoffe, woher er sie nur immer bekommen kann: Europa und Asien, die Antike und seine eigene Zeit macht er sich tributpflichtig, aber überall ist es sein scharfer florentiner Beobachtergeist, der den Stoff durchleuchtet, farbig und lebendig macht, sein florentiner Witz, der ihm die Wirkung auch auf die Leser spätester Jahrhundert sichert. Bietet sein Dekameron dem

Sittengeschichtsforscher schon eine reiche Fundgrube, so kommt er noch mehr bei seinem jüngeren Zeitgenossen Franco Sacchetti auf seine Rechnung, der als Novellist zwar kein Dichter, wohl aber ein um so schärferer Beobachter und ein schonungsloser Satiriker ist. Das Ewigmenschliche und Allzumenschliche, dieses unendlicher Variationen fähige Thema, steht bei ihm fast ausschließlich auf der Tagesordnung. Alles, was er bietet, ist echt — nicht immer im Sinne der Autentizität, wohl aber der Beobachtung, darum vermögen wir auch seine Naivitäten zu genießen.

Noch ein anderes ist für die Novellen charakteristisch: Der Unterdrückung der menschlichen Natur, die sich die vergangene, asketisch gerichtete Zeit hatte zuschulden kommen lassen, war die Reaktion gefolgt: ein mächtiges Auflodern der Sinnenlust. Wie der Einzelne für den Einzelnen ein bisher kaum gekanntes Interesse gewann, so sahen sich jetzt auch die Geschlechter gegenseitig mit anderen, mit freieren Blicken an, trat der Verkehr zwischen Mann und Weib in den Vordergrund des Lebens. Im 15. Gesang des Paradiso, dem auch die oben zitierten Verse entnommen sind, preist Dante die Einfachheit und Sittsamkeit der florentinischen Frauen zur Zeit seines Urgroßvaters. Zu seiner eigenen Zeit war es anders geworden:

„Vor meinem Blicke liegt die Zukunft schon,
Von der die Stunde jetzt nicht gar so fern ist,
In der man von den Kanzeln wird verbieten
Den schamlos frechen Frauen von Florenz,
Beim Ausgehn so entblößt die Brust zu zeigen",

läßt er seinen Freund Forese Donati im 23. Gesang des Purgatorio sagen:

Es ist klar, daß die Novellenliteratur ein Spiegel dieses Verhältnisses werden mußte, und sie wurde es in dem Maße, daß sich mit dem Begriff Novelle meist die Vorstellung des Schlüpfrigen verbindet. Doch muß betont werden, daß es den alten Novellisten keineswegs hauptsächlich darauf angekommen ist, skabröse Geschichten zu schreiben: sie schrieben sie vielmehr, weil das Verhältnis zwischen Mann und Weib überhaupt im Mittelpunkt des Interesses stand, und dies um so mehr, je weniger ungescheut es in der Vergangenheit hatte zum Ausdruck kommen können. Der heiße Atem der Zeit, nicht des Schriftstellers, ist es, der uns aus den Novellen in erster Linie entgegenweht. Man kann die Renaissance nicht verstehen, wenn man

die Novellenliteratur nicht kennt: die gewaltig gesteigerte Geschlechtlichkeit dieser vulkanischen Periode, die darin zum Ausdruck kommt, war der Boden, aus dem ihre großartige Kunstblüte hervorbrach.

Die beiden wichtigsten Repräsentanten des florentiner Geistes in der Novelle außer Boccaccio und Sacchetti, sind Firenzuola und Grazzini (il Lasca). Der Benediktinermönch Firenzuola, ein glänzender Schriftsteller, voller Leben und Kraft und meisterhafter Schilderer von Liebesabenteuern; sein jüngerer Zeitgenosse Grazzini, Gründer zweier berühmter florentiner Akademien, der Hauptvertreter des florentiner Witzes, voller Originalität und von verblüffender Unbefangenheit. Es ist die Zeit Michelangelos, die er schildert, und Schüler und Genossen des Meisters sind es, die bei einigen seiner besten „Burlen" die Hand im Spiele haben.

Immer breiter ergoß sich seit Boccaccio der Strom der Novellistik über Italien, und es gab keinen Hof auf der Halbinsel, wo man sich nicht am Vorlesen oder Erzählen der Anekdoten, Schwänke und Liebesgeschichten, die wir unter dem Namen Novellen zusammengefaßt sehen, erfreut hätte. Auch im Vatikan hatte man Verständnis dafür, durfte doch um vom „Bugiale" poggiesken Angedenkens zu schweigen, Firenzuola den Mediceer Klemens VII. durch Vorlesung seiner für unsre Begriffe recht weitgehenden „Liebesgespräche" ergötzen! In Ferrara dichtete der Placentiner Cornazano, dessen Sprichwortnovellen „die Anmut jener des Boccaccio oder der Königin von Navarra und das Pikante von Poggios Facezien haben"; in Venedig außer Girolamo Parabosco der so erfolgreiche Straparola, der in seinem für den Literaturhistoriker wichtigen „Ergötzlichen Nächten" neben echten Novellen als Erster in Europa wunderbare Märchen erzählt und viel uraltes Volksgut verarbeitet hat; in Neapel der berüchtigte Morlini, der wie Poggio lateinisch und ebenso anschaulich und konzis schrieb wie dieser; ebendort der witzig-bizarre Märchenerzähler Basile, dessen Pentamerone eine wahre Schatzkammer für den Sprachforscher und Kulturhistoriker ist; in Salerno der berühmte Sittenschilderer und gewandte Erzähler Masuccio; in Siena der interessante und noch so wenig bekannte Pietro Fortini; auf Schloß Bazens, der Exbischof von Agen Matteo Bandello, der fruchtbarste von allen; in Mantua Torquato Tassos Freund Ascanio de' Mori, Verfasser eleganter Novellen, denen z. T. eigene Erlebnisse zugrunde lagen; in Lucca, zur Zeit Sacchettis, Giovanni Sercambi, einer der

ungeniertesten von allen — um nur die wichtigsten und unterhaltendsten zu nennen.

Die Welle der Novellistik schlug auch nach Frankreich hinüber. Von den „Hundert alten Novellen", Boccaccio und Poggio befruchtet, entstanden die „Hundert neuen Novellen" des Anthoine de la Sale, das erste und schönste Novellenbuch der französischen Literatur, niedergeschrieben auf Ansuchen Philipps des „Guten" von Burgund, von einem Kenner und Feinde der Frauen, ein Werk von nicht geringem sittengeschichtlichen Wert und einer eigenartigen schlichten Anmut. Fast hundert Jahre später entstanden zwei andere Werke dieser Art, von denen das eine, das graziöse Heptameron der Königin von Navarra, allgemein bekannt und geschätzt ist, während das andere, die „Erzählungen und heiteren Gespräche" des mit der Königin von Navarra befreundeten, mit echt französischem Esprit begabten Bonaventure des Periers, trotz seines dem Heptameron kaum nachstehenden Wertes, in Deutschland so gut wie unbekannt ist.

Ganz unabhängig von den italienischen sind die spanischen Novellen: die geniale 1501 erschienene „Celestina" von Fernando de Rojas, eine der bedeutendsten Schöpfungen der spanischen Literatur und nach Ferd. Wolf eines Shakespeare würdig, und die genugsam bekannten „Musternovellen" des Cervantes.

---

Die Sammlung „Perlen älterer romanischer Prosa" hat begonnen, die wichtigsten und sittengeschichtlich interessantesten der vorgenannten Novellenwerke dem deutschen Publikum in vollständigen Ausgaben zugänglich zu machen und will, von wenigen Ausnahmen abgesehen, Werke bieten, die noch nicht ins Deutsche übertragen wurden, oder deren früher einmal vorhandene Übertragungen (wie dies bei Straparola und Grazzini der Fall) verschollen sind. Der Verlag wendet der Ausstattung die größte Sorgfalt zu und ist bestrebt, die einzelnen Werke bei gleichem Format möglichst abwechslungsreich zu gestalten. Wenn die Sammlung, die mit den in Vorbereitung befindlichen Bänden schon jetzt eine unerschöpfliche Schatzkammer alter Novellistik bildet, ausgebaut sein wird, dürfte sie Anspruch darauf haben, als einer der kostbarsten Bestandteile jeder Liebhaberbibliothek zu gelten, in der sie sich findet.

Bisher sind erschienen:

Sacchetti: Novellen, 3 Bände. Cornazano: Sprichwortnovellen. De la Sale: Die hundert neuen Novellen, 2 Bände. Morlini: Novellen. Straparola: Die ergötzlichen Nächte, 2 Bände.

Demnächst gelangen zur Ausgabe:

Firenzuola: Novellen und Gespräche über die Schönheit der Frauen, 2 Bände. Fernando Rojas: Celestina. Königin von Navarra: Heptameron, 2 Bände.

In Vorbereitung:

Fortini: Novellen. Des Periers: Novellen und Cymbalum Mundi. Grazzini: Novellen.

## Die Fragmente des Petronius

und vier Liebeselegien des Ovid in Umdichtung von Alexander von Bernus.

Bereichert durch eine Weih-Hymne und ein Nachwort. Einmalige Auflage von numerierten 325 Exemplaren. In Ganzpergament geb. Mk. 15—, Luxusausgabe (No. 1—25) auf kaiserlich Japan in Ganz-Schweinsleder gebunden Mk. 30.—.

„Zeitschrift für Bücherfreunde": „Alexander Freiherr von Bernus hat ... bereits gezeigt, wie ausgezeichnet er die Form beherrscht. Dies glänzende Formtalent besticht auch in seinen „Fragmenten des Petronius und vier ovidischen Liebeselegien", die jüngst in höchst luxuriöser Ausstattung bei Georg Müller in München erschienen sind. Die Poesien sind in Quart gedruckt, und zwar stehen immer nur je zehn Zeilen in schwarz und rot auf einer Seite. Dadurch bekommt das Ganze etwas Getragen-feierliches. Es läßt sich nichts dagegen sagen; es liegt eine große Vornehmheit in den weißen Seiten, von denen die Textzeilen sich wundervoll abheben. Der Druck ist ausgezeichnet; der Einband in Ganzschweinsleder mit seinem klaren Goldaufdruck wirkt wundervoll."

## Adolf Pichler: Gesammelte Werke.

Siehe Abteilung: Romane, Novellen, Lyrik, Theater.

## Die Facezien des Poggio Fiorentino.

Aus dem Lateinischen übersetzt und eingeleitet von Hanns Floerke. Mit einem literaturhistorischen Anhang von Albert Wesselski. Einmalige Auflage von 1000 numerierten Exemplaren in Ganzpergament Mk. 12.—. (Vergriffen.)

## Alexander Puschkin: Sämtliche Werke

in neun Bänden. Historisch-kritische Ausgabe unter Mitwirkung namhafter Übersetzer herausgegeben von Dr. Otto Buek. (Beginn des Erscheinens 1909.)

## Franz Rabelais: Garguanta und Pantraguel.

Aus dem Französischen verdeutscht durch Gottlob Regis. Neu herausgegeben und mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Wilhelm Weigand. Einmalige Auflage von 650 numerierten Exemplaren. 2 Bände. Ausgabe auf Hadernpapiere in Halbpergament Mk. 33.—, Luxusausgabe auf van Geldern in Ganzpergament Mk. 66.—. (Vergriffen).

## August Strindberg: Sämtliche Werke.

Siehe Abteilung: Romane, Novellen, Lyrik, Theater.

## William Makepeace Thackeray: Gesammelte Werke.

Erste Reihe in zwölf Bänden. Zum erstenmal vollständig ins Deutsche übertragen von Heinrich Conrad. Subskriptionspreis des gehefteten Exemplars Mk. 4.—, des gebundenen Exemplars Mk. 5.50. Einzelpreis: der Band 1 Mk. mehr. Luxusausgabe (100 numerierte Exemplare auf van Geldern in Ganzleder) Mk. 16.— jeder Band.

Band 1. Feine Gesellschaft. (Die verhängnisvollen Stiefel. Erinnerungen des Herrn Charles Yellowplush. Die Liebesabenteuer des Herrn Deuceace. Tagebuch des Herrn Cox.) Band 2/4. Jahrmarkt der Eitelkeit. Band 5. Das Snobsbuch. Die vier George Band 6/8. Die Geschichte von Pendennis. (Sein Glück und Mißgeschick, seine Freunde und sein größter Feind.) Band 9/10. Humoristische Novellen. („Samuel Titmarsh und der große Hoggarty Diamant" und andere Novellen. Band 11. Englische Humoristen des Achtzehnten Jahrhunderts. Band 12. Barry Lindon. (Band I mit einer Einleitung von Friedrich Freksa und einem Bilde Thackerays erscheint im November 1908.)

## Iwan Turgenjew: Sämtliche Werke.

In 12 Bänden. Unter Mitwirkung namhafter Übersetzer herausgegeben von Dr. Otto Buek. Buchausstattung von E. R. Weiß. Subskriptionspreis: Geh. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.— jeder Band, Einzelpreis je 1 Mk. höher; Luxusausgabe (100 numerierte Exemplare) der Band Mk. 15.—.

Inhalt: I. Bd. Memoiren eines Jägers. II. Bd. Väter und Söhne. Am Vorabend. III. Bd. Rauch. Das Adelsnest. IV. Bd. Neuland—Rudin. V.—VIII. Bd. Novellen. IX. Bd. Klara Militsch. Gedichte in Prosa. Lyrische Gedichte und Epigramme X. u. XI. Bd. Dramen. XII. Bd. Aufsätze, Kritiken, Reden und Briefe. (Beginn des Erscheinens Dezember 1908.)



Franz von Bayros

Aus de la Sale, Die hundert neuen Novellen








Prinz Kuckuck /

Leben / Taten / Meinungen und Höllenfahrt eines Wohllüstlings //.

In einem Zeitroman von Otto Julius Bierbaum /

/ Erster Band /

München und Leipzig bei Georg Müller

1907



Heinrich Bebels Schwänke

Erster Band



SONDERBARE GESCHICHTEN

von

Otto Julius Bierbaum

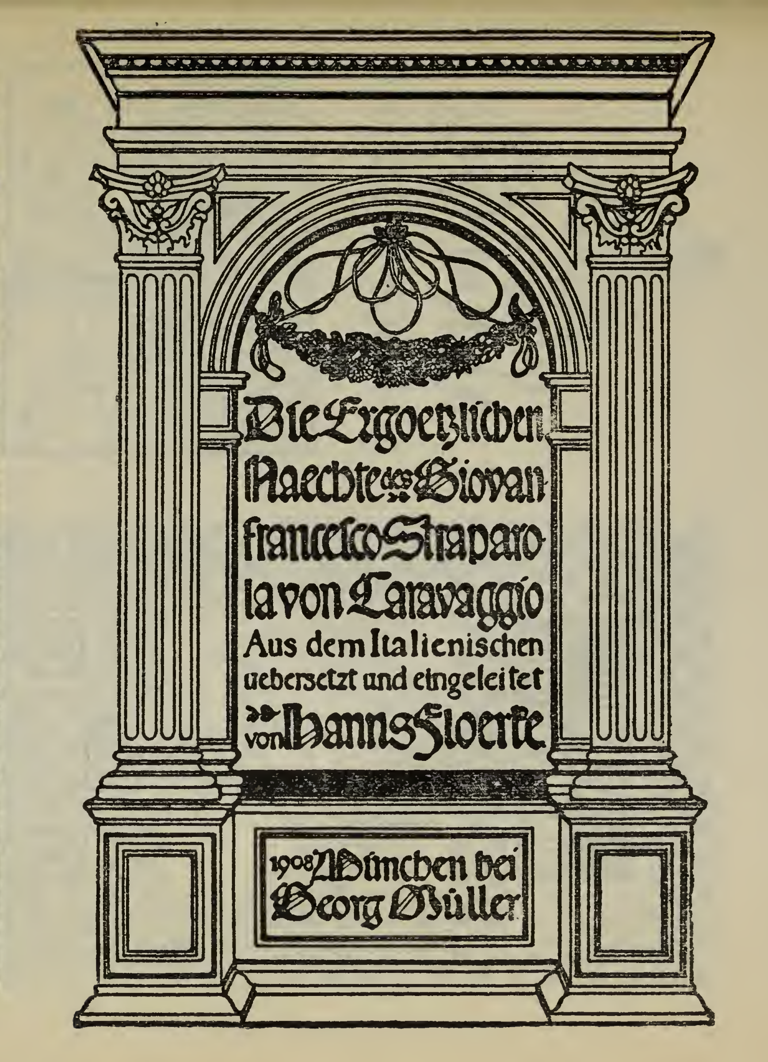
Erste Abteilung

Schmulius Cäsar & andre Erscheinungen

O. J. B.

Bei Georg Müller in München u. Leipzig

Weihnachten 1908



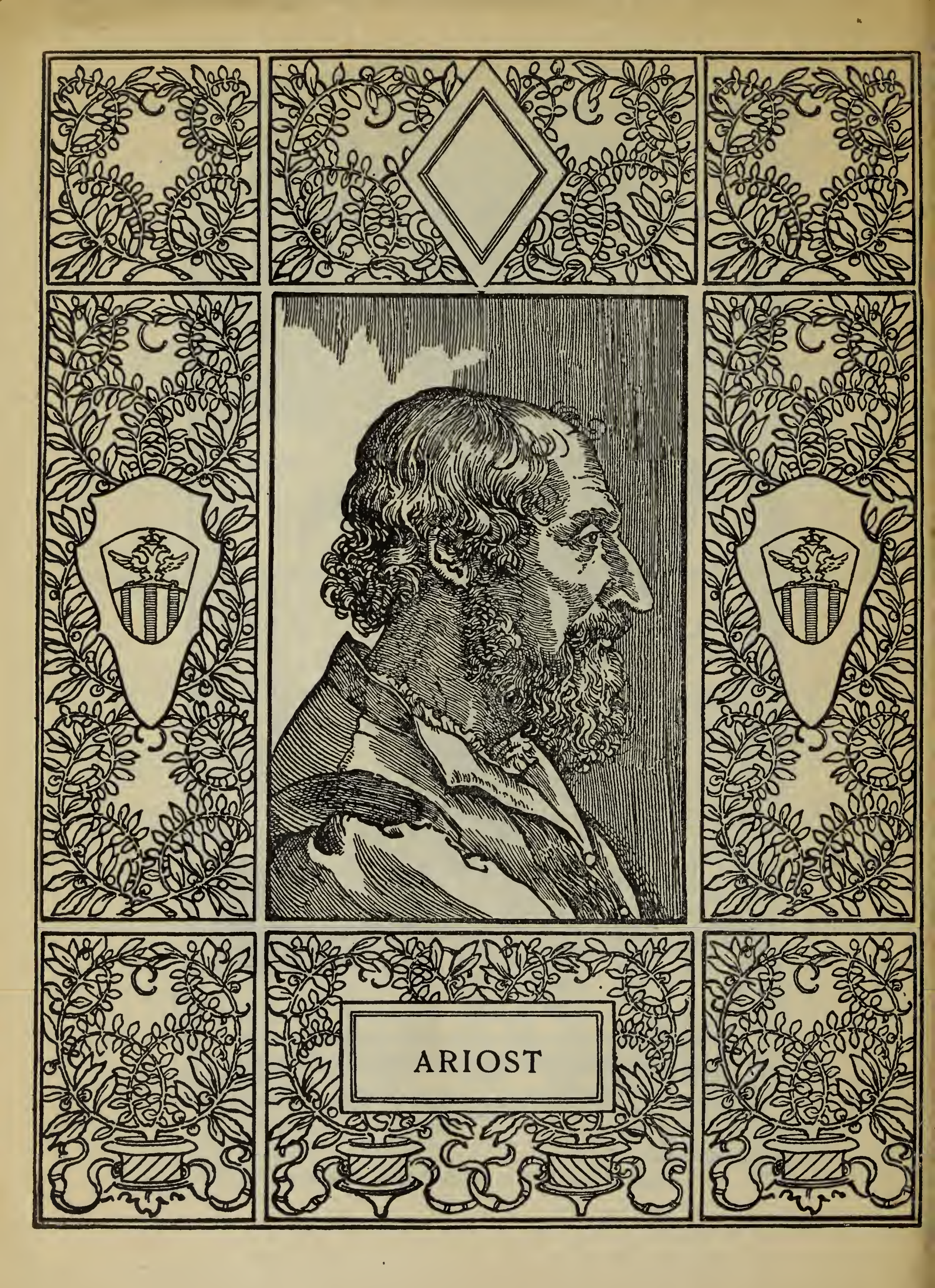
Die Ergoetzlichen Naechte des Giovan francesco Straparola von Caravaggio

Aus dem Italienischen uebersetzt und eingeleitet von Hanns Floerke

1908 München bei Georg Müller



Franz von Bayros
Aus Diderot, Die geschwätzigen Kleinode


ARIOST




Georg Müller Verlag